

Wolfgang Berg

Wilhelmine

Was ich euch noch sagen wollte

1)

Kleine Geschichte für Euch

1925 gleich nach Ostern war mein erstes Kindfest. Da stellte mir der Lehrer die Frage: "Welches Fest ist das schönste? Weihnachten, Ostern oder Fingstfest?" Ich meldete mich u. sagte "Das Osternfest". Andere sagten, Weihnachten wäre schön u. einige wenige meinten Fingstfest. Der Lehrer gab mir allen Recht. Die meisten waren für's Osternfest, u. das war die einzige Sicht, wie es nicht später herstellte. Ich hatte 5 Paten, mein Bruder Reinhard u. n. Pfarrer, die jüngste hatte 10 Paten. Uneheliche Kinder, wie ich es war, durften höchstens 5 Paten haben. Bis zum 12. Lebensj. holten sich die Kinder ihre Gedanken mit Annahme des 1. Lebensj. u. der 2. J. bis zur Konfirmation. Da kam die Paten u. brachten ihrem Patenkinder das Gedanken ^{festen}. Es war die Zeit nach dem 1. Weltkrieg, in der es besonders viele arme u. sehr arme Familien gab. (an den Lehrer gehörte ich) Entsprechend ^{festen} wurde die Gedanke aus. Dem alten Brauch nach, best. es am 1. Oktosammel in Form eines

Wilhelmines Geschichte, Kopie ihrer ersten geschriebenen Zeilen.

Wolfgang Berg

Wilhelmine

Was ich euch noch sagen wollte

© 2025 Wolfgang Berg

Umschlaggestaltung und Illustration : Wolfgang Berg

Druck und Vertrieb: tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig.

ISBN: 978-3-384-00983-8



Spreewald



Spreewaldhaus, ähnlich dem Elternhaus von Wilhelmine

Vorwort

„So, Kinder, jetzt habe ich wieder viel zu viel erzählt“, sagte Wilhelmine wie so oft zu den Zuhörern ihrer alten Geschichten. Sie stand auf und gab ihnen zu verstehen, dass sie jetzt gehen könnten. Sie würde sich einen Tee brühen, Abendbrot essen und dann zu Bett gehen. Doch nach kurzem Schweigen fügte sie hinzu:

„Wartet noch einen Moment, ich habe etwas für euch!“ Es ist nichts Besonderes, aber ich dachte, ich zeige es euch trotzdem. Aus dem Wohnzimmerschrank holte sie handgeschriebene DIN-A4-Blätter und gab sie ihrem Sohn.

Das war an einem Samstag im Frühjahr 2008, aber schon am nächsten Morgen forderte sie ihre niedergeschriebenen Erinnerungen zurück.

Ihre unzähligen Geschichten und dieses Ereignis haben mich sehr inspiriert und motiviert, diese fesselnde Familiensaga zu schreiben. Vielen Dank, Wilhelmine!

Ihr Sohn

A handwritten signature in black ink, reading "Wolfgang Berg". The signature is fluid and cursive, with "Wolfgang" on the top line and "Berg" on the bottom line.

Kapitel 1

Nein, ich war noch nicht richtig wach. Ich träumte in meinem warmen Federbett noch einen schönen Traum aus. Der gleichmäßige Rhythmus des Plätscherns, der seinen Ursprung im Eimer neben meinem Bett hatte, fügte sich nahtlos in diesen Traum ein. Die Klänge waren wie eine vielschichtige Melodie, die ich aus jedem aufgeschlagenen Tropfen heraushörte.

Ich blickte nach oben und entdeckte einen großen braunen Fleck auf der weiß gekalkten Lehmdecke. Seine Umrandung erinnerte an eine abstrakte Form mit kunstvoll gestaltetem Muster. Im Zentrum dieses Flecks bildete sich in rascher Folge ein Wassertropfen, der dann im Eimer sein Ziel fand.

Ein lautes Geräusch unterbrach meine Träumerei. Es war die Haustür, die Mama sicher mit großem Kraftaufwand in ihren Rahmen fallen ließ – mit Erfolg. Sie hatte soeben ihre Tochter geweckt.

„Mama, Mama!“, rief ich aufgeregt, „der Eimer läuft über!“ Dann wurden meine schönen Träumereien endgültig von Mamas Schimpfkanonaden abgelöst.

„Der alte Suffkopf treibt sich nur in den Kneipen herum, statt das Dach zu reparieren!“

„Welcher alte Suffkopf?“, wollte ich wissen.

„Na, Papa, wer denn sonst? Frag nicht so viel und steh lieber auf! Waschen, Zähne putzen, los, los, wir haben keine Zeit! Nimm das Wasser gleich aus dem Eimer, dann wird er auch nicht mehr überlaufen. Es ist auch nicht so braun, wie das Wasser aus der Pumpe.“

„Ja, Mama, ich stehe ja schon auf.“

Ich richtete mich in meinem Bett auf und verharrete einen Moment im Schneidersitz. Durch die offene Zimmertür konnte ich bis zum löchrigen Strohdach des Flures sehen. Hier drangen bereits die ersten Sonnenstrahlen durch und lösten den eben noch heftigen Regenschauer ab. Geblendet sprang ich aus dem Bett und verfehlte nur knapp die bereitstehenden Holzpantoffeln. Ich stapfte auch lieber barfuß durch den weißen Sand des feuchten Bodens. Dabei betrachtete ich meine Fußspuren, die sich interessant von den mit einer Harke gezogenen parallelen Linien abhoben.

Die Träume der Nacht waren nun endgültig gewichen und ich konnte wieder klare Gedanken fassen: „Es ist Ostersonntag und Mama will mit mir zu meinen Patentanten gehen. Dies wird voraussichtlich bis zum Abend dauern.“

Schnell füllte ich die Waschschüssel mit klarem Regenwasser aus dem Eimer, schüttete mir zwei Hände voll Wasser ins Gesicht und glaubte, fertig gewaschen zu sein. Mama ermahnte mich jedoch:

„Keine Katzenwäsche, mein Kleines; Du musst dich bei den Patentanten in deinen neuen Sachen sauber präsentieren!“

„Neue Sachen?“, wunderte ich mich. Ich nahm den Waschlappen und strich mit der harten, groben Kernseife darüber. Endlich hatte ich so viel Seifenschaum produziert, dass Mama sich mit meinem Waschen zufrieden gab. Dann lüftete sie das Geheimnis des Zähneputzens.

„Minka!“, rief sie, „Überraschung! Eine Zahnbürste! Jeden Tag werden ab heute die Zähnchen geputzt, damit sie immer schön weiß bleiben und dir nicht verloren gehen. Das darfst du auch nicht vergessen, sonst siehst du bald so aus, wie die alte ‚Sultkanka‘.“ Was ich indessen als Geschenk in den Händen hielt, war ein Knochen, in den in regelmäßigen Abständen kurz gestutzte Schweineborsten versenkt waren. Mama erklärte mir die Funktion dieses „modernen“ Zahnpflegegerätes und dann rubbelten wir mit diesem in meinem Mund herum.

„Und das soll ich nun täglich machen?“, fragte ich etwas verunsichert.

Mutters Geschenke kamen nicht immer so gut bei mir an. Meist waren es praktische Dinge, die ich sowieso irgendwann brauchte.

„Mama, ich ziehe mich jetzt an.“, sagte ich.

„Minka, warte noch einen Moment mit dem Anziehen!“, antwortete Mama, ging zum Schrank und kam von dort mit einer wendischen Tracht auf den Armen zurück. Dieses umfangreiche Kleidersortiment breitete sie auf meinem Bett aus. Es fand kaum Platz darauf.

„Selber genäht!“, sagte sie stolz und wies dabei auf Trägerrock, Schürze, Samtweste, Schultertuch und Haube. Mein Gesicht

muss dieses Freude ausdrückende Strahlen meiner Mutter nicht gerade erwidert haben, denn sie fragte verwundert:

„Freust du dich denn überhaupt nicht?“

In meinem Kopf spielte sich das Anziehen dieser Sachen ab, wo-von ich wusste, dass es sehr umständlich war und viel Zeit in An-spruch nehmen würde. Außerdem fand ich damals Mamas wen-dische Sachen nicht so schick wie die der deutsch gekleideten Frauen in Burg-Dorf.

„Mama, ich will diese Tracht nicht haben!“, sagte ich trotzig. Mutter fiel fast aus allen Wolken.

„Aber Kind, du solltest dich über die Tracht freuen und dankbar sein. Andere Kinder im Dorf haben so eine schöne Tracht gar nicht.“

Das wusste ich, aber ich wollte lieber ein normales, schönes Kleid, wie es die meisten Mädchen im Dorf trugen, ein Kleid, das ich schnell an- und ausziehen konnte.

Minuten später stand ich in Unterwäsche vor meiner Mutter und ließ die Prozedur des Anziehens über mich ergehen. Jetzt half kein Weinen und Zetern. Ich musste den ständigen Ermahnungen zum Stillstehen oder zu anderen erforderlichen Handlungen fol-gen, bis ich nach einer Stunde angezogen und somit reisefertig war.



Wilhelmine mit Mutter Luise

Kapitel 2

Wie ein Hündchen lief ich neben meiner Mama her, in der Hand eine Semmel, an der ich kaute. Wir hatten sie als Proviant mitgenommen; nicht zum Sattwerden, denn schließlich sollte bei den Paten noch ein guter Appetit vorhanden sein. Ich hatte mich meinem Schicksal ergeben.

Beim Laufen betrachtete ich Mutters wendischen Rock mit den bunten, gestickten Blumen darauf. Dann zog ich meine Schürze beiseite und bewunderte die Blumen auf meinem Rock. Auf einmal fand ich diese Kleidung gar nicht so schlecht. Mich plagte ein schlechtes Gewissen. Mama hatte sich bestimmt große Mühe beim Nähen meiner Tracht gegeben, da hatte sie meine Undankbarkeit nicht verdient. Unsere Blicke begegneten sich einen Moment. Jetzt hatte ich meine Mama wieder ganz lieb und als könnte sie Gedanken lesen, nahm sie mich in die Arme und drückte mich.

Hand in Hand führten wir unseren Weg ohne ein Wort fort. Ich ertappte mich schon lange dabei, Gefallen an unserer Reise zu finden, hatte meine Störrigkeit längst abgelegt und war offensichtlich mit meiner Mutter auf einer Wellenlänge. Schließlich wollte *ich* ja Geschenke bekommen. Meine Tracht fand ich nun sogar lustig. Ich sah fast wie Mama aus, nur eben viel kleiner.



Weg zu den Paten

Meine Mutter war eine zierliche Frau mit einem gutmütigen und fröhlichen Gesichtsausdruck. Obwohl sie in ihrem Leben nicht gerade vom Glück begünstigt war, hatte sie oft ein Lächeln auf den Lippen. Schon damals waren feine Nuancen in ihrem Gesicht zu erkennen, die ich nicht zu deuten vermochte. Ihr langes, schwarzes Haar trug sie akkurat gescheitelt und am Hinterkopf zu einem Knoten gebunden. Sie trug stets ein schwarzes Samtband über dem Kopf, möglicherweise zur Zierde, vielleicht auch für den Halt der Frisur. Zu besonderen Anlässen, wie an diesem Osterntag, trug Mama jedoch eine große, weit ausladende Haube, die ihre Frisur verdeckte. Lediglich der Mittelscheitel schaute an der Oberstirn noch heraus. Ich kannte meine Mutter ausschließlich in ihrer Tracht. Andere Kleidungsstücke hatte sie nicht. Ich konnte sie mir auch gar nicht anders vorstellen als in ihrer Tracht. Schritt für Schritt näherten wir uns unserem ersten Ziel. Die Vögel zwitscherten und in der Ferne hörte man das fröhliche Lachen von Kindern. Vielleicht hatten sie schon ihre Osternester

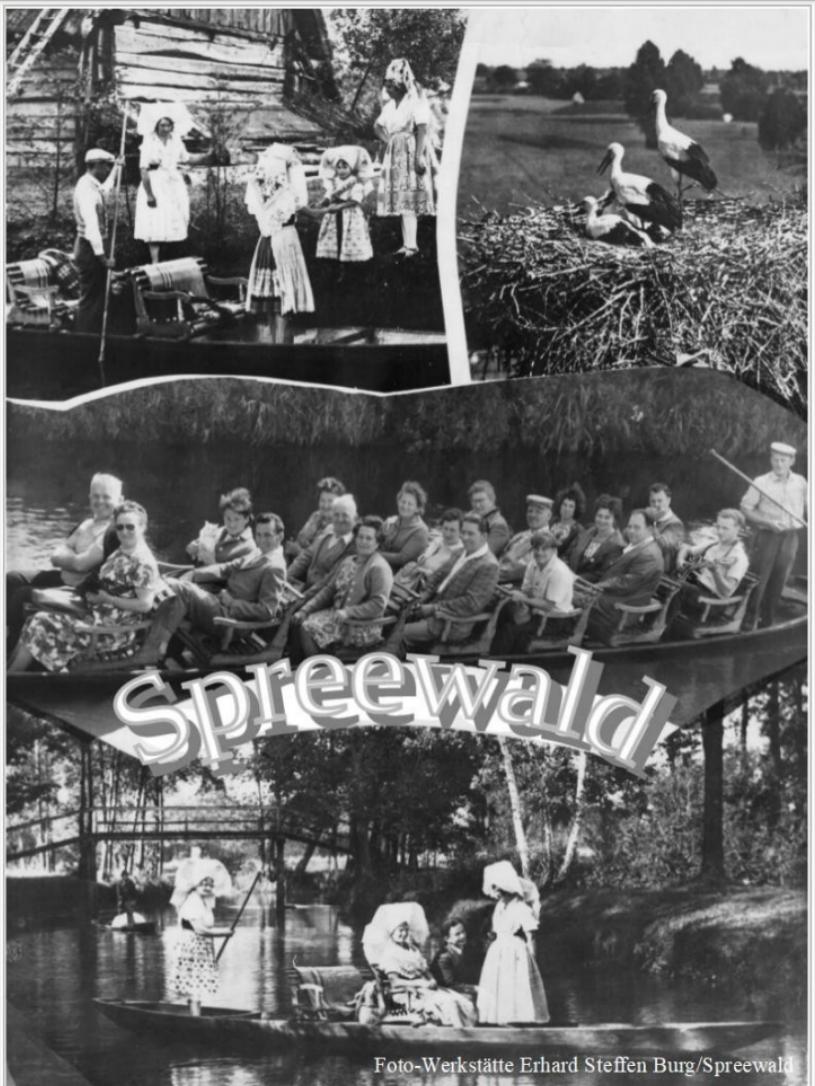
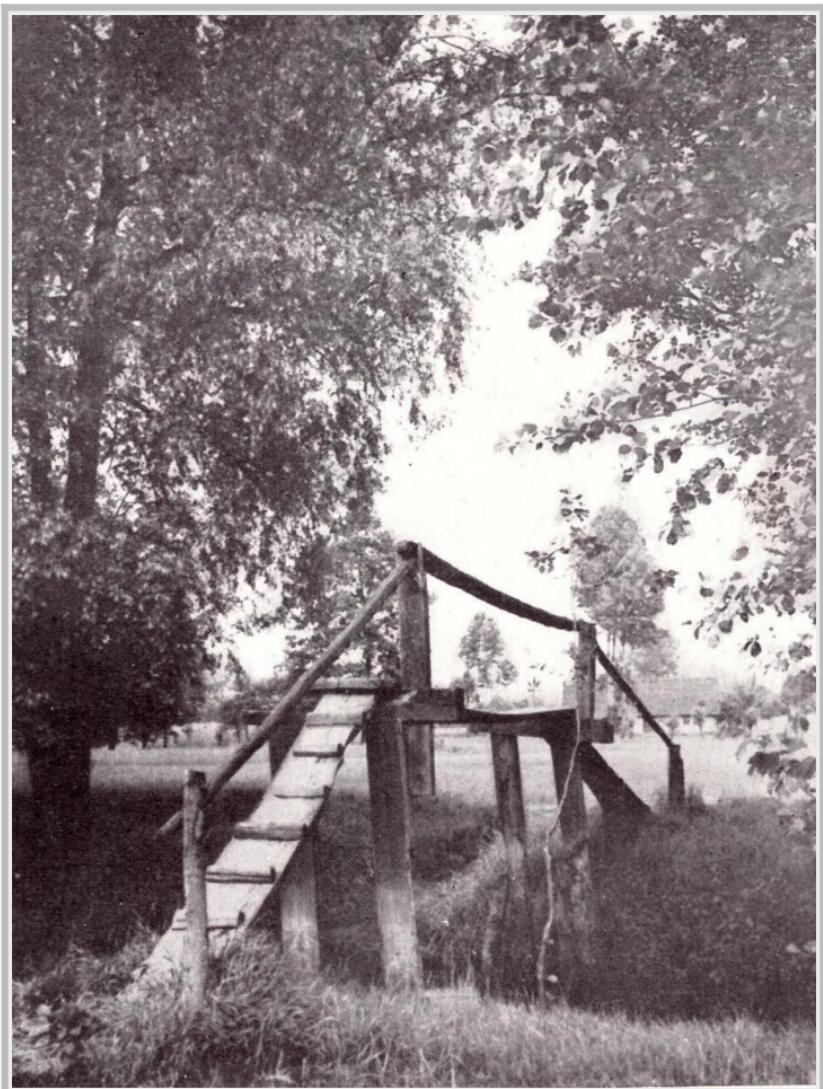


Foto-Werkstätte Erhard Steffen Burg/Spreewald

gefunden und freuten sich deshalb. Ich fühlte mich wie in einer verzauberten anderen Welt. Die Sonnenstrahlen drangen durch die Kronen der knorrigen Kopfweiden, die unseren Weg rechts und links flankierten. Mal waren sie grell und dann wieder verdeckt von den Zweigen. Blumen, die eben noch vom Regen der



Bank

Nacht fast erdrückt wurden, reckten nun befreit ihre Köpfe gen Himmel. Sie wiegten sich im Wind und nahmen dabei die Mor-

gensonnen gierig entgegen, um sich vom Nass der Nacht zu entledigen. Störche schnappten auf den feuchten Wiesen nach



Heuschober

Fröschen. Oft überquerten wir Fließe und Gräben, die sich wie Krakenarme durch die Landschaft zogen. Bänke waren es, über die wir dann gingen. So nennen die Spreewälder ihre nach oben gewölbten Brücken, die manchmal nur aus einzelnen Bohlen bestehen. Einem Kahnfährmann begegneten wir, der seinen Kahn voller Gäste unter solch einer Bank problemlos durch die Spree stakte. Seinem Gegenverkehr wich er gekonnt aus. Diese Gesellschaften genossen offensichtlich genau wie wir die Spreewaldlandschaft, dieses Geschenk der Natur. Burg-Kauper – so hieß das Dorf, in dem wir uns jetzt befanden. Hier sah es anders aus als in Burg-Dorf. Es gab viele kleine Wiesen- und Feldflächen, die von Gräben oder Fließen umgeben waren. An den Ufern wuchsen meistens Erlen. Heuschober, also um eine Stange gestapeltes Heu, gaben der Landschaft einen ganz besonderen Charme. Manchmal ragten diese Heugebilde noch aus den Resten des Winterhochwassers heraus.

Als unser Weg unter hohen, Schatten spendenden Erlen an einem Fließ vorbeiführte, stoppte Mama ihren Schritt. Sie zog ihr Taschentuch hervor, denn sie hatte Tränen in den Augen. Die plötzliche Traurigkeit meiner Mutter machte mich fassungslos. Ich konnte mir nicht erklären, warum sie so plötzlich weinen musste. Wir standen vor einem großen Haus. Es stach von den hier vereinzelt stehenden kleinen Spreewaldhäusern, die unserem Zuhause ähnelten, erheblich ab. Es hatte kein Strohdach, wie alle anderen Häuser weit und breit, sondern ein rotes Ziegeldach. Große Fenster mit bunten Butzenscheiben zierten die vorgebaute Veranda. Durch die geschmackvoll verzierte Eingangstür aus Eichenholz würde ich gerne gehen. Ratlos stand ich neben meiner Mutter und fragte ganz traurig:

„Mama, warum weinst du?“

Mama strich mir übers Haar und sagte:

„Das war mal mein Elternhaus, hier bin ich geboren.“

Ich konnte das nicht verstehen und fragte sofort:

„Und warum wohnen wir nicht mehr hier?“

„Als ich noch ganz klein war, hat mir meine Mama einmal erzählt, dass wir alle von hier wegziehen müssen.“

„Warum?“

„Nun, das ist eine lange Geschichte. Mein Papa und meine Mama waren sehr reich und haben dann plötzlich alles verloren. Deshalb mussten wir von hier weg und deshalb sind wir auch jetzt so arm. Später, wenn du größer bist, werde ich dir alles erklären. Jetzt bist du noch zu klein dafür.“

„Mama, ich möchte auch einmal reich sein“, sagte ich zu meiner Mutter. Da wurde plötzlich unser Gespräch von zwei wütenden Hunden unterbrochen, die mit gefletschten Zähnen über uns herfielen. Glücklicherweise hatte meine Mutter alles im Griff und konnte schnell in die große Tasche ihres wendischen Rockes greifen, in der sie extra für solche Zwischenfälle rohe Knochen aus der Fleischerei ihres Bruders deponiert hatte. Die Hunde stürzten sich jetzt auf die Knochen und wir konnten unseren Weg unversehrt fortsetzen. Vor lauter Aufregung hatte ich jedoch ganz vergessen, dass ich eigentlich vorhatte, reich zu werden.

Mein Magen fing an zu knurren.

„Mama, sind wir bald bei Tante Günther?“, fragte ich.

„Wir sind gleich da“, sagte Mama. „Sieh nur dort hinten das große Haus, dort wohnt Tante Günther.“

Ich sah ein auf einem Feldsteinsockel errichtetes Haus, auch mit roten Ziegeln eingedeckt.

„Aber so schön wie dein Elternhaus ist es lange nicht“, sagte ich.

„Jetzt sei endlich still!“, mahnte Mama. „Siehst du denn nicht, dass Tante Günther uns an ihrer Haustür schon erwartet?“

Meine Schritte wurden immer schneller, bald rannte ich und dann begrüßte ich Tante Günther mit „Dobry żeń“.

„Na Minka, kommst du nach rote Eier?“, fragte sie in wendischer Sprache.

Ich konnte sie verstehen, aber antworten wollte ich nicht. Wendisch konnte ich sowieso nicht so gut sprechen, deshalb beließ ich es meist beim Grüßen in dieser Sprache. Außerdem zweifelte ich an der Ernsthaftigkeit der Frage mit den „roten Eiern“. Ich sah die Tante ungläubig an. Bunte Ostereier und andere Geschenke hatte ich mir eigentlich vorgestellt und wusste nicht, dass dieser Osterbrauch des Patenbesuches „wir gehen nach rote Eier“ genannt wurde.

Inzwischen war meine Mama angekommen. So sehr ich mich auf Tante Günther gefreut hatte, so froh war ich jetzt, dass ich ihre vielen wendischen Fragen nicht mehr beantworten musste. Sie lachte über meine Antworten und ich dachte, sie lachte mich aus, weil ich nicht so gut wendisch sprechen konnte. Jetzt hatte sie sich viel mit Mama zu erzählen und ich konnte die Geschenke kaum erwarten. Tante Günther muss das bemerkt haben, denn sie unterbrach Mutter in ihrem Gespräch und sagte zu mir gewandt:



Ostersemmel



Das Walein



Giebel eines Spreewaldhauses



Կահովմարք

„Ja raz pó cerwjene jaja pójdu, Minka njamóžo je wěcej docakaś“ (Ich werde mal die roten Eier holen, Minka kann es doch nicht mehr erwarten).

Ich war glücklich, denn neben drei verschiedenfarbigen Eiern bekam ich dann auch noch eine Ostersemmel in Form eines flachen Spreewaldkahnes mit zwei Pfefferkuchen obendrauf – einer mit Abziehbild, der andere ohne.



Ostergeschenk

Das krönende Geschenk war aber eine Tasse mit meinem Namen in goldener Schrift versehen. „Maš teke dobry tykać? (Hast du auch guten Kuchen?)?“, fragte ich, nachdem ich meine Geschenke empfangen hatte. Ich hatte diese Frage zuvor gründlich durchdacht, Tante Günther sollte meine schlechte Aussprache nicht mitbekommen.

„Se wě, až mam teke dobry tykań!“ (Natürlich habe ich auch guten Kuchen!), sagte die freundliche Frau lachend. Sie hatte sicher das Knurren meines Magens gehört.

„Getta“, sprach die Tante meine Mutter an, „ich hole mal schnell den Kuchen aus dem Keller, die Minka verhungert uns sonst noch.“

Sie ging eine mit Klinkern gemauerte Treppe hinab und kam mit einem Teller voller Kuchen bald zurück.

Ich bestaunte inzwischen die gut ausgestattete Küche. Die weiß gestrichenen Fenster und Türen, die Fliesen auf dem Fußboden und die Kacheln an den Wänden beeindruckten mich sehr. Wir hatten zu Hause keine separate Küche, denn bei uns gab es ja nur einen Wohnraum.

„Tante Günther“, sagte ich, nachdem ich satt war: „Dein Kuchen schmeckt viel besser als unser zu Hause.“

„Ach“, sagte sie, „woanders schmeckt es immer besser.“

„Minka, frag nicht so viel!“, schaltete sich Mutter nun ein und sagte:

„Wir werden mal lieber gehen, sonst fragt sie dir noch Löcher in den Bauch. Außerdem haben wir noch einen langen Weg vor uns.“

Kaum hatten wir Günthers hinter uns gelassen, da bedrängte ich Mutter mit neuen Fragen:

„Mama, warum haben Günthers nicht so einen geharkten Fußboden wie wir und warum schmecken die Ostersemmeln und der Kuchen bei Günthers besser als bei uns?“

„Woanders schmeckt es immer besser!“, bekam ich auch von Mama zur Antwort.

„Und warum haben die keinen Sand in der Stube?“

„Das erzähle ich dir später.“

„Mama, warum schmeckt es woanders immer besser?“, bohrte ich nun energisch nach.

„Frag nicht so viel und hebe lieber die Beine beim Laufen!“

Ich hatte wieder keine richtige Antwort erhalten. Das machte mich misslaunig und ich hob jetzt betont auffällig meine Beine. Auf einmal hatte ich begriffen, wie arm wir wirklich waren und dass Mama mir nicht sagen wollte, dass es anderen Leuten besser ging. Ich spürte, dass sie damit höchst unglücklich war und fragte dann doch noch auf eine sanfte, fast fürsorgliche Art:

„Mama, sind wir arm?“

Meine Mutter sagte nun nichts mehr. Sie zog ihr Taschentuch hervor und versuchte ihre Tränen zu verstecken.

„Minna“, sagte sie nach einer Zeit des Schweigens, „wir sind sehr arm, aber glaube mir, mit Gottes Hilfe werden wir unsere Armut bald hinter uns lassen.“

„Mama, weine nicht, es wird bestimmt alles gut!“, sagte ich und dann ging ich in Gedanken versunken neben meiner Mutter her.

Längst hatten wir die nächsten Paten hinter uns gelassen. Die schwere Tracht wurde mir langsam zur Last. Die Haube drückte auf dem Kopf und der Trägerrock hing schwer auf meinen Schultern. Ich fühlte mich schlapp und wurde unzufrieden. Außerdem

wollten mir die Beine dann auch noch ihren Dienst versagen. Ich warf mich ins Gras neben dem Weg und nörgelte:

„Mama, ich kann nicht mehr laufen!“

„Minna!“, rief Mutter böse, „sofort stehst du auf! Mit dem neuen Rock darfst du nicht im frischen Gras liegen! Der bekommt grüne Flecke und die bekomme ich nicht mehr raus.“

Das hatte ich verstanden, stand sofort auf und trottete mit müden und mit schmerzenden Gliedern weiter neben meiner Mutter her.

Es war später Nachmittag, da hatten wir Burg-Dorf wieder erreicht.

„Wir sind bald bei Gratzens“, sagte Mama. „Von denen bekommst du bestimmt ein schönes Geschenk, denn sie sind ja unsere Verwandten und die haben auch etwas mehr. Weißt du was, Minka, du singst am besten Tante Graz ein Lied vor, vielleicht gibt's dann noch etwas obendrauf.“

Mama hatte ganz sicher ihre Gründe, als sie vorschlug, dass ich für Tante Graz singen sollte. Sie wollte mich aber auch bei Laune halten und begann selbst das Berliner Lied „Komm Karlineken, komm“ zu singen. Sie sang allerdings „Komm Karlinka, komm“. Ich sang es so mit, denn ich kannte es ja nicht anders. Als das Lied beendet war, sagte sie: „Bei Tante Graz wirst du das alleine singen.“

Sie wusste genau, dass ich das mit Vergnügen tue. Dann erzählte sie mir von Berlin, von meinem Vater. Ich hörte ihr aufmerksam zu und merkte, dass sie immer noch sehr an ihm hing. Sie erzählte mit einer bemerkenswerten Begeisterung.

Meine Mutter verfügte über die Fähigkeit, auf anschauliche Weise zu erzählen, und ihre Geschichten waren für mich stets von großem Interesse.

Wir hatten die letzte Patin erreicht, Tante Graz.

„Minka, ich dachte schon, du kommst heute gar nicht mehr dein Geschenk abholen“, sagte sie in ihrem oberschlesischen Dialekt. Sie ging in ihren Fleischerladen nebenan, holte einen Teller mit Wurst und gab mir eine dicke Scheibe davon. Dabei sagte sie: „Du bist mir ganz schön spitz geworden!“ und machte sich dann daran, ein paar Stullen für uns zu belegen.

Das Ostergeschenk hatte mich dann enttäuscht. Es waren nur zwei rote Eier, die Mama in die Kiepe legen konnte und eine Ostersemme. Vielleicht gibt es noch etwas obendrauf, wenn ich jetzt das Lied singe, dachte ich, und fing an zu singen: „Komm Karlinka, komm ...“.

Tatsächlich holte Tante Graz zwei Reichspfennige aus ihrem Portemonnaie und reichte mir diese Münze. Ich machte einen Knicks, bedankte mich, da sagte Mama:

„Minka, du kennst doch noch eine Strophe“, während sie das Geld in ihre Rocktasche gleiten ließ.

Ich sagte „ja“ und sang das Gleiche noch einmal von vorne. Tante Graz lachte, „das ist aber jetzt die letzte Strophe“, bemerkte sie und holte noch zwei Reichspfennige hervor. „Die sind aber jetzt für Minka.“

Ich war überglücklich.

„Ist Gretchen nicht da?“, fragte ich dann, denn von ihr bekam ich meist etwas Schönes zum Anziehen.

„Ach ja, Minka“, sagte Tante Graz, „das hätte ich beinahe vergessen. Sie ist zwar in Berlin, hat aber ein Kleidchen für dich hier gelassen. Ich bedankte mich, dann verabschiedeten wir uns.

Von Grazens hatten wir es nicht mehr weit nach Hause. Lautes Gejohle kam uns bald entgegen. Mama schimpfte, als wir näher kamen und erkannten, dass zwei betrunkene Männer den Hermann in ihrer Mitte hatten und ihn halb schleifend und halb tragend nach Hause brachten.

„Der ist doch schon wieder besoffen“, sagte sie in einem vorwurfsvollen Ton.

„Habt ihr ihn wieder besoffen gemacht und das Geld aus der Tasche gezogen?“

Die Zwei nahmen Reißaus und Papa schlief dort ein, wo er abgelegt wurde, im Stroh des Ziegenstalls.

Ich beschäftigte mich mit meinen Geschenken. Eine Ostersemmel hatte ich noch aufgegessen, dann half mir Mama aus meiner schweren Tracht. Todmüde fiel ich in mein Bett, war schnell eingeschlafen.

Diesen Osterspaziergang hatte ich mein Leben lang nicht vergessen. Er gab mir zu denken und prägte mich. Es war die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, in der es viele arme und sehr arme Familien gab. Zu den Letzteren gehörte unsere Familie. Ich hatte diese Armut an jenem Ostertag zum ersten Mal richtig gespürt und auch registriert.

Kapitel 3

Ostern war vorbei und die Einschulung stand bevor. Ich hatte meine Schulmappe gepackt und freute mich auf den Schulbeginn. Meine Mutter hingegen schien ein Problem zu haben. Sie drückste herum, wollte mir etwas sagen, aber kam nicht gleich mit der Sprache raus. Dann fing sie an:

„Minka, zu deinem Namen will ich dir, bevor du zur Schule gehst, noch etwas erzählen.“

„Mama“, sagte ich, „ich weiß doch, dass ich Wilhelmine Renberg bin, oder heiße ich doch Gertrud?“

„Nein, nein, du bist schon unsere kleine Minka, aber dem Lehrer musst du sagen, dass du Wilhelmine Graz heißt. Das ist dein richtiger Name, den wir dir bei deiner Taufe gaben. Unser Papa ist nicht dein richtiger Papa, deshalb heißt du Graz, wie ich früher auch hieß. Dein richtiger Papa ist ein feiner Mann. Er wohnt in Berlin.“

„Ich heiße nicht Wilhelmine Renberg?“

„Nein.“

Zum ersten Mal in meinem Leben erfuhr ich so ganz nebenbei, dass mein Name gar nicht mein richtiger war, und fand erst einmal keine Antwort. Mama hatte mich so lange belogen. Ich fing an zu weinen, dann fragte ich:

„War mein Berliner Papa auch ganz reich wie dein Papa früher?“

„Ja – der ist immer noch reich!“

„Mama, dann können wir doch zu meinen richtigen Papa nach Berlin ziehen, dann sind wir auch reich.“

„Nein, Minka, das geht nicht. Wir haben doch unseren Papa und deine Brüderchen zu Hause. Der Berliner Papa möchte keine Kinder. Das verstehst du noch nicht.“

Ich konnte das alles auch wirklich nicht verstehen und sprach kaum noch ein Wort. Mir gingen meine zwei Papas, der arme Papa, mit dem Mama immer nur schimpfte und mein reicher Berliner Papa nicht mehr aus dem Kopf. Warum sind wir so arm und der Berliner Papa so reich, fragte ich mich immer wieder und fing wieder an zu weinen.

„Mama, ich möchte bei meinem Papa in Berlin wohnen.“

„Willst du nicht bei deiner Mama und deinen Brüderchen sein?“

„Ihr sollt alle mitkommen.“

„Und Papa?“

„Der alte Suffkopf kann zu Hause bleiben.“

„Aber Kind, das sagt man doch nicht!“

„Der ist doch immer besoffen, das hast du ja heute früh auch gesagt!“

Mutter schwieg. Ich weinte vor mich hin und konnte mich so schnell nicht beruhigen.

„Mama“, fing ich wieder an, „wenn ich jetzt Graz heiße, möchte ich auch Trudchen heißen.“

„Minna, das geht doch nicht“, reagierte Mutter nun ungehalten.

„Wenn es nach Tante Pauline ginge, würdest du wirklich Trudchen heißen, weil Gertrud ein Berliner Modename ist. Die anderen Paten meinten aber, dass Minka viel schöner wäre, weil das besser zu dir passen würde.“ Sie sagten: „Was sollst du denn mit so einem städtischen Namen als spätere Bäuerin mit einem wendischen Rock auf dem Arsch?“ Ich fand das lustig und lachte laut.

Meine verschiedenen Namen sprangen aber weiter durch meinen Kopf: „Eigentlich heiße ich Wilhelmine. Trotzdem ruft Mama manchmal Minna, na ja, Mama und die anderen Tanten sagen ja immer Miena. Und nun heiße ich auch noch Graz wie Tante und Okel Graz von der Fleischerei?“

*

Am ersten Mai 1925, einem Freitag, wurde ich als „Minna Graz“ eingeschult. Gemeinsam mit all den anderen Schulanfängern betrat ich das Klassenzimmer und hatte auch bald meinen Platz gefunden. Meine Augen waren auf einen großen bunten Tütenhaufen gerichtet. Was es damit auf sich hatte, erklärte der Lehrer in seiner ersten Amtshandlung.

„Bevor die Schule so richtig beginnt“, sagte er, „bekommt jedes Kind eine Zuckertüte.“

Ein lautes begeistertes „Jaaa!“, aus vierzig kleinen Kinderkehlen hervorgerufen, erfüllte den Klassenraum. Dann rief der Lehrer alle Kinder beim Namen auf und gab ihnen je eine dieser kleinen

bunten Tüten. Mich schien er vergessen zu haben, denn ich wurde nicht aufgerufen.

Während die anderen Kinder schon ihre bunt glänzenden Tüten bewunderten, schoss ich in meiner Bankreihe hoch und verdrehte mir beinahe den Hals in dem Glauben, dass noch irgendwo in einer Ecke eine Zuckertüte stehen würde. Der Lehrer hatte keine vergessen. Auch mich hatte er nicht vergessen. Er stellte sich direkt vor meinen Platz und dann sprach er mich von oben herab mit meinem neuen Namen an. Zum ersten Mal in meinem Leben wurde ich mit diesem Namen angesprochen. Aber Mama sagte doch, dass ich Wilhelmine Graz heiße, er aber sagte:

„Na Minna Grazia, hat man dich vergessen?“

„Ich heiße Wilhelmine Graz!“, presste ich aus meinem Mund.

„Ja, ja, ich weiß das“, sprach er vor sich hin.

„Normalerweise müsstest du die größte Tüte bekommen.“

Dann legte er mir eine kleine, spitze, graue Tüte auf den Platz und fuhr fort: „Deine Mutter hat kein Geld für eine Zuckertüte und schon gar nicht für den Inhalt.“

Ich sank mit herunterhängendem Kopf auf meine Bank zurück und hielt die Hände vor mein Gesicht. Obwohl ich nicht weinen wollte, kullerten die Tränen nur so aus den Augen heraus und weichten das vor mir liegende graue Tütenmaterial auf, aus dem sich bald einzelne Bonbon herauslösten.

Auf Bonbon hatte ich aber keinen Appetit mehr. Ich war wütend. Durch meine gespreizten Finger sah ich zu dem Lehrer auf und mir wurde in dem Moment bewusst, dass *er* mir die Tüte ge-

schenkt hatte, weil Mama für mich keine Zuckertüte drüber hatte. Jetzt kamen mir wieder Mutters Worte von Ostern in den Sinn:

„Wir sind sehr arm.“

Ich biss die Zähne zusammen und nahm meine Hände vom mit Tränen verschmierten Gesicht. Auch wenn ich nicht in der Lage war, klare Gedanken zu fassen, so hatte ich eines begriffen: Ich war ein Außenseiter. Ich wollte keiner sein, aber ich war machtlos, dagegen etwas zu tun. In dieser Situation half mir keiner.

Ich hatte mich eigentlich auf die Schule gefreut, aber die erste Stunde hatte mir diese Freude genommen. Trotzdem besann ich mich am Ende der ersten Schulstunde der Worte, die mir im Vorschulalter immer wieder nahegelegt wurden:

„Du musst in der Schule fleißig lernen, damit es dir in deinem Leben einmal gut gehen wird oder, damit du einmal viel Geld verdienen wirst.“ Nun war mir bewusst geworden, wie wichtig das Lernen in der Schule für mich sein wird. Ich wollte ab sofort alles für meinen Traum tun, um einmal reich wie mein Berliner Papa und wie mein Opa es damals war, zu werden. Mit der Wut der Ungerechtigkeit im Bauch wurde aus mir gleich am Anfang meiner Schulzeit eine kleine Streberin.

Die Einschulung hätte auch ein Jahr später erfolgen können, denn erst im Juni wurde ich sechs Jahre alt. Meine Mutter meinte aber: „Wenn Minka früher anfängt, kommt sie auch beizeiten wieder aus der Schule heraus.“ Dass ich klein und schmächtig, ja die Kleinsten der Klasse war, interessierte dabei nicht. Jetzt war

ich hält Minna, Schülerin der ersten Abteilung in der vierten Klasse, also im ersten Schuljahr.

Ich hatte ja zwei richtige Namen; Wilhelmine und als zweiten Gertrud. Mama nannte mich nur Minna, wenn sie böse auf mich war oder wenn es ihr nicht gut ging. Aber der Lehrer sprach mich immer mit Minna an. Ich hasste diesen Namen und den Lehrer hatte ich an diesem ersten Schultag auch nicht gerade liebgewonnen. Zu einem anderen Mädchen mit dem gleichen Namen sagten alle immerhin „Minni“. Ich wünschte mir aber so sehr, „Trudchen“ genannt zu werden, musste mich wohl aber ein für alle Mal mit meinem Rufnamen Minna abfinden, nun auch in der Schule.

Zur Einschulung hatte ich ein wunderschönes Kleid an. Meine Cousine Gretchen hat es mir zu Ostern geschenkt. In diesem neuen Kleidchen fühlte ich mich wohl, ich war sogar ein wenig stolz. Leider heiratete Gretchen später einen Berliner. Damit fielen ihre Geschenke für immer weg. Schnell mal von Berlin nach Burg zu reisen, war auch für Gretchen nicht zu machen. Ich war sehr traurig darüber.

Das größte Problem hatte damit aber meine Mutter. Sie musste nun selbst das Nähen übernehmen. Das gelang ihr aber bei den deutschen Sachen eher schlecht als recht. Sie machte geschenkte Kleidungsstücke ohne viel Aufwand einfach passend, ob es mir gefiel oder nicht. Zum Neukauf fehlte das Geld.

Als der Lehrer am ersten Schultag die Frage stellte, welcher Feiertag der beste sei, antwortete ich ohne zu zögern: „Ostern.“ Andere wählten Weihnachten, wieder andere Pfingsten. Der Lehrer stimmte mit allen Entscheidungen überein.

Die meisten waren fürs Osterfest und das war die ärmere Schicht, wie es sich später herausstellte.

Ostern war ja erst gerade vorbei, da gab es natürlich viel zu erzählen. Schon der Gang zu den Paten war für die Mehrheit der Kinder ein größeres Erlebnis. Sie hatten oft zehn oder mehr Paten und damit über die gesamten Osterfeiertage zu tun, um ihre vielen Geschenke abzuholen. Ich durfte als uneheliches Kind nur fünf Paten haben, die alle verheiratet sein mussten. Warum? Ich wusste es nicht.

Während die anderen Kinder von ihren Erlebnissen erzählten, kamen mir meine eigenen Erinnerungen an das Osterfest wieder in den Sinn. Ich war überzeugt, dass der Kuchen bei meinen Patentanten viel besser schmeckte als der von meiner Mutter, und wusste auch warum. Beim Backen durfte ich ja helfen und konnte damit auch die einfachen Backzutaten. Aus einer dicken Teigschicht und einem dünnen Belag obendrauf wurde zwar ein nahrhafter Kuchen, der so dick war, dass er beim Essen kaum in den Mund passte. Er schmeckte aber nicht so, wie anderswo.

Ich träumte vor mich hin, von der Fahrt mit der großen Leiterkarre zum Bäcker Wolf ins Dorf. Obendrauf stand ein Holzregal, in das die Kuchenbleche geschoben wurden. Mutter legte sich einen Tragegurt über die Schulter, der dann rechts und links an den Karrengriffen befestigt wurde, hob die Karre an und schon ging die Fahrt los. Hatte der Bäcker den Kuchen fertig gebacken, freute ich mich immer schon auf das erste aufgeschnittene Stück.
„Der Kuchen soll unsere Familie in den nächsten Tagen ernähren“, sagte Mutter.

Während ich noch meine Ostererlebnisse Revue passieren ließ, schwenkte das Gesprächsthema in der Klasse schon auf Weihnachten um.

Ein großes Gespräch kam nicht zustande, denn die Geschenkeliste war doch insgesamt sehr übersichtlich. Ich stellte fest, dass ich am wenigsten Geschenke aufzählen konnte. Ich erinnerte mich an Weihnachten zu Hause: Papa ging mit uns zur Christnacht. Wenn das Weihnachtslicht mit Gesang in die Kirche hineingetragen wurde und an der Krippe seinen Platz fand, war ich immer sehr beeindruckt. Trotzdem konnte ich es dann kaum erwarten, bald wieder zu Hause zu sein. Die erleuchtete Stube und das gute Essen waren doch etwas Besonderes. Auch über die Geschenke freute ich mich. Buntstifte, und eine Schiefertafel mit Schwamm und Lappen an einer Schnur bekam ich.

Die Kinder, welche das Pfingstfest bevorzugten, kamen aus wohlhabenderen Elternhäusern. Es waren nur wenige. Deren Eltern waren Arzt, Kaufmann oder Bauunternehmer. Sie gingen später in Cottbus zur Schule. Diese Familien verreisten damals schon über die Feiertage mit dem eigenen Auto, um in anderen Regionen Urlaub zu machen. Für die Mehrheit der Kinder stand Pfingsten aber hinten dran.

Der erste Schultag entsprach am Ende nicht meinen Vorstellungen. Ich war nun ein Schulkind, die kleine Minna Graz, die vom Lehrer nicht viel Beachtung fand und die keine Zuckertüte bekam. Nebenbei war ich auch noch schüchtern.

Trotzdem hatte ich mich schnell an die Schule gewöhnt und ging sogar mit Freude dort hin, besonders wenn meine Lieblingsfächer unterrichtet wurden. Ich malte gern und interessierte mich

sehr für die in der Schule angebotene Literatur. Am liebsten hatte ich aber die Musikstunde, also das Singen. In späteren Jahren hatte ich meine Schulzeit so eingeschätzt: Ich war strebsam, wollte viel lernen und mit dem erlangten Wissen einmal gut durchs Leben kommen. Wollte ich als kleines Mädchen noch sehr reich werden, so hatte sich das im Laufe der Jahre relativiert. Anerkennung und ein durchschnittlicher Lebensstandard würden mir schon ausreichen.



Schulklasse, Wilhelmine oben rechts

Die Schule war für mich bald der Ort der Entspannung. Zu Hause war das Leben eher von Arbeit geprägt. Dazu wurde ich bei Zeiten herangezogen. Ich musste zum Lebensunterhalt der Familie mit beitragen. Eine eigene Meinung durfte ich damals nicht haben, ich musste mich halt fügen. Der Umgangston zu Hause war nicht der allerbeste. Mutter schimpfte viel und es gab oft

Streit zwischen ihr und meinem Stiefvater. Außer der Arbeit hatte ich zu Hause wenig Möglichkeiten der Beschäftigung. Wenn ich mal nicht arbeiten musste, nahm ich mir, als ich noch kleiner war, die Schiefertafel und machte etwas für die Schule oder ich malte. Bei schönem Wetter spielte ich draußen im Garten Hopse oder ich murmelte. Allein wurde das für mich mit der Zeit langweilig. Eine Freundin gab es in der Nachbarschaft nicht. Wenn meine Eltern aber auf dem Feld einer bekannten Familie arbeiteten, um damit die Pacht zu begleichen, hatte ich die gewünschte Freundin. Die Tochter dieser Leute war auch im ersten Schuljahr. Sie musste noch nicht auf dem Feld mitarbeiten. Ich brauchte es dann dort auch nicht. Ihr Vater war Briefträger. Aus meiner Sicht waren die Eltern meiner Freundin reich. Viel zu selten hatte ich aber die Möglichkeit, mit anderen Kindern zu spielen.

In der Schule waren die meisten Mädchen mir gegenüber nett. Der Lehrer nahm aber keine große Notiz von mir. Er fragte mich kaum mal etwas. Vielleicht war ich ihm zu klein, vielleicht war unsere Familie für ihn nicht standesgemäß. In der Pause nannte er mich immer wieder mal „Grazia“, etwa so: „Na Minna Grazia?“, womit ich nicht viel anfangen konnte. Ich ärgerte mich aber darüber und erzählte es meiner Mutter. Sie hatte für alles ihre Erklärung, auch für „Minna Grazia“.

„Der Lehrer“, so erklärte sie mir das, „war ein alter Bekannter deines Opas. Aber er war nie so reich und war daher, wie viele andere auch, neidisch auf ihn. Aber dein Opa hatte seinen Reichtum durch Klugheit und Fleiß errungen. Jetzt sind sie alle schadenfroh über seinen Untergang. Von dieser Schadenfreude sind auch wir zwei nicht befreit, obwohl wir damit nichts mehr zu tun

haben. Auch ich komme mir manchmal vor, als werde ich mit Füßen getreten. Manch einer denkt, er wäre etwas Besseres, aber vor Gott sind wir alle gleich. Die dich heute belächeln, haben Angst, dass du morgen über sie hinauswachsen könntest. Füttere diese Angst, indem du in der Schule tüchtig lernst. Gott wird die Sünder strafen.“

Ich wünschte mir die Strafe Gottes schnell herbei, aber Gott strafte nicht den Lehrer, sondern mich. Ich wurde öfter krank, hatte schlechten Appetit und musste aus diesem Grund ein viertel Jahr der Schule fernbleiben. Die Folge war, dass ich das erste Schuljahr gemeinsam mit einem anderen Mädchen als Sitzenbleiber wiederholen musste. Das hatte mich sehr gekränkt, zumal meine schulischen Leistungen und die Mitarbeit gut waren.

„Hatte der Lehrer mich vielleicht mit Genugtuung sitzenbleiben lassen?“ Dass mich auch der Lehrer dann als Sitzenbleiber verspottete, machte mich besonders traurig.

Am schlimmsten war aber für mich, dass mein Äußeres von dem der anderen Kinder weiterhin abstach. Zum Waschen gab es bei uns nur Kernseife. Einen Friseur kannte ich nicht und die Bekleidung ließ auch zu wünschen übrig. Das merkte ich selbst, konnte aber nicht viel dagegen tun. Meine Mutter hatte einfach keine Zeit für mich und es fehlte an Geld. Es gab zwar viele arme Familien, aber die Armut bei uns zu Hause war schon sehr extrem.

Seit 1923 wohnten wir in einem vollkommen verwahrlosten alten Strohhaus. Es gab in diesem Haus keinen gewöhnlichen Fußboden, sondern nur einfachen weißen Sand auf dem Boden. Mutter harkte diesen Sand regelmäßig mit der Holzharke aus. Im Herbst 1925 wurden dann Bretter auf den Sand gelegt. Sie waren aus

frisch geschlagenen Bäumen zurecht gesägt und in der Länge und Breite ganz unterschiedlich. Wenn wir im Hausflur nach oben blickten, konnten wir den Himmel durch das durchlöcherte Strohdach sehen. Die in der Mitte getrennte Haustür bestand aus rohen, zusammengezimmerten Bohlen. Unter- und Oberteil wurden separat bewegt. Es gab keine Klinke, nur einen dicken Holzriegel, wie bei einem alten Stall. Vergleichbar schlechte Wohnverhältnisse waren mir in Burg nicht bekannt.

1927 wurde ich in die zweite Abteilung der vierten Klasse versetzt. Zu der Zeit erhielt meine Mutter einen Brief von einem Berliner Gericht. In diesem Brief wurde ihr mitgeteilt, dass sie von einem Jacob Sommer Geld für mich erhalten sollte. Erregt sprach sie mich kurz vor meinem achten Geburtstag an. Dabei streckte sie mir den Brief mit zitternden Händen entgegen.

„Minna“, sagte sie, „nun bist du bald acht Jahre alt. Es ist jetzt die höchste Zeit, dir mehr über deinen richtigen Papa zu erzählen. Dein Papa heißt Gustav Achtel und nicht Jacob Sommer, wie hier in diesem Brief steht. Irgendjemand führt etwas Böses im Schilde. Einen Jacob Sommer kannte ich nie in meinem Leben, ich kannte immer nur Frühling, Sommer, Herbst und Winter!“

Das sagte meine Mutter später immer noch gern, wenn es zu dem Thema kam. Dem Berliner Gericht hatte sie auch entsprechend geantwortet. Sie forderte eine Gegenüberstellung.

Als mir Mutter erzählte, dass dieser Forderung stattgegeben wurde, war ich glücklich und voller Euphorie. In meinen Fantasien stand ich meinem Vater gegenüber, er nahm mich an der Hand und wir gingen nach Hause in eine Wohnung, die genauso schön wie Günthers war.

Bis zum Tag der Reise war ich sehr aufgereggt, aber vor allem auch neugierig, wie wohl der richtige Papa aussehen würde. Dann war es so weit.

Während der Fahrt nach Berlin trug ich ein von meiner Mutter selbst zurecht genähtes Kleidchen, zum Teil mit Tüllspitze aus der Spreewaldtracht verarbeitet. Es war wohl nach einem Muster aus der Kaiserzeit genäht, das nicht mehr der Mode von 1927 entsprach. Mutter hatte sich sicher sehr bemüht, ein für die Großstadt taugliches Kleidungsstück zu kreieren. Vielleicht trafen diese Stoffarten mit dem besonderen Schnitt den Geschmack meiner Mutter. Ich wusste aber damals schon, dass Mutter versuchte, aus der Not eine Tugend zu machen.

Je mehr wir uns mit der Eisenbahn Berlin näherten, desto häufiger erhaschten neugierige Blicke unser Outfit; Mutters wendische Tracht und mein spezielles Kleid. Dazu hatten wir auch noch einen großen lila Fliederstrauß aus dem eigenen Garten dabei. Mit diesem sollte ich meinen Papa begrüßen.

Die Fahrt nach Berlin war für mich ein großes, aber auch aufregendes Erlebnis, denn ich fuhr das erste Mal mit einer Eisenbahn. In Berlin fürchtete ich mich dann vor den vielen Autos. Zu Hause in Burg gab es nicht diesen großen Verkehr. Trotzdem wurde ich stets belehrt, gut aufzupassen, um nicht totgefahren zu werden. Wir liefen über den Alexanderplatz durch zwei lange Reihen parkender Autos hindurch. Meine Mutter hatte voll zu tun, mich zu beruhigen. Ich krallte mich regelrecht in ihrer Hand fest.

Das Gerichtsgebäude hatten wir bald erreicht. Eine elegante Treppe führte nach oben.

„Hier müssen wir hoch“, sagte Mutter und dann standen wir auch schon in der großen, gut gefüllten Vorhalle. Auch hier schienen wir Exoten zu sein, was die auf uns gerichteten stechenden Blicke wieder mal verrieten. Ein Blick fehlte aber, der von Gustav Achtel. Mutter äußerte bereits ihre Bedenken hinsichtlich der Zuverlässigkeit von Gustav. Trotzdem erklärte sie mir vorsichtshalber, wie ich mich zu verhalten habe und was zu beachten ist. Zur Begrüßung sollte ich „Guten Tag Papa“, sagen und dabei den Fliederstrauß überreichen. Das hörte sich im Moment alles ganz einfach an.

„Minka, jetzt kommen sie“, sagte Mutter und wies zu einer Tür des weiten Raumes hin, durch die soeben zwei gutaussehende Herren eintraten und uns entgegenkamen. Einer von beiden war eher mittelgroß und schlank. Er trug einen eleganten grauen Anzug mit Weste. Passend dazu fand ich seine schmale grau-weiße Fliege und die schwarz-weißen spitzen Lederschuhe. Seine goldverzierte Brille bestätigte die Vollkommenheit eines guten Geschmackes. Dem zweiten der beiden Herren sah man auch seine Herkunft aus wohlhabenden Kreisen an. Er war groß und von kräftiger Statur und ebenfalls sehr elegant gekleidet.

Mutter flüsterte mir ins Ohr, denn die beiden waren uns schon nahe:

„Der mit der Brille ist Gustav, dein Vater.“

Nun bekam ich doch ein wenig Herzklopfen. So einen in meinen Augen feinen Mann hatte ich in meinem Leben noch nie gesehen und schon gar nicht erwartet. Mein Papa zu Hause war manchmal auch schick gekleidet, aber doch nicht in solcher bestechenden, schönen Garderobe.

Die Begrüßung, die von mir nun kommen sollte, kam mir einfach nicht über die Lippen. Mutter merkte das und lenkte ungeduldig ein:

„Na nun sag schon, Guten Tag Papa!“

Es ging dann alles sehr schnell. Den Strauß hatte ich überreicht und die Erwachsenen sagten sich ein paar Worte, die ich gar nicht so richtig mitbekam. Dann wandte sich meine Mutter mir zu und ging mit mir ein Stück zur Seite. Ihre Stimme war kaum wahrnehmbar.

„Der andere Herr dort heißt Rogozinski. Er ist Schneidermeister. Damals, als ich deinen Vater kennenlernte, kam er, wie viele andere wohlhabende Berliner, auch nach Burg. Durch ihn kam es zu dem Verhältnis mit Gustav Achtel.“

Mutter sprach mit mir auf einmal wie mit einer erwachsenen Person. Wahrscheinlich sah sie sich hier in Berlin schon in der Pflicht, mir ihre Beziehung zu meinem Vater verständlich zu machen. Rogozinski ahnte wohl Mutters Erklärungen trotz des Flüstertons und ging mit seinem Freund Gustav auf mich zu. Dann nahm er mich auf den Arm, entwendete seinem Freund die feine goldene, mit Verzierungen versehene Brille, samt goldenem Kettchen und setzte sie mir auf. Dann sagte er lachend:

„Na, eine bessere Ähnlichkeit kann es wohl kaum geben!“

Meine Mutter muss das genauso gesehen haben, denn sie bestätigte die große Ähnlichkeit mit den Worten:

„Weiß Gott, du hast recht!“, und stimmte in das Lachen von Rogozinski mit ein.

Auch ich fand die Brille auf meiner Nase nun lustig und lachte mit, obwohl ich diese Handlung damals noch gar nicht so richtig verstand. Mein Vater fand das alles scheinbar nicht so lustig, aber als er mich mit der Brille auf der Nase ansah, sagte er lächelnd:

„Dann wird es wohl so sein!“

Ich muss ihm ja wirklich wie aus dem Gesicht geschnitten geähnelt haben. Die drei Erwachsenen gingen indessen mit mir eine breite Treppe hoch, ich immer an der großen wendischen Schürze meiner Mutter eng angeschmiegt. In den Falten des Kleidungsstückes fand ich mich etwas geborgen. Am liebsten hätte ich mich in Luft aufgelöst. Das Treffen mit meinem Vater hatte ich mir ganz anders vorgestellt. Dieses Getümmel und diese Hektik hier in Berlin fand ich jedenfalls viel zu aufregend. Im beschaulichen Burg gab es so eine Betriebsamkeit bei weitem nicht. In einem großen Raum angekommen, sah ich an den Wänden Bilder, die mich gefangen hielten. Landschaften aus unterschiedlichen Regionen waren darauf zu sehen. Während des Beobachtens der Bilder vernahm ich nur beiläufig die Worte meiner Mutter:

„Ich bin gleich wieder hier“, und eh ich mich versah, stand ich plötzlich allein unter fremden Menschen. Meine Mutter, mein Vater und auch der Herr Rogozinski waren plötzlich verschwunden. Ich fühlte mich alleingelassen und schaute ängstlich in die Runde. Dann merkte ich aber schnell, dass ich nicht unbeaufsichtigt war. Ein schwarz gekleideter Mann redete beruhigend auf mich ein. Auch andere freundliche Leute, die hier vielleicht auf irgendeinen Termin warteten, unterhielten sich mit mir. Ich hatte mich schnell wieder beruhigt und bald stand auch meine Mutter

wieder neben mir. Sie kam allein von der großen Unterredung zurück.

„Wir fahren jetzt nach Hause“, sagte sie sichtlich aufgewühlt. Ich hingegen spürte eine große Erleichterung in mir. Als sie aber sagte, dass ich meinen richtigen Papa nie mehr sehen würde, war ich doch sehr enttäuscht. Im Innern glaubte ich nicht erst seit diesem Tag an eine glückliche Familie ohne Not, gemeinsam mit dem Berliner Papa. Dieser Traum schien nun für alle Zeit geplatzt zu sein. Während der Heimfahrt mit der Eisenbahn wollte ich alle Einzelheiten von dem Ergebnis dieses Treffens genau erfahren. „Auch dein Papa hat einen neuen Namen erhalten“, erzählte mir meine Mutter. „Seine Mutter heiratete wohl, als ihr Sohn Gustav bereits erwachsen war, einen Mann mit Namen Sommer. Die Zusammenhänge werde ich dir später mal erzählen.“

Am 28. Juni 1927 wurde ich acht Jahre alt. In Burg fanden die Spreewälder Heimatspiele statt. Direktor Frey vom Stadttheater Cottbus kam höchst persönlich zu uns in die Schule, um talentierte Kinder für das Kinderensemble ausfindig zu machen. Ich gehörte mit zu den Auserwählten. Mit einer Spreewaldtracht bekleidet, spielte und tanzte ich fortan in der Kindergruppe des Ensembles mit. Wir erhielten als Kinder fünfzig Pfennige für jeden Auftritt. An einigen Sonntagen gab es sogar zwei Vorstellungen. Schauspieler vom Cottbuser Stadttheater übernahmen die künstlerische Leitung. Das Singen und Tanzen bereitete mir viel Spaß. Mit diesem Ensemble trat ich auch nach den Heimatspielen ab und zu vor Spreewaldgästen auf. Meine Mutter hatte ihre Freude an meiner außerschulischen Tätigkeit. Kein Wunder, denn das verdiente Geld tat der Haushaltstasse recht gut. Natürlich war sie

Wilhelmine spielte bei den Spreewälder Heimatspielen mit, hier 1931 vor Schwadtkes Gasthaus „Zum grünen Strand der Spree“, später „Leyers“, im Volksmund auch „Bergchen“ genannt. Diese Gaststätte befand sich direkt hinter der Fleischerei Quitz.



auch richtig stolz, ihre Minka in der schicken wendischen Tracht, eigens von ihr für diese Auftritte genäht, präsentieren zu können. So ganz nebenbei brachte diese Präsentation auch noch ein kleines Sümmchen zusätzlich ein. Viele Urlauber wollten nämlich

Spreewälder Heimatspiele 1931
hier mit Kindern aus Berlin am Hafen in Burg
(Wilhelmine rechts im Bild)



schnell mal ein Foto von mir machen und dafür sollte ich um ein paar Groschen bitten. Einmal sollte ich einem Maler für ein Porträt Model stehen. Er hatte einen großen Zeichenblock bei sich. Ich verlangte, wie von meiner Mutter angeregt, fünfzig Pfennige

dafür. Was Mutter und Vater für eine Arbeit verrichten würden, fragte er. Ich konnte ihm nur antworten, dass der Stiefvater arbeitslos sei und Mutter Brötchen für eine Bäckerei austrage. Der Maler ahnte sicher, dass meine Eltern noch weniger Geld hatten als er. Ich bekam, nachdem das Bild gemalt war, meine fünfzig Pfennige.

Vier Jahre lang war ich Mitglied des kleinen Kinderensembles. 1932 gab es keine Heimatspiele mehr. Für mich bedeutete es das Ende meiner geliebten Freizeitbeschäftigung. Jetzt blieb mir nach dem sonntäglichen Kirchgang mit meiner Mutter nur noch das Flanieren durch das Dorf bis zum Hafen und zurück.

Die Tracht für die Heimatspiele war mir inzwischen zu klein geworden. Meine Mutter hatte aber eine neue Tracht für mich schon in Arbeit. Sie hätte mich nun gern ständig in wendischer Tracht gesehen, nicht nur zu Festlichkeiten.

Das hatte auch rein finanzielle Gründen, denn die wendische Tracht konnte sie im Gegensatz zu deutschen Sachen allein nähen. Sie versuchte, mich in Güte von der wendischen Einkleidung zu überzeugen. Ich willigte letztendlich ein, denn auch ich wusste, dass für eine vernünftige deutsche Kleidung das Geld nicht vorhanden war.

Die Tracht war schnell genäht und ab sofort ging ich wendisch. Mit der neuen Tracht war jetzt zumindest das Kleiderproblem insgesamt wieder gelöst. Aber ich spürte auch wieder, dass die wendischen Sachen sehr unpraktisch und auch unbequem waren. Die Pflege und der gesamte Umgang mit der Tracht kosteten eine Menge Freizeit. Während der Schulzeit kam ich noch einigermaßen damit klar. Einige andere Mädchen gingen ja auch wendisch

und so fiel ich wenigstens wegen meinem Äußen nicht mehr auf.

Aber einmal passierte doch noch ein Malheur, als ich eine graue dicke Unterhose von meinem Bruder an hatte. Beim Spielen auf dem Schulhof entdeckten die Mädchen das, und sie hoben wiederholt meinen breiten Rock hoch, zum Gelächter aller Kinder. Ich kam wieder mal weinend nach Hause. Meine Mutter tröstete mich, wie immer, aber das half mir auch nicht wirklich. Beim Schneidern der wendischen Sachen musste ich immer mehr Handarbeiten übernehmen. Das war nicht unbedingt meine Lieblingsbeschäftigung. Danach ging es aber nicht. Zum Spielen blieb kaum Zeit. Ich unterstützte meine Mutter, wo ich nur konnte, half ihr im Haushalt und begleitete sie sogar zu Beerdigungen, um ihr beim Tragen der Kränze zu helfen.



Luise, Tante Anna, Wilhelmine (v.l.)

Ich kümmerte mich um die Jungen, wusch die Sachen und flickte die langen Strümpfe, die in den Holzpantoffeln oft verschlissen

waren. Schuhe wurden bei uns selten getragen. Trotz aller Arbeit nahm sich Mutter auch Zeit, mit ihrem Kahn durch das idyllische Fließlabyrinth des Spreewaldes zu staken. Ob zu zweit als gemütliche Kaffeefahrt oder als Hochzeitsfahrt, ihr Angebot war vielfältig. Mich nahm sie zu den Kahnfahrten gern mit, vor allem, wenn sie Hausgästen den Spreewald auf diese Weise präsentierte.



Luise als Fährfrau
(links Wilhelmine)

Gern hätte ich, wie andere Kinder aus der Schulkasse, auch mal ein Buch gelesen. Bücher zum Lesen bekam ich jedoch nie, dafür war kein Geld da.

„Nimm dir die Bibel oder das Gesangbuch!“, antwortete Mutter dann auf einen Buchwunsch. Sie war ja sehr fromm. Allerdings passte ihr Verhalten nicht immer zu dieser Frömmigkeit. Manch-

mal war sie wohl in einer schwierigen Lage und handelte deshalb widersprüchlich. So habe ich es jedenfalls später verstanden.

Im Januar 1932 hatte der Lehrer die Möglichkeit, bedürftige Kinder zur Erholung nach Bayern zu schicken. Ich zählte seiner Meinung nach wohl nicht dazu. Als meine Mutter erfuhr, dass Kinder von besser gestellten Eltern den Vorzug erhielten, wurde sie in der Schule vorstellig und setzte durch, dass auch ihre Minna mitfahren durfte.

Ich war voller Vorfreude auf die hohen Gipfel der Alpen und stellte sie mir lebhaft vor. Von meiner Mutter ließ ich auf den Koffer „Gertrud - Wilhelmine“ schreiben. Es war mein Wunsch, dass man mich vielleicht mit „Gertrud“ oder sogar „Trudchen“ ansprechen würde. In anderen Gegenden war ja der zuerst geschriebene Name der Rufname. Damit wäre ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung gegangen, wenn auch nur für kurze Zeit. Als Trudchen Graz die bayerischen Alpen zu erkunden, wäre wirklich ein unvergessliches Erlebnis.

Doch zunächst stand eine aufregende Reise mit der Eisenbahn auf dem Programm! Die Burger Kinder fuhren bis Cottbus ohne Begleitung von Erwachsenen mit der Spreewaldbahn. Am Spreewaldbahnhof angekommen, empfing uns eine Frau.

„Guten Tag, Kinder, ich bin Frau Lehmann und werde für euch zuständig sein“, stellte sie sich vor. Wir setzten uns alle in den Personenwaggon der Deutschen Reichsbahn, der uns zu unserem Ziel bringen sollte. Neben meiner Bank im Abteil hatte ich meinen Koffer abgestellt. Auf einem Anhänger daran stand in großen Buchstaben:

„Gertrud Wilhelmine Graz“.

Frau Lehmann störte mein Koffer im Gang. Sie schaute auf das Namensschild und fragte: „Wer ist Gertrud?“ Jetzt musste ich mich ja melden, denn ich wusste, dass es um meinen Koffer ging.

„Das ist mein Koffer“, sagte ich bestimmt. Frau Lehmann musterte mich und anschließend meinen Koffer. Dann sagte sie:

„Hätte dir dein Vater lieber etwas Vernünftiges zum Anziehen gekauft, anstatt so einen großen, teuren und umständlichen Koffer, dann wäre dir mehr geholfen.“

Sie nahm den Koffer und stellte ihn irgendwo abseits an die Seite. Ich fühlte mich von ihr auch ins Abseits gestoßen, noch bevor die Reise überhaupt begonnen hatte.

„Mein Vater hat mir den Koffer nicht gekauft“, antwortete ich. Frau Lehmann lachte überheblich und beachtete mich nicht weiter.

Ich dachte, sie muss sich nicht über mein sicher schlecht geschniedertes Kleid ereifern, auch wenn sie vielleicht teure Sachen anhat. Meine Meinung dazu war, dass ihre Sachen irgendwie aus der Zeit gefallen und nicht mehr aktuell waren. Der karrierte knöchellange Glockenrock, mit grellen Farben versehen, dazu eine enge, hoch zugeknöpfte Bluse, die aus allen Nähten platzen wollte, war auch nicht gerade die neueste Pariser Mode. Keine Frau dieser Welt lief mit solchem Glockenrock herum. Da fand ich mein Kleid, das Tante Graz zu klein geworden war und von Mama so lange zusammengezogen wurde, bis es mir passte, besser. Ganz zu schweigen von ihrem zu kurz geratenen Pagen-

schnitt, der mich an die „Haarschneidkünste“ meiner Mutter erinnerte, mit denen sie sich an meinen Brüdern versuchte.

Während der langen Eisenbahnfahrt merkte ich bald, dass auch die anderen Kinder sich über Frau Lehmann lustig machten. Aber in Bayern im Erholungsheim war sie dann unsere strenge Betreuerin.

Frau Lehmann war eine absolute Ausnahmeerscheinung unter den Angestellten des Heimes. Während sich die anderen mit „Tante“ ansprechen ließen, blieb sie einfach Frau Lehmann, mit allen Tugenden, die sie besaß. Sie kannte zunächst als Einzige der Betreuerinnen meinen Namen und sprach mich dann auch mit Gertrud an. Auch die anderen Tanten riefen mich so, was mich immer sehr gefreut hat.

„Mein Kofferschild hat funktioniert“, dachte ich und war glücklich darüber. Doch dann wurde ich eines Besseren belehrt. Die Burger Mädchen bekamen meine Namensproblematik mit und stellten die ganze Sache richtig. Sie klärten die Tanten auf:

„Minka heißt gar nicht Gertrud, sie heißt Wilhelmine!“

„Ich heiße aber Gertrud Wilhelmine Graz“, rechtfertigte ich mich, trotzdem war ich am Ende wieder die Minna, für die das Erholungsheim in Bayern sowieso eine glatte Enttäuschung war.

Dass es mit dem Namen nicht geklappt hat, wurmte mich sehr. Was mich jedoch am meisten ärgerte, war die Tatsache, dass die Umgebung des Heims so gar nicht meinen Vorstellungen von Bayern entsprach. Keine schneebedeckten Berge. Eher Hügel, nicht viel höher als die Ziegenberge in der Nähe meines Elternhauses. Und selbst die waren bei den eisigen Temperaturen hier in Bayern nicht schneebedeckt.

Bald merkte ich, dass ich viel zu wenig Kleidung, Unterwäsche und Taschentücher in meinem so geräumigen Koffer hatte. Die Tanten hatten ein Einsehen mit mir. Sie gaben mir wenigstens Ersatztaschentücher, Lumpen aus alter Bettwäsche. Das half. Die deutsche Kleidung, die ich mitgebracht hatte, passte hinten und vorne nicht so richtig und ich unterschied mich unübersehbar von den anderen Kindern. Von weitem sah jeder sofort, wessen Kind ich war.

Allerdings hatte ich meinen schönen großen Koffer, der ganz und gar nicht zu meinem sonstigen Outfit passte. Er gehörte auch nicht wirklich mir, denn er war ausgeliehen. Aber das wusste ja niemand. Und dieser Koffer machte etwas her. Arme Leute, wie wir es waren, besaßen so einen Luxus normalerweise nicht.



Wilhelmine (rechts) trägt das geraffte Kleid ihrer Tante.

Dieser ominöse Koffer gehörte Alfred, dem Sohn der Tante meines Stiefvaters. Diese Tante hatte einen Pensionär geheiratet, der viel älter war, als sie. Aber er hatte Geld, seine Pension. Damit

gehörten die Rullas, wie sie hießen, schon zur wohlhabenderen Schicht. Sie besaßen außer dem schönen Koffer auch noch ein Radio mit einem einzigen Sender. Ich kannte sonst niemanden, der so ein Wundergerät schon besaß. Um dieses Radio betreiben zu können, brauchte man nämlich elektrischen Strom und den hatten längst noch nicht alle. Der Anschluss kostete schließlich viel Geld. Rullas hatten das Geld dafür. Mit dem Koffer von Alfred Rulla war ich jedenfalls glücklich. Doch der Koffer allein reichte nicht aus, um den Heimaufenthalt zu einem schönen Erlebnis werden zu lassen.

Bald erkannte ich auch den Grund, warum der Lehrer mich zunächst nicht für das Erholungsheim vorgesehen hatte. Einem so armen Kind, wie ich es war, fehlten einfach die primitivsten Voraussetzungen dafür.

Ich lag mit einer schweren Erkältung im Krankenzimmer. Im Bett hatte ich Langeweile, deshalb kam mir die Idee, Karten zu schreiben: eine an meine Mutter und eine an Alfred. Bei Alfred bedankte ich mich für den Koffer und hatte somit einen Anlass zum Schreiben. Doch diese Karte hätte ich besser nicht schreiben sollen, sie brachte mir Ärger mit den Mädchen aus Burg ein. Sie waren alle älter als ich und meinten, ich kann doch einem fremden Jungen nicht schreiben, das gehöre sich nicht. Das machte mich nur noch stolzer. Die Mädchen sollten ruhig denken, dass ich einen Freund habe.

Es gab aber auch noch Erlebnisse, die mir besonders gut gefielen, so die Geselligkeit unter den Kindern. Beim gemeinsamen Spielen, Tanzen und Singen gab es keine Unterschiede, sodass mein sonst so ärmliches Dasein völlig in Vergessenheit geriet.

Als es an der Zeit war, Abschied vom Heim zu nehmen, fühlte ich mich erleichtert, nach Hause fahren zu können, auch wenn die Verhältnisse dort eher bescheiden waren. Ich freute mich auf das Wiedersehen mit meiner Mutter. Der Aufenthalt im Heim brachte mir keine wirkliche Erholung. Für meine Mutter bedeutete es zumindest, dass sie sich in dieser Zeit um eine Person weniger kümmern musste.

Mutter wollte den Koffer umgehend zu Rullas bringen, aber die hatten es damit nicht so eilig.

„Das hat noch bis Ostern Zeit!“, sagte Tante Rulla.

Das passte mir gar nicht, denn Ostern wäre ich nicht dabei gewesen. Mein Bruder Reinhard war Patenkind bei Tante Rulla. Ich wollte unbedingt mitgehen. Musik hörte ich gern und bei Rullas gab es ja das Radio – und den Alfred. Mein Bitten und Betteln half.

An diesem Ostertag saß ich mit in Rullas guter Stube, auch Alfred. In dem kleinen Holzkasten unterhielten sich zwei Männer über den Kartoffelanbau. Das war vielleicht interessant, aber nicht für mich. Tante Rulla merkte das schnell und stellte den Kasten ab. „Sing uns lieber etwas vor“, sagte sie. „Die Quasselköpfe müssen wir nicht hören.“

Das musste sie nicht zweimal sagen, denn ich hatte viele Lieder in meinem Repertoire, die ich natürlich gern vorsang. Es kamen ja noch die neuen Lieder aus dem Erholungsheim dazu.

Alfred saß währenddessen auf seinem Stuhl und nahm scheinbar keinerlei Notiz von mir. Er war ja auch schon vierzehn Jahre alt und meine lustigen Lieder waren ihm wohl zu albern. Aber als

ich den Koffer zurückgab und mich verabschiedete, drückte er mir ein wenig die Hand. Das machte mich dann doch verlegen, und bevor mir die Schamröte ins Gesicht stieg, hatte ich schon die Klinke in der Hand und verließ schnell das Haus.



Spinte



Außer bei Rullas gab es vor allem im Winter auch anderswo gesellige Zusammenkünfte, so die „Spinte“ und das „Federnschlei-

ßen“. Die Spinte (pšeza), ein gemütliches Beisammensein der unverheirateten Mädchen, begann Anfang November. Diese Mädchen hatten ihr Spinnrad mit und spannen Flachs zu einem Faden. Dabei plauderten und sangen sie oft wendische Lieder. Eine ältere Frau brachte den Mädchen diese Lieder bei. Männern wurde zu dieser Spinte der Zutritt verwehrt.

Natürlich ließ ich solche Anlässe nicht aus, wenn sie in der Nachbarschaft stattfanden und Mutter als „Kantorka“, also Vorsängerin oder Spinnstubenälteste dabei war. Hier konnte ich meine Lieder vortragen. Wenn dann die Zuhörer über manch spaßigen Vortrag lachten, hatte ich Freude daran. Mama war dann natürlich sehr stolz auf mich und die großen Mädchen schnappten sich das eine oder andere Lied für die kommende Fastnacht auf.

Ich war dreizehn und hatte wieder mal so eine Phase, in der ich mir Gedanken über zu Hause machte. Immer öfter fiel mir auf, dass das Verhältnis zwischen meiner Mutter und meinem Stiefvater nicht das beste war. Es tat mir leid zu sehen, wie meine Mutter sich regelmäßig mit ihrem betrunkenen Mann herumschlagen musste und seine gesamte Arbeitslosenunterstützung in den Kneipen landete. Dass Mutter beim Brötchen austragen nicht reich werden konnte, wusste ich auch. Also blieb auf normalem Wege nicht viel Geld für das tägliche Leben drüber. Meine Mutter arbeitete deshalb von früh bis spät abends und erwarb Geld für allerlei Dienstleistungen. Am meisten verdiente sie am Verkaufen von Semmeln und anderem Gebäck für einen Bäcker. Zunächst erledigte sie diese Arbeit zu Fuß in Burg-Dorf. Von dem ersparten Geld kaufte sie sich ein altes Fahrrad. Damit konnte sie den Kundenkreis auf Burg-Kauper und Burg-Kolonie erweitern.

Nun hatte sie mehr Geld in der Rocktasche. Mit dem Nähen von wendischen Sachen und dem Arbeiten für Bauern auf den Fledern verdiente sie sich auch noch ein paar Mark dazu.



Wilhelmine mit Mutter Luise und Bruder Alfred

Was ich nicht wissen durfte und doch irgendwie mitbekam, war die „Schwarze Kunst“ der Luise Renberg, also meiner Mutter. Ich erfuhr von den geheimnisvollen Kräften, die man ihr nachsagte, und vom siebten Buch Mose mit seinen Formeln und Zaubersprüchen, die sie für ihren Hokuspokus benutzt haben soll. Ich glaubte nicht an diese Magie und konnte mir nicht vorstellen, dass meine Mutter etwas damit zu tun haben könnte. Neugierig belauschte ich sie dennoch und wusste hinterher, dass sie wirklich Karten legte und in den Abendstunden so manchen Zauber vollbrachte. Ihre skurril anmutende Kundschaft trug zum Le-

bensunterhalt der Familie bei. Ich habe nie mit meiner Mutter darüber gesprochen und nie erfahren, ob das alles nur eine Geschäftsidee war oder ob sie wirklich von ihrer Zauberkunst überzeugt war.

Als kleines Kind bewunderte ich meine Mutter sehr. Sie war für mich die beste Mama der Welt. Doch neben ihrer stolzen und liebevollen Ausstrahlung konnte ich damals etwas an ihr nicht richtig einschätzen. In ihrem Gesicht sah ich noch einen ganz besonderen Ausdruck, von dem ich jetzt annahm, ihn verstehen zu können. Markante, pfiffige und gewitzte Gesichtszüge waren es, die damals noch unergründlich für mich waren.

Mutter ließ sich beraten und machte eine Gütertrennung. Dann setzte sie eine Annonce in die Zeitung, mit dem Wortlaut:

„Komme für die Saufschulden meines Mannes nicht auf“. Das sorgte in Burg für Aufsehen. Sie machte sich bei einigen Leuten unbeliebt. Darunter auch bei Bauern, die sich nicht schämten, dem gutmütigen Hermann das Geld aus der Tasche zu ziehen.

Mutter bekam nun monatlich von meinem Stiefvater siebzig Mark, seine Invalidenrente. Ein Arbeitsunfall, bei dem er einen Finger verlor, brachte ihm diese Zuwendung. Natürlich hatte sie diese Angelegenheit notariell klären lassen. Sie war der Meinung, dass dieses Geld in ihrer Obhut besser aufgehoben war, als in den Kneipen. Trotz der verschiedenen Einnahmequellen spürte ich damals zu Hause keine Verbesserung der Lebenssituation.

Als mir meine Mutter eines Tages von ihren Umbauplänen des Hauses erzählte, war ich sehr überrascht. Ich konnte mir nicht vorstellen, woher sie das Geld dafür nehmen wollte. Dass Mutter

die Geschicke stets selbst in die Hand nahm, war mir allerdings schon immer klar.

Lange muss sie sich mit den Vorbereitungen zum Umbau des alten Hauses beschäftigt haben, bis sie 1932 ihren großen Plan in die Tat umsetzte. Dabei kam ihr zugute, dass sie mit ihren Semmeln in ganz Burg und Umgebung unterwegs war. Sie kannte jeden Handwerker in ihrer Umgebung, der ihr nun helfen konnte, und sie verstand es auch, diese Leute für ihre Idee zu gewinnen. Diese Idee, die es umzusetzen galt, bedeutete nicht nur den Umbau des Hauses, sondern zusätzlich die Einrichtung einer Pension. Das alte Haus sollte modernisiert werden und obendrauf noch eine Etage mit Pensionsräumen erhalten. Beziehungen nach Berlin, Dresden und anderen Städten, wo sie ihren Kundenkreis sah, wollte sie nutzen. Diese Leute kannte sie noch aus ihrer Zeit, als sie in der Gaststätte „Zum grünen Wald“ arbeitete.

Während der Bauarbeiten am Haus konnte auch mein Stiefvater sein Können unter Beweis stellen. Er hatte einmal behauptet, er sei Tischler. Um ihren Ehemann von der Notwendigkeit dieser Maßnahme zu überzeugen, versprach meine Mutter ihrem Hermann, dass er Betreiber der Pension werde. Allerdings behielt sie die gesamte Immobilie und damit auch das Geschäft sowie den Gewinn weiterhin in ihrer Hand. Dieses Versprechen an ihren Mann hatte mehrere Gründe. Er wurde zur Arbeit angespornt und hatte keine Zeit mehr, ständig in Kneipen zu sitzen und dort Geld auszugeben. Zudem würde er als zukünftiger Geschäftsinhaber für eventuelle Probleme verantwortlich sein. Meine Mutter hatte mich in ihre Pläne eingeweiht, und sie waren auch von Erfolg ge-

krönt. Bald stellte sie fest, dass ihr Hermann gar nicht so unbegabt war. Er musste nur zur Arbeit motiviert werden, dann packte er auch richtig zu. Durch diese Bautätigkeit mit einem gemeinsamen Ziel kehrte bei Renbergs auch wieder ein gewisser Frieden ein. Mutter hatte erreicht, was sie wollte, und bald wurde Richtfest gefeiert.



Die Pension lief dann recht gut, vor allem Gäste aus Dresden und Berlin haben das preisgünstige, sehr individuelle Angebot angenommen.

Meine Mutter verkaufte noch fleißig Semmeln. Sie lernte bei diesem Geschäft auch einige Leute aus dem Mittelstand kennen. Hin und wieder bekam sie von denen abgelegte Kleidungsstücke, auch Schuhe. Ob sie nun Mädchen- oder Jungsschuhe nach Hause brachte, war gleich. Jeder musste anziehen, was passte. Die Schuhe wurden immer wieder vom Schuster zusammengeflickt,

Landhaus Renberg

empfiehlt freundliche, sonnige Zimmer
mit und ohne Pension
sowie Kochgelegenheit



Verleihen von Spreewälder Trachten
eigener Anfertigung!

Burg-Dorf 109 · Besitzer:
Hermann Renberg

Werbung, veröffentlicht im Buch: „Der Landkreis Cottbus mit dem Spreewald“

Rudolf Lorenz gew. 1934	Geb. 1898 / Beruf: Schuhmacher, ab 1934: 12.21 1938
Dr. - Steinbauer Otto Orl. Grunstr. 14 - 16. 95.	Oskar Ullrich, Konditorei Schröder
Johann Ruppert Lang Ludwigstr. 36	1945
Küllerstraße 41. gi. II	Wolffurth Hermann in Döbitz
69 Lang. Siedl. Spiegel 3-fällig 62 Blei. Tischl.	Döbitzer Platz - Land. 1945
Walter Vogel, 1941	Winfriede 19. N. 5.
Ringenberger / Kindergarten	1941
Reinhold Pfeiffer großesheim 1 Pa.	Paul Schröder Friedrichstr. 36 Schulstraße 10 1945
Ortsdörfer - Str. 43 20.12. 1941	Eduard Stoll Berlin 1. 65 Schulstraße 10 1945
Heinz Müller	1942
	26. 12. 1942 Reck Zeh. - Pauschale
	Gremmendorf. 22.

Kundenliste, notiert auf der letzten Seite eines Buches

bis sie wirklich allen zu klein und nicht mehr zu tragen waren.

Wir Kinder mussten zu Hause tüchtig mitarbeiten und waren uns oft selbst überlassen, da Mutter ja über viele Jahre täglich von früh bis abends mit Semmeln unterwegs war.

Reinhard, der ältere meiner zwei Brüder, musste einige Zeit in Saccasne (kleines 10 Kilometer entferntes Dorf) eine alte Frau pflegen. Mutter konnte ihn zu Hause einfach nicht sattbekommen. Als sie ihn während ihrer Semmeltour bei seiner unwürdigen Arbeit antraf, tat er ihr doch leid. Sie nahm ihn wieder mit nach Hause.

Unsere fünfköpfige Familie war wieder vereint, und das sogar in Eintracht. Der Umbau unseres Hauses hatte eine stärkere Verbindung innerhalb der Familie zur Folge. Mein Stiefvater war freundlich zu mir und ich hatte den Eindruck, dass er allen positiv gegenüberstand.

Eines Tages sagte Mutter: „Minka, du bist nun dreizehn Jahre alt und ich möchte dir einiges erzählen, was du in deinem Alter wissen solltest.“ Viel Neues erfuhr ich nicht, nur so viel noch, dass ich mich mit dem männlichen Geschlecht nicht zu früh einlassen sollte. Und wenn es doch einmal dazu kommen würde, dann dürfe ich nicht denselben Fehler wie einst sie machen. Ein Bauernsohn sollte es dann unbedingt sein.

Ich war enttäuscht von dieser Art Aufklärung meiner Mutter, die mir überhaupt nichts brachte. Und etwas Neues erfuhr ich auch nicht. Heiraten war für mich ja noch lange kein Thema, davon wollte ich überhaupt nichts wissen. Ich war ja noch viel zu jung

dafür. In ein paar Jahren wünschte ich mir unter keinen Umständen einen Bauernsohn zum Mann. Während meiner vergangenen



Wilhelmine mit Mutter Luise

Kinderzeit musste ich auf dem Pachtacker meiner Mutter schon viel zu viel arbeiten, sodass ich mit einer Heirat in eine Bauernwirtschaft nicht zu begeistern war.



Kartoffeln behäufeln

*

Ich hatte immer noch Sehnsucht nach meinem richtigen Vater. Nicht mal einen Brief und schon gar kein Geld hatten wir von ihm erhalten. Meine Mutter war der Meinung, dass ich ihm ja mal schreiben könnte. „Ein so reicher Mann, wie er, mit zwei großen Schuhgeschäften in Berlin und in Köln“, sagte sie, „sollte doch für seine Tochter ein paar Mark drüber haben.“

Ich schrieb, und das machte mir natürlich Spaß. Dabei dachte ich nicht an Geld, wie meine Mutter, sondern konnte mir immer noch ein Leben mit meinem richtigen Vater in Berlin vorstellen. Aber die Briefe kamen mit dem Vermerk „Empfänger unbekannt“ zurück.

Die Frau vom Landjägermeister (Polizist), eine gute Bekannte von Mutter, schlug vor, ihre Adresse als Absender auf den Brief zu schreiben. Frau Landjägermeister bekam zur Überraschung meiner Mutter tatsächlich von Gustav Achtel Post. Mutter erkannte an der Handschrift sofort, dass er wirklich der Absender war.

Wieder mal hatte ich Hoffnung auf eine glückliche Zukunft bei meinem Berliner Vater. Ich hatte ihn so richtig in mein Herz geschlossen. Der Inhalt des Briefes war allerdings sehr dürfzig.

„... Es fehlt mir nicht an Menschenliebepflicht“, schrieb er, und weiter: „Ich muss aber von einer Sozialunterstützung leben und habe selbst nicht viel zum Leben. Mein gesamtes Vermögen ist bei der Geldumwertung verloren gegangen.“

Mutter war empört über diesen Brief. Sie glaubte die Geschichte nicht.

„Dieses Lügenmaul!“, sagte sie zornig. „Ich glaube ihm kein Wort. Zumindest seine Immobilien konnten doch durch Geldumwertungen nicht verloren gegangen sein. Eine Katze fällt immer wieder auf ihre Beine zurück“.

Über den Begriff: „Menschenliebepflicht“ echauffierte sie sich besonders.

„Er sieht wohl die Liebe zu seiner Tochter als eine Pflicht an!“, schimpfte sie weiter. „Hatte er mich vielleicht auch nur zum Vorführen in seiner noblen Gesellschaft benutzt? Ich bin froh, dass ich auf diesen ‚Lügenbaron‘ nicht hereingefallen bin. In seiner Verwandtschaft lernte ich den puren Reichtum kennen. Er hatte mich damals, um in seinen Kreisen ‚salonfähig‘ zu sein, völlig

neu eingekleidet. Ich bekam eine moderne Frisur, wie sie Rosa Luxemburg trug.

Die ganze Geschichte mit meinem Vater wollte ich nun doch schnell vergessen. Nicht wegen der Meinung meiner Mutter:

„Es sei alles eine göttliche Fügung, der liebe Gott hätte es so entschieden.“

Ich beabsichtigte, das Thema endlich abzuhaken, um damit meine Ruhe zu finden. Zu denken gaben mir die Worte meiner Mutter:

„Ich werde nun keinen Kontakt zu Gustav mehr suchen. Es könnte wegen seiner jüdischen Abstammung gefährlich werden.“

So richtig konnte ich nicht verstehen, warum Juden verfolgt werden sollten. Mein Vater war doch auch ein Mensch, wie all die anderen, nur hatte er mit seinen Schuhgeschäften viel Geld verdient. Aber das hatten doch viele andere auch. Was Juden so richtig waren, wusste ich nicht. Sie sahen doch aus, wie alle anderen Menschen. Aber von Judendiskriminierung hatte ich schon gehört.

Vielleicht hatte meine Mutter recht mit ihrer Meinung, dachte ich. Ich versuchte, mich auch innerlich für immer von meinem Vater zu verabschieden. Es fiel mir schwer und ich war höchst unglücklich damit.

*

Ich besuchte die erste Klasse der vierklassigen Volksschule. Es war das Jahr 1933. Die letzten drei Schuljahre waren meine schönsten, sie blieben mir in guter Erinnerung. Inzwischen wurde ich von den meisten Mitschülern anerkannt, auch wegen mei-

ner guten schulischen Leistungen. Es waren nur noch ganz wenige, die mir beweisen wollten, dass sie etwas Besseres wären. Zwar war ich jetzt die Einzige in der Klasse, die noch in wendischer Tracht ging, daran hatten sich aber längst alle gewöhnt. Immerhin war ich ordentlich gekleidet. Der Lehrer, den ich als Klassenlehrer hatte, machte keine Unterschiede zwischen den Schülern. Für ihn zählten allein die Leistungen. Und die waren bei mir gut. Geschichte und Erdkunde zählten zu meinen Lieblingsfächern, besonders die Niederschriften zu den einzelnen Themenkomplexen machten mir viel Freude. Das Fach Deutsch lag mir wegen der Gedichte und dem Schreiben von Aufsätzen auch sehr.

Die schönste Unterrichtsstunde blieb für mich aber von Anfang bis zum Ende der Schulzeit der Musikunterricht. Ich lernte schöne Lieder, welche ich in meinem ganzen Leben nicht vergaß und immer wieder zu allen möglichen Anlässen gern sang. Mein Lehrer hatte einen Sinn für Romantik, sodass er die Liedtexte zum Erlebnis werden ließ. Wenn wir an den langen Abenden mit meiner Mutter nähten oder stickten, sangen wir diese Lieder auch gemeinsam. Auch Lieder aus Urgroßmutters Zeiten brachte Mutter mir dann bei.

In den letzten Schuljahren bin ich immer selbstbewusster geworden. Das machte sich vor allem im mündlichen Unterricht bemerkbar. Ich legte meine Schüchternheit ab, beteiligte mich sehr gut am Unterricht und gehörte zu den Klassenbesten. Einige Mädchen, die sich für etwas Besseres hielten, reagierten mit Neid. Sie hatten keine Vorteile mehr aufgrund ihrer Herkunft, wie es in den unteren Klassen der Fall war. Die Jungs nannten

mich auf dem Heimweg von der Schule manchmal noch „Glockenrock“. Aber damit konnte man mich nicht mehr ärgern oder gar aus der Reserve locken. Im Konfirmandenunterricht war ich dann eines von vielen Mädchen in dieser Tracht. Hier kamen die Schüler aus Burg-Kauper und Burg-Kolonie dazu.

Im letzten Schulhalbjahr hatte sich die Klasse dazu entschlossen, die Mitarbeit zu boykottieren. Mir war bewusst, dass dieser Boykott gegen meine Person gerichtet war, da meine gute Mitarbeit einigen der Klasse nicht gefiel. Ich wollte jedoch nicht aus der Reihe tanzen und ergriff deshalb nicht die Initiative. Der Lehrer erkannte die Situation sofort und stellte die Frage: „Nanu, niemand meldet sich, Minna auch nicht?“

Dass ich die Antwort auf seine Frage kannte, wusste er sicher, deshalb sagte er zur Klasse:

„Ich werde mit Minna im Lehrerzimmer über euren nicht besonders intelligenten Scherz sprechen, der so gar nicht zum letzten Schuljahr passt.“

Ich wurde dann kurzzeitig „Goldtöchterchen“ genannt, aber bald entschuldigte sich die Klasse bei mir. Alle waren sich einig, dass sie solche dummen Sachen nicht mehr anstellen würden, zumal wir doch einen sehr guten und gerechten Lehrer hatten.

Ich hielt mich nicht mehr für das ärmste Kind der Klasse, denn ich war ja schließlich auch stolz, dass wir das neue Haus hatten. Meiner Ansicht nach waren wir nun auch schon etwas bessergestellt.

Am 31. März, einem Freitag, erhielt ich mein Schulentlassungszeugnis. „Schulentlassungs-Zeugnis für Minna Graz“ war die

Überschrift. Anstatt Wilhelmine schrieb der Klassenlehrer, Herr Handta, „Minna“. Ich ärgerte mich darüber, denn diesen Rufnamen mochte ich ja überhaupt nicht. Daran hatte sich nichts geändert. Das Wichtigste für mich war aber die durchschnittlich gute Benotung. Im Rahmen der Zeugnisausgabe erzählte der Klassenlehrer noch einiges über Gott und die Welt.

Dabei streifte er auch die neue Politik des Hitlerregimes, samt der Judenverfolgung. Bei diesen Worten lief es mir kalt den Rücken herunter. Mein Vater kam mir sofort ins Gedächtnis, sein falscher Name, Mutters Ausspruch der Fügung Gottes. Die letzte Schulstunde war beendet. Herr Handta, verabschiedete sich von allen Schülern mit ein paar persönlichen Worten. Zu mir sagte er zum Abschied:

„Pass gut auf dich auf, du weißt sicher, was ich meine!“

„Ja, das werde ich tun“, sagte ich, obwohl ich den tiefen Sinn seiner Worte noch nicht richtig begreifen konnte.

„Bei dir, Minna“, so sagte er weiter, „möchte ich mich im Übrigen für den nicht korrekten Namen auf dem Zeugnis entschuldigen. Ich stelle dir gern ein neues Zeugnis aus.“

Für so wichtig hielt ich das dann aber doch nicht mehr und ich gab mich mit dem vorhandenen Zeugnis zufrieden. Es war so schön in Zierschrift geschrieben und hatte Herrn Handta sicher einige Zeit gekostet. Viel wichtiger schienen mir die mahnenden Worte meines Lehrers.

Schulentlassungs-Zeugnis

für

Minna Graß

geb. zu Jurg. Kaiser, Kreis Cottbus, am 28. Juni 1919
in Glaubnitz, seit 1. April 1925 Schüler - Schülerin - der
nieste J. Volksschule und zwar seit Okto. 1920 Schülerin der 1. Klasse

1. Führung: sehr gut.

2. Aufmerksamkeit: recht gut.

3. Räumlicher Fleiß: recht gut.

4. Leistungen in

Religion: recht gut.

Bauordnung: sehr gut.

Deutsch: a) mündlich gut.

Schreiben: gut.

b) schriftlich gut.

Zeichnen: gut.

Geschichte: gut.

Musik: gut.

Erdkunde: gut.

Tunen: sehr gut.

Naturkunde: sehr gut.

Körperarbeit: recht gut.

Naturlehre: sehr gut.

Überkunstunterricht: -.

a) mündlich geziigend.

Bauordnungsprüfung: -.

Rechnen: b) schriftlich geziigend.

Kunstschrift: -.

5. Schulbesuch: recht regelmäßig.

6. Besondere Bemerkungen:

Jurg. Doz. Kreis Cottbus den 31. März 1923

Kreisober-

Schulleiter

Hauseberg



Kreisober-

Schulleiter

Schieder

In den letzten Schultagen warb mich Herr Handta für den gemischten Chor. Dieser war gleichzeitig der Kirchenchor. Darüber freute ich mich sehr, denn diese Auszeichnung bekamen nur zwei der Schulabgänger. Da die zweite Schülerin am Schmogower Bahnhof wohnte, konnte sie dem Chor nicht beitreten. Der Weg nach Burg-Dorf wäre für so ein junges Mädchen am Abend zu weit und auch gefährlich.

Auch ich wurde einmal auf dem Heimweg von der Gesangsstunde von zwei Jungen belästigt. Meine Mutter arbeitete in einer Gaststätte und wollte nach Feierabend mit mir gemeinsam nach Hause gehen. Sie erschien allerdings nicht zur vereinbarten Zeit am vorgesehenen Treffpunkt. Nachdem ich ein Weilchen gewartet hatte, ging ich langsam allein nach Hause, denn die zwei Jungen wichen mir nicht von der Seite. Kurz vor dem Friedhof rissen sie mich zu Boden. Mutter war bereits in der Nähe und hörte meinen Hilferuf. Sie verjagte die beiden.

Einen der Jungen hatte ich wiedererkannt. Meine Mutter erstattete Anzeige bei der Polizei. Es stellte sich heraus, dass es sich um zwei Mitglieder der Hitlerjugend handelte, der eine neunzehn, der andere fünfzehn Jahre alt. Sie gaben gegenüber der Polizei an, betrunken gewesen zu sein. Der Ältere wurde aus der Hitlerjugend entlassen. Nach kurzer Zeit marschierte er jedoch wieder in Uniform mit. Der Jüngere musste sich im Auftrag seiner Eltern, die waren anständige Bauersleute, bei mir entschuldigen.

An einem Sonntag lief dieser Junge bei uns zu Hause vor dem Fenster auf und ab. Mutter holte ihn herein und putzte ihn gehörig runter, und zwar auf Wendisch. Das verstand er am besten, denn bei Kaspers zu Hause wurde nur wendisch gesprochen.

Mutter kannte die Eltern des Jungen gut. Dort ließ sie oft Gänsebrüste räuchern. Zu jedem besseren Bauernhaus gehörte ein Backhaus und eine Räucherkammer. So war es auch bei Kaspers.

Der Fritz Kasper musste sich entschuldigen. Der schüchterne Junge konnte mir dabei nicht in die Augen sehen. Mutter gab ihm die Hand und entließ ihn mit den besten Grüßen an seine Eltern. Der Neunzehnjährige entschuldigte sich nicht. Bei seinen Eltern handelte es sich um Großbauern, und der Vater war ein fanatischer SS-Mann. Trotz dieses Vorfalls ging ich weiterhin zur Ge-sangsstunde des Kirchenchores. Der vierstimmige Gesang bereitete mir sehr viel Freude und Spaß.

Kapitel 4

Jetzt war ich fast vierzehn Jahre alt und wollte endlich selbstständig werden und von zu Hause ausziehen. Aber so schnell kam man nicht in die Welt der Erwachsenen. Vorher gab es noch die Einsegnung, wie die Konfirmation bei uns hieß. Aber um konfirmiert zu werden, musste man eine Prüfung bestehen. Dank meiner sehr frommen Mutter war ich natürlich im Religionsunterricht besser als in der Schule im Rechnen. Das Vaterunser, die Zehn Gebote, die Psalmen – vor allem Psalm 23 – die Einsetzungsworte zum Abendmahl, der Taufbefehl und die gängigen Kirchenlieder waren mir vertraut. In meiner farbenfrohen Tracht und gut vorbereitet saß ich dann unter den Prüflingen und hatte keine Schwierigkeiten, meinen erlernten Glauben wiederzugeben. Folglich hatte ich die Prüfung bestanden.

Im Rahmen eines Festgottesdienstes fand eine Woche später die Konfirmation statt. Die Mädchen trugen eine schwarze Tracht. Meine Mutter war immer sehr bemüht, mir schmucke wendische Sachen zu nähen, natürlich auch die schwarze Tracht für die Konfirmation. Nun bekam auch ich den Segen des Pfarrers. Er las aus dem 4. Buch Mose 6, 24–26:

„Der Herr segne dich und behüte dich. Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig;

Der Herr hebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden.“



Schwarze Kindertracht

In seiner Predigt las er aus dem 5. Buch Mose 31, 6:

„Seid mutig und stark! Habt keine Angst, und lasst euch nicht von ihnen einschüchtern! Der Herr, euer Gott, geht mit euch. Er hält immer zu euch und lässt euch nicht im Stich!“

Am Ende versprach er den Konfirmanden das, was im Buch Joshua 1, 5 steht:

„Dein Leben lang wird niemand dich besiegen können. Denn ich bin bei dir, so wie ich bei Mose gewesen bin. Ich lasse dich nicht im Stich, nie wende ich mich von dir ab.“

Diese christliche Theologie, die aus dem Alten Testament stammt und bereits den Christen seit etwa 180 nach Christus gepredigt wurde, sollte mir nun das Rüstzeug für mein weiteres Leben geben. Mit dem mir erteilten Segen war ich froh und glücklich und irgendwie auch beruhigt. Mir konnte im Leben nichts Schlimmes mehr widerfahren. Gott würde mir helfen. Die Konfirmation bedeutete dann wirklich das Ende der Kinderzeit.

„Jetzt beginnt der Ernst des Lebens“, hatten die Erwachsenen gesagt. Ich allerdings hatte mich gefragt:

„War das Leben für mich nicht schon immer ernst genug?“

An diesem Tag der Konfirmation aber wurde gefeiert und ich war die Hauptperson. Auch Geschenke hatte ich bekommen; ein Handtuch, eine Tasse, Bettwäsche und natürlich ein eigenes Gesangbuch. Sogar einen Schnaps hätte ich schon trinken können. Mein Stiefvater setzte mir gar das Glas an die Lippen, aber ich wehrte mich heftig dagegen.

Zumindest war ich als Mitglied der Kirchengemeinde anerkannt. Wie es damals üblich war, besuchte ich jeden Sonntag mit meiner Mutter den Gottesdienst.



Wilhelmine, Luise, Gast (v.r.)



Luise mit verkleideten Männern



Wilhelmine mit verkleideten Gästen aus Berlin

Mutter führte mich gern aus. Sie war stolz, wenn sie mit mir gemeinsam von Sommergästen als Fotomodell auserwählt wurde.

Es war eine wunderbare Zeit. Manchmal ließen sich Gäste unserer Pension von meiner Mutter wendisch anziehen, natürlich gegen ein kleines Entgelt. Auch jungen Berliner Männern stand diese Tracht ganz gut, jedenfalls hatten sie ihren Spaß an der Verkleidung.

Bis zu meinem 14. Geburtstag am 28. Juni änderte sich für mich nichts, die Tage gestalteten sich noch so wie sie immer waren. Aber schon im Juli sollte ich in die Fremde gehen, um dort mein eigenes Geld zu verdienen. „Du kannst doch nicht immer am Rockzipfel deiner Mutter hängen“, sagte Mama. Und ich war gar nicht so abgeneigt, ihrem Wunsch zu folgen. Aber eine Arbeit in der Fremde hatte sich für mich bis jetzt noch nicht gefunden.

So blieb mir nichts anderes übrig, als auf dem gepachteten Acker meiner Mutter mitzuarbeiten oder mit ihr zu den Bauern aufs Feld zu gehen, wenn sie von ihnen bestellt war. Ich war für die schweren Arbeiten eigentlich überhaupt nicht geeignet. Meine Mutter schimpfte oft mit mir:

„Und du willst mal in eine Bauernwirtschaft einheiraten und eine richtige Bäuerin werden?“

Das lag jedoch gar nicht in meinem Sinne. Es war nur Mutters Wunsch.

„Du musst nun schon mit der Zeit lernen, durchzuhalten“, sagte sie immer wieder. Ich ließ ihr ihre Visionen, allerdings hatte ich meine eigenen Pläne. Sobald es irgendwie ginge, wollte ich von zu Hause weg und dann nach Möglichkeit die wendische Tracht ablegen.

Meine Mutter war sehr um meine Erziehung bemüht. Sie wollte die Zeit nach meiner Konfirmation, während ich noch zu Hause

war, effektiv dafür nutzen. Für die Erziehung bestens geeignet fand sie die alten Küchenlieder. Wir sangen sie, wenn wir abends gemeinsam nähten. Mit dieser Art Texte wollte sie mir veranschaulichen, was ihr im Leben widerfahren war.

„Die Ballade vom Grafenliebchen“ durfte dabei nicht fehlen:

Es schließt ein Graf bei seiner Magd

bis an den hellen Morgen.

Und als der helle Tag anbrach,

da fing sie an zu weinen.

Weine nicht, weine nicht, mein liebes Kind,

deine Ehr will ich bezahlen.

Ich geb dir meinen Reitersknecht,

dazu zehntausend Taler.

Den Reitersknecht, den mag ich nicht,

ich will den Herren selber.

Den Herren selber kriegst du nicht,

geh hin zu deiner Mutter.

Ach Mutter, liebste Mutter mein

verschaff mir eine Kammer;

darin ich singen und beten kann

und stillen meinen Lammer.

Ach Tochter, liebste Tochter mein,

was ist mit dir geschehen?

Dir wird ja vorn das Kleid zu kurz

und hinten immer länger.

Dann waren wir so traurig, dass Mama und ich über diese bewegenden Geschichten weinten.

„Manchmal hatten die Mädchen doch Glück“, sagte sie dann, „wenn sie durch viel Fleiß und bei guter Führung später mit einem Mann zusammen auf einem geerbten Bauernhof leben konnten. Vertraue im Leben immer auf Gott, wie du es im Religionsunterricht gelernt hast. Nur Gott hat mir die Kraft für die Beschaffung unseres Hauses gegeben. Alle Menschen sind Sünder, auch ich, aber Gott verzeiht mir auch mal, wenn ich ihn darum bitte.“

Mit dreizehn, vierzehn Jahren hatte ich noch Verständnis für viele Dinge des Lebens meiner Mutter. Aber dass der liebe Gott sie in ihrem Leben so strafte, konnte ich nicht begreifen. Und wenn er ihr die Kraft für die Beschaffung des Hauses gegeben hatte, warum nicht ein bisschen mehr Kraft? Überhaupt fand ich viel Widersprüchliches im Leben meiner so frommen Mutter. Und vieles davon, so glaubte ich, war mit den Zehn Geboten, der Grundlage der christlichen Ethik, nicht vereinbar. Erste Zweifel zum Glauben an Gott kamen in mir auf. Vielleicht wäre im Leben meiner Mutter vieles anders gelaufen, wenn ihr durch den grausamen Ersten Weltkrieg ihr Verlobter Christian Lichtenberger nicht entrissen würde. Ich glaubte schon, dass sie mit ihm sehr glücklich war und dass ihr Leben mit ihm gemeinsam ganz anders verlaufen wäre.

Einmal fand ich zu Hause ein kleines Buch mit dem Titel „Der Mensch“. Das sollte mit Sicherheit nicht in meine Hände gelangen. Im Vorwort war vermerkt, dass man dieses Buch getrost jeder Jungfrau in die Hand geben könnte. Als Mutter dieses Buch bei mir entdeckte, war sie sehr erschrocken. Sie schien sich darüber gar zu schämen und entschuldigte sich. Gustav hätte es lie-

gen lassen. Der Inhalt dieses Buches stand ganz und gar nicht im Einklang mit ihrer Aufklärungsart.

Mutter hatte in ihrer Jugend viel Pech. Wenn sie dann der Meinung war, dass die meisten Männer schlecht wären und ich sie nicht beachten solle, konnte ich das absolut nachvollziehen. Noch zu Zeiten ihrer Eltern ging es bei der Geburt eines Kindes oft um Leben oder Tod. Fünfzehn ihrer siebzehn Geschwister starben schon als Kind, einige bereits während der Geburt.

„Nimm dir einen Bauernsohn“, gab sie mir auf den Weg. „Aber denke immer daran, der Erste muss der Richtige sein, denn wo die erste Liebe stirbt, keine zweite wird.“

Bei ihr musste es wohl so gewesen sein. Deswegen sagte sie auch, dass die Trennung von ihrem Gustav eine Vorsehung Gottes war. Einen glücklichen Lebensweg in Wohlstand und Reichtum wünschte sie mir, welcher ihr nicht vergönnt war. „Du sollst es doch in deinem Leben einmal besser haben als ich“, sagte sie.

*

Mein Stiefvater fand Arbeit in Cottbus. Aber es war nicht nur die Arbeit, die ihn nach Cottbus zog. Eine Frau hatte es ihm angetan. Es war eine entfernte Verwandte, deren Mann wegen Kuhdiebstahls im Gefängnis saß. In Burg war er als Kuhdieb bekannt. Zuerst ahnten wir zu Hause nichts von der neuen Umgebung meines Stiefvaters, denn angeblich wohnte er bei zwei alten Leuten. Diese Lüge flog aber bald auf, und er kam nur noch selten nach Hause.

„Für mich und euch Kinder ist das ein Segen“, sagte Mutter. In dem jetzt größeren Haus wohnte parterre ein Mieter und das

Obergeschoss war im Sommer komplett an Sommerngäste vermietet. Aber dass Mutter immer noch Semmeln ausfuhr und Semmelfrau genannt wurde, gefiel mir gar nicht. Das war mir peinlich. Das tägliche Tragen der schweren Semmelkiepe machte ihrer Gesundheit auch zu schaffen. Auf mein Bitten hin, gab sie diese Arbeit auf. Nun hatte sie auch mehr Zeit für ihre Familie.

Wenn Mutter mit mir abends gemeinsam nähte oder andere Hausarbeiten verrichtete, sang sie bei diesen Arbeiten gewöhnlich ihre Lieder. An diesem Sonntag allerdings nicht. Irgendetwas brannte ihr auf der Seele, das spürte ich. Waren es meine Fragen, denen sie früher immer ausgewichen war? Sie sagte dann: „Später, wenn du größer bist, erzähle ich dir mehr.“

Nun schien die Zeit gekommen zu sein, in der ich auch den Rest ihrer Geschichte erfahren sollte.

Kapitel 5

Qinka, sprach mich Mutter nach längerem Überlegen an: „Damit du weißt, wer du überhaupt wirklich bist und damit du verstehst, warum unser Leben so und nicht anders ist, will ich dir heute meine Lebensgeschichte erzählen. Ich hatte dir, als du fünf Jahre alt warst, mein Elternhaus, das Haus deiner Großeltern gezeigt. In diesem Haus wurde ich geboren. Dort hatte sich auch entschieden, wohin meine Reise geht.“

Mamas (Luises) Geschichte

Sie begann zu erzählen:

Meine Mutter, mit Namen Anna, wurde im Alter von sechzehn Jahren mit meinem Vater, Martin Graz verheiratet. Vater war ein sehr reicher Burger Mann, Mutter stammte aus einer Müschener Bauernfamilie. Achtzehn Kindern, darunter auch mehrmals Zwillinge, schenkte sie das Leben. Von diesen achtzehn Kindern starben, bis auf drei, alle. Nur ich, als achtzehntes Kind, sowie meine zwei älteren Geschwister Martin und Anna blieben am Leben. Martin starb mit sechzig Jahren und Anna wurde dreißig Jahre alt.

Meine Mutter bekam für ihr erstes Kind sogar eine Amme. Das war eigentlich auf dem Land unüblich. Selbst in Großstädten wie Berlin war eine Amme keinesfalls die Normalität.

Mein Vater war Viehgroßhändler. Er besaß ein riesiges Jagdgebiet. Reiche Berliner mit Rang und Namen gingen im Hause Graz ein und aus. Sie feierten üppige Feste. Meine Schwester, also deine Tante Anna, erzählte noch öfter von den sogenannten Berliner Jägern. Einer von ihnen, Berliner Fritz wurde er genannt, war Vaters bester Freund. Er fehlte bei keiner Jagd und bei keinem Gelage.

Der ganze Trubel endete abrupt im Jahr 1894. Eine Bürgschaft setzte dem Größenwahn ein Ende. Vaters bester Freund, für den er gebürgt hatte, ging pleite. Er hatte sein gesamtes Vermögen verspielt. Vater war nun gegenüber den Gläubigern verpflichtet, für die Schulden des Berliner Fritz zu haften. Damit hatte er selbst sein gesamtes Hab und Gut verloren, wegen einer Unterschrift aus Gutmütigkeit und im vollsten Vertrauen zu seinem besten Freund. Und nicht nur das, selbst die anderen guten Freunde aus Berlin kannten ihn plötzlich nicht mehr. Nach dem Motto: „Jeder ist sich selbst der Nächste“, war der einst wohlhabende Martin Graz, also mein Vater, auf einmal auf sich allein gestellt, einsam und verlassen.

„Mama, das ist ja beinahe unglaublich, was du mir erzählst“, unterbrach ich Mutter entrüstet. „Woher weißt du das alles?“

„Meine Schwester Anna war zu der Zeit ja schon vierzehn Jahre alt und hatte logischerweise alles selbst miterlebt. Aber auch von meinem Pflegevater hatte ich einiges erfahren.“

Mutter erzählte weiter und ich erfuhr ihr gesamtes trauriges Schicksal.

Geburts-Urkunde

Nr. 46.

Burg, am 30. April 1892.

Vor dem unterzeichneten Standesbeamten erschien heute, der Persönlichkeit nach

der Kämmer Martin Graz, ^{bekannt,}
wohnhaft zu Burg Röhrn,
~~an angestellte~~ Religion, und zeigte an, daß von der
Eltern Graz geborener Bräuner ^{an angestellte} Religion,
wohnhaft ~~bekannt,~~ zu Burg Röhrn in seiner Wohnung,
am ~~1. Februar~~ ¹⁸⁹² ~~zweihundert~~ ^{zweihundertzweiundneunzig} ~~zehn~~ ^{April} ~~des Jahres~~
tatsächlich ~~zweihundertzweihundertzehn~~ ^{zweihundertzweihundertzig} und ~~zweihundertzweihundertzehn~~ ^{zweihundertzweihundertzig} ~~um~~ ^{um} zwölf Uhr ein Kind ^{weiblich} ~~weiblich~~ ^{lichen}
Geschlechts geboren worden sei, welches ^{her} Vornamen
Luise erhalten habe.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben.
Martin Graz.

Der Standesbeamte

Schenker.

Dass vorstehender Auszug mit dem Geburts-Hauptregister des Standesamts zu

Burg gleichlautend ist, wird hiermit bescheinigt.

Burg, am 6. August 1937.

Der Standesbeamte

Kopff.



VIII. 48.
Jermania-Lager Oberstrasse

Geburtsurkunde Luise Graz

Abschrift Geburtsurkunde Anna Graz
(Name geändert)

Geburts-Urkunde

60 Pfg.

Nr. 46.

Burg am

30. April 1892.

Vor dem unterzeichneten Standesbeamten erschien
heute, der Persönlichkeit nach bc kannt,
der Kaufer Martin Graz,
wohnhaft zu Burg Kaufer,
evangelischer Religion, und zeigte an, daß von
der Anna Graz, geborenen Bramer,
evangelischer Religion,
wohnhaft bei ihm

zu Burg Kaufer in seiner Wohnung,
am siebenundzwanzigsten April
des Jahres tausend achthundert neunzig zig,
und zwar nachmittag s um zwölf
einhalf Uhr ein Kind weiblichen Geschlechts
geboren worden sei, welches den Vornamen Luise
erhalten habe.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben
Martin Graz

Schenker Der Standesbeamte

Daß vorstehender Auszug mit dem
Geburts-Hauptregister des Standesamts zu Burg
gleichlautend ist, wird hiermit bescheinigt.

Burg am 6. August 1937.

Der Standesbeamte

Paschke

So etwa muss es gewesen sein:

An einem regnerischen Apriltag im Jahr 1894 klopfte der Gerichtsvollzieher an die Tür meines Großvaters. Er war beauftragt, eine Zwangsvollstreckung durchzuführen und folgte nur seiner Pflicht. Damit nahm das Schicksal meiner Mutter seinen Lauf. Sie war zu diesem Zeitpunkt nur zwei Jahre alt, ihre Schwester Anna war vierzehn und ihr Bruder Martin zwanzig Jahre alt. Für die großbürgerliche Familie Graz bedeutete dies das abrupte Ende ihres bis dahin beschaulichen Lebens. Sie besaßen von heute auf morgen nur noch ihr nacktes Leben und waren völlig mittellos.

Meine Mutter Luise geriet als Nesthäkchen einer so lange wohlhabenden Familie plötzlich und unerwartet in eine Welt, in der sie unerwünscht war. Ihr Pech: Sie war ein kleines Mädchen, das niemand haben wollte oder konnte. Das gesamte Eigentum meines Großvaters wurde versteigert. Dazu gehörte auch meine Mutter.

Großmutter musste sich nun als Dienstmagd ihren Lebensunterhalt verdienen, Tante Anna dagegen musste bei fremden Leuten schuften, um satt zu werden. Onkel Martin war bereits zwanzig Jahre alt und arbeitete bis dahin in Großvaters Unternehmen. Er hatte Glück und kam als Fleischerlehrling bei einem alten Meister unter, das aber auch nur, weil die Beziehungen seines Vaters mitspielten. Als Geselle machte Onkel Martin sich bald selbstständig. Dazu mietete er gemeinsam mit Tante Anna ein altes Backhaus, unweit der Mühlspree gelegen. Dort produzierte er seine ersten Waren. Geschäftstüchtig war Onkel Martin, das hat er sicher mit in die Wiege gelegt bekommen.

Nach relativ kurzer Zeit eröffnete er im Dorf, in der Nähe der Burger Mühle eine Fleischerei. Hier hatte er neben seiner Schwester Anna auch noch einen Gesellen in Arbeit. Das gesamte Betriebsgelände gehörte seinem Freund, einem jungen Tischlermeister mit Namen Nowik. Der war jung verheiratet und gründete auch bald seine eigene Firma.

So befanden sich über viele Jahre zwei Handwerksbetriebe auf einem Hof mit einem Schlachthaus und einer großen Tischlwerkstatt. In späteren Jahren kam noch der Frisörladen Böttge hinzu. An der Straßenseite des Grundstücks befand sich das große Wohnhaus, worin auch Onkel Martin eine Wohnung mit zwei Zimmern und Laden mieten konnte. Für seine kranke Mutter, also meine Großmutter, mietete er zusätzlich noch ein Stübchen.

Was mit meinem Großvater wurde, weiß ich nicht. Vielleicht ging er seine eigenen Wege, vielleicht hat er das ganze Drama nicht überlebt. Er war ja auch viel älter als Großmutter.

*

Während eines Vieheinkaufs im Riesengebirge (Schlesien) lernte Onkel Martin ein Mädchen kennen, Pauline hieß sie. Diese Pauline nahm er mit nach Hause. Bald war sie in guter Hoffnung und sie heirateten. Der erste Sohn war bald geboren. Tante Pauline arbeitete nun im Laden als Verkäuferin. Allerdings hatte sie beim Verkaufen der Fleisch- und Wurstwaren große Schwierigkeiten mit ihrem Deutsch. Wenn auch die Burger Sprache damals nicht gerade ein Hochdeutsch war, so war doch die echte schlesische Mundart sehr gewöhnungsbedürftig für die Burger.

Meine Tante Anna arbeitete noch mehrere Jahre im Schlachthaus und half auch im Laden aus. Sie wohnte etwa hundert Meter entfernt in einem Strohhaus, dort, wo ihr Bruder Martin einst sein Geschäft im Backhaus des Anwesens eröffnete. Eine kleine Viehwirtschaft gehörte noch dazu. Dieses Grundstück kaufte Onkel Martin für seine Schwester, die dann für die Viehzucht auf diesem Hof verantwortlich war. So ganz nebenbei hatte Onkel Martin damit eine zusätzliche Einnahmequelle, die Fleischproduktion.

Im Laufe der Jahre wurde die Familie größer. Vier Söhne und eine Tochter wuchsen heran. Bald halfen auch die Kinder im Betrieb mit. Tante Anna führte das Kommando vorn in der Fleischerei und auch in der kleinen Wirtschaft. Ihre Schwägerin Pauline hatte keinen leichten Stand. Mit dem Heranwachsen der Kinder änderte sich das aber. Sie übernahmen immer mehr das Geschehen. Die hübsche Tochter Margarete, sie wurde nur Gretchen genannt, löste Tante Anna vom Ladenverkauf ab. Auch im Schlachthaus wurden Gesellen eingestellt, sodass Tante Anna nur noch für die Küche und den Haushalt zuständig war. Tante Anna hatte nie geheiratet. So viel zum Werdegang von Onkel Martin und Tante Anna.

Nun zurück zum Jahr 1894.

Am Ende der Versteigerung des Hab und Gutes meiner Großeltern blieb nichts Verwendbares mehr übrig. Doch da war noch die kleine zweijährige Luise, meine Mutter, die jedoch niemand haben wollte. Sie zählte zu den nicht verwendbaren Elementen.

In Burg-Kolonie und Burg-Kauper waren die Bauern arm und konnten sich so ein kleines Mädchen zusätzlich nicht leisten. Auch die Gemeindevertretung bestand dort aus meist armen Bauern. Zwischen den drei Burger Ortsteilen gab es große Unterschiede. Besser gestellte Bauern gab es eher in Burg-Dorf. Das war nicht so oft vom Hochwasser betroffen, dort kam eine komplette Überschwemmung nur selten vor.

Im Dorf konnte ein großer Teil der Felder mit dem Gespann bearbeitet werden. In Burg-Kauper und Kolonie mussten die kleinen Ackerflächen mit dem Spaten umgegraben werden. Mutter ging für eine Mark und fünfzig Pfennige den ganzen Tag graben. Die Transporte wurden dort per Kahn erledigt. Die landwirtschaftlichen Erträge waren bescheiden, so wie auch das gesamte Leben der kleinen Bauern. Wer nicht fleißig war, endete bald in tiefster Armut.

Wenn da ein kleines Mädchen als Pflegetochter angeboten wurde, also nicht einmal ein Junge, dann traf man auf wenig Interesse. Einen Jungen würden manche eher nehmen, weil er später vielleicht eine tüchtige Arbeitskraft in der Wirtschaft wäre. Ein Mädchen zählte jedoch nicht viel und in dem Falle gleich gar nichts.

Aber Mutter musste doch irgendwo unterkommen. Darin waren sich die Herren Gemeindevertreter einig. Deshalb boten sie eine Geldsumme dem an, der sie nehmen würde. Über die Höhe der Summe konnte man sich schlecht einigen. Darum wurde beschlossen, dass derjenige das kleine Mädchen in Pflege bekam, der die geringste Geldsumme forderte. Er würde damit auch alle Rechte und Pflichten erhalten. Nun ging es ähnlich wie bei einer

Versteigerung zu, nur umgekehrt. Nicht größer, sondern immer kleiner wurden die geforderten Geldbeträge.

Einem anständigen, sehr frommen Mann war dieses Feilschen um die kleine Luise unerträglich geworden. Er nannte so einen niedrigen Betrag, den keiner mehr unterbieten konnte und bekam sie mit nur der Kleidung, die sie gerade anhatte. Im Rahmen der Versteigerung blieb nichts weiter für sie übrig.

Gottlieb Wichert, ein gebildeter, künstlerisch begabter Mann, war es, der meine Mutter ersteigert hatte. Er war Kirchenältester und damit eine angesehene Person im Ort. Man achtete ihn. Sein eigenes Kind war im Strenkel, einem kleinen Fließ in Burg, ertrunken. Wicherts Frau hatte für Kinder nicht viel drüber und schon gar nicht für die Kleine von diesen Grazens, denen man schon vor ihrem Untergang in Burg voraussagte: „Hochmut kommt vor dem Fall“.

Die ganze Sache mit den Grazens wurde von den Burgern mit Schadenfreude betrachtet. Gottlieb Wichert war aber ein umsichtiger, kluger Mensch. Sein Wort wurde in den Reihen der Kirchenvertretung befolgt. So hielten es die Frauen für ihre Pflicht, für das Kind Kleidung und die erforderliche Wäsche zu beschaffen. Wohlhabend waren sie alle nicht. Die Frauen fertigten aus abgetragenen Sachen diese Bekleidung an. Gottlieb Wichert hatte es geschafft, auch seine Frau von der Notwendigkeit seiner Entscheidung zu überzeugen.

Meine Mutter hatte Glück im Unglück und wuchs zunächst bei den Wicherts entsprechend den gegebenen Umständen geborgen auf. Fortan hieß sie nicht mehr Luise Graz, sondern Henriette Wichert, wie einst das verstorbene Kind. Ihre Pflegeeltern nannte

sie Onkel und Tante. Zu Sparsamkeit und Bescheidenheit wurde sie erzogen.

1899 wurde meine Mutter als Henriette Wichert eingeschult. Der Lehrer, ein guter Freund des Onkels, erkannte schnell die Begabung der kleinen „Getta“, wie sie nun genannt wurde und sprach sich bei Wicherts lobend über sie aus. „Getta“ war ihr wendischer Kosenname, den sie während ihrer gesamten Schulzeit trug. Es wurde ja in Burg Kauper fast nur wendisch gesprochen. Zu Heriette sagte man halt „Getta“. Dieser Name hing ihr im Bekanntenkreis ein Leben lang an.

Der Onkel hatte seine Freude an dem Kind, erst recht, als es sich herausstellte, dass die Kleine auch noch musikalisch war. Mit zwölf Jahren bekam Henriette vom Onkel ein Harmonium geschenkt. Schnell beherrschte sie das Spielen der Kirchenlieder. Andere Musik gab es im Hause Wichert natürlich nicht.

Trotz der schweren Arbeit, die Mutter täglich erledigen musste, war das Leben beim Onkel erträglich. Bei ihm hatte sie viel gelernt. Dank seiner ruhigen, besonnenen Art herrschte ein friedliches Miteinander im Hause. Vor Weihnachten 1904 starb der Onkel Wichert. Damit war für meine Mutter die harmonische Zeit vorbei. So etwas wie elterliche Liebe erfuhr sie nun nicht mehr. Für das Spielen am Harmonium blieb auch kaum noch Zeit. Sie musste täglich bis zum späten Abend ohne Pausen schwer arbeiten und fiel dann meist todmüde ins Bett. Diese schier unerträglichen Belastungen, Tag für Tag, haben ihre Spuren hinterlassen. Meine Mutter war oft krank. Aber wenn der Pfarrer oder später der Schulrat in die Klasse kamen, schnitt sie bei Prüfungen trotzdem immer gut ab.

Sonntags führte ihr Weg stets ins einige Kilometer entfernte Burg-Dorf zur Kirche. Natürlich zu Fuß, denn ein Fahrrad hatte keiner. Es gab den wendischen und den deutschen Gottesdienst. Die Kirchgänger aus Kauper und Kolonie besuchten den wendischen Gottesdienst, den Gottesdienst in ihrer Muttersprache.

Mit dreizehn Jahren hatte meine Mutter einen furchtbaren Unfall im Stall. Sie hörte den Bullen brüllen, und zwar in einem sehr jämmerlichen Ton. Als sie in den Stall kam, sah sie, wie die Kette Kopf und Vorderfüße des Tieres zusammen zurrte. Der Bulle rang nach Luft. Da sie täglich die Stallarbeiten verrichtete, war sie mit den Tieren auch vertraut und hatte keine Angst. Die Tante war nicht mehr in der Lage, diese schweren Arbeiten zu verrichten. Mutter war mit ihren dreizehn Jahren klein und zierlich. Sie mutete sich trotzdem zu, den Bullen, der ihr sonst nie etwas tat, zu befreien.

Diesmal war es allerdings anders. Nachdem der Bulle befreit war, packte er Mutter mit den Hörnern, schmiss sie hoch in die Krippe und ließ von ihr nicht mehr ab. Ein Bauer, der mit dem Kahn vorbei stakte, hörte das Schreien im Stall und konnte in letzter Not meine Mutter retten.

Schwere Verletzungen wurden im Krankenhaus festgestellt mit der Diagnose: Rippenbrüche, ein gespaltenes Brustbein und starke Schulerverletzungen. Infolgedessen wuchs auf dem Rücken der rechten Seite ein Knochen heraus, sie hatte also einen kleinen einseitigen Buckel davongetragen. Die Ärzte konnten ihr nicht helfen. Sehr lange dauerte es, bis meine Mutter die Schule wieder besuchen konnte. Trotz der langen Ausfallzeit bekam sie ein gutes Abschlusszeugnis.

Schulentlassungs-Beugnis (original, außer Name Graz)

für Luise Graz, Pflegedochter des Kaufmanns Wichert in Burg Kauper
geboren zu Burg Kauper Kreis Cottbus am 27ten
April 1892 evangel Glaubens, aufgenommen in die hiesige Schule
am 11ten April 1899, nachdem vorher die Schule zu
Kreis Cottbus bis zum ten 190..... besucht worden war.

1. Schulbesuch: Zieml. regelmäig.

2. Fleiß: Gut und sehr gut.

3. Die erlangten Kenntnisse und Fähigkeiten: Gut

Der Schüler vermochte insbesondere sicher und geläufig zu lesen und
schön und richtig zu schreiben

4. Betragen während der Schulzeit: Recht gut.

5. Bemerkungen: Häufige Krankheiten hemmten den treuen Fleiß der Schülerin.

Burg Kauper, Kreis Cottbus, den 22. September 1906

Der Schulinspektor.

Korrenz, P.

Der Lehrer.

G. Berner.

Schulentlassungs-Beugnis (Abschrift, lat. Schrift)

für Luise Graz, Pflegedochter des Kaufmanns Wichert in Burg Kauper
geboren zu Burg Kauper Kreis Cottbus am 27ten
April 1892 evangel Glaubens, aufgenommen in die hiesige Schule
am 11ten April 1899, nachdem vorher die Schule zu
Kreis Cottbus bis zum ten 190..... besucht worden war.

1. Schulbesuch: Zieml. Regelmäig.

2. Fleiß: Gut und sehr gut.

3. Die erlangten Kenntnisse und Fähigkeiten: Gut

Der Schüler vermochte insbesondere sicher und geläufig zu lesen und
schön und richtig zu schreiben

4. Betragen während der Schulzeit: Recht gut

5. Bemerkungen: Häufige Krankheiten hemmten den treuen Fleiß der Schülerin.

Burg Kauper, Kreis Cottbus, den 22. September 1906

Bis zum Eintritt in's Militär zwecks Vorlegung bei der Militär-Behörde sorgfältig aufzubewahren.

Der Schulinspektor

Korrenz, P.

Der Lehrer

G. Berner

Der kleine Buckel fiel später unter der wendischen Bluse nicht so sehr auf. Als die Verletzung einigermaßen verheilt war, arbeitete Mutter wie eine Dienstmagd bei der Tante im Hause und in der Landwirtschaft unentgeltlich weiter. Sie hatte nun für sich und die Pflegemutter zu sorgen. Eine Nähmaschine bekam sie und erlernte bei der Nachbarin das Nähen der wendischen Sachen, mit Ausnahme des Samtmieders. Damit wurde ein Schneidermeister beauftragt.

Mutter beherrschte bald das selbständige Nähen von Rock, Hals-tuch, Kittelchen und Schürze und konnte sich Nähfrau nennen. Die Nähfrauen hießen nicht Schneiderinnen, weil sie nur angeleert waren. Alles wurde ohne Schnitt angefertigt, weil bei dieser Näherei sehr viele Falten eingearbeitet waren. Drei bis sechs Meter Stofflänge, je nach Stärke der Frau, mussten in den Rock verarbeitet werden. Und das zweimal, denn der Futterstoff gehörte auch noch dazu. Dieser sollte bei einer ordentlich gekleideten Frau schneeweiß leuchten. Darauf achtete man sehr. Wenn bei der üblichen Gangart der Rock so richtig ausschwenkte, war der Futterstoff dann von Weitem zu sehen. Damit nicht jedes Mal der gesamte Rock zum Waschen des Futters aufgetrennt werden musste, wurde an der unteren Seite am Rande entlang eine Stoßkante gegen genäht. Diese ließ sich leicht abtrennen und wieder in voller Länge annähen. Nach dem Waschen des Futters wurde es auf der Wiese gebleicht, mit Kartoffelstärke gut gestärkt und mit dem Kohlebügeleisen ordentlich geplättet. Für die schmutzigsten Feldarbeiten wurde ein grauer Futterstoff verwendet. Dazu gehörte das Kartoffelhacken, das mit der Kartoffelhacke in den Händen und auf der Erde rutschend vollzogen wurde. Bei der



Kartoffeln hacken, links Luise – Kartoffeln verlesen, Mitte Luise



Rübenernte auf der meist nassen Erde, dem Misstreuen und Ähnlichem, war der Futterstoff des Rockes ebenfalls grau. Bei der

Ernte von Heu oder Getreide wurde hingegen das weiße Rockfutter verwendet.

Mit der Pflege der wendischen Tracht hatten die Frauen viel Arbeit. Aber die Sitte verlangte das halt. Mutter nähte oft bis in die Nacht hinein, auch an Sonntagen. Sie nähte nicht nur für sich, sondern auch für andere Frauen, um Geld zu verdienen.

Als meine Mutter im Jugendalter war, lernte sie den Neffen der Tante kennen. Christian Lichtenberger hieß der junge Mann, mit dem sie sich bald verlobte. Die beiden verstanden sich prächtig. Zwischen ihnen und der Tante gab es aber eines Tages eine strittige Auseinandersetzung. Die Tante beschuldigte ihre Pflegetochter, Geld entwendet zu haben. Sie fand ihr Geld, welches sie irgendwo versteckt hatte, nicht mehr. Mutter wusste sich nicht anders zu helfen, als mit ihrem Christian zu einer sogenannten „klugen Frau“ nach Straupitz zu gehen. Abergläubisch, wie sie war, erhoffte sie sich von dieser Frau Hilfe. Der Christian blieb draußen, weit weg vom Haus, weil er an solchen Spuk nicht glaubte. Mutter glaubte aber trotz ihrer Frömmigkeit an die „Kraft“ dieser Wahrsagerin und hatte Respekt vor ihr. Gleich beim Eintreten fragte die Wahrsagerin:

„Warum hast du deinen Bräutigam nicht mit hereingebracht?“

Angeblich wusste sie, dass er draußen irgendwo gewartet hatte, ohne, dass sie ihn sah. Nach allen möglichen Fragen sagte sie dann:

„Das verschwundene Geld ist in einem Möbel mit eisernen Beinen und wird gefunden, bevor ihr zu Hause sein werdet.“



Christian Lichtenberger mit Luise

Auf dem Heimweg hatten die Zwei nachgedacht, in welchem
Möbelstück das Geld wohl sein mag. Zu Hause angekommen,

leistete die Tante unter Tränen Abbitte wegen der Beschuldigung. Das Geld hatte sie im Kasten der Nähmaschine versteckt und es dann vergessen. Mutter glaubte bis in alle Zeiten an die Macht der „klugen Frau“ oder auch an die „schwarze Kunst“.

Christian und Getta verlebten noch eine schöne Zeit, bis 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach. Mit dem ersten Transport kam Christian gleich bis nach Frankreich, wo er am 15.10.1916 gefallen war. Für Mutter war dies in zweierlei Hinsicht ein großes Unglück. Das Schlimmste war natürlich, dass sie ihren Geliebten verlor. Damit war ihr aber auch die Gunst der Verwandten abhandengekommen. Sie befürchteten nämlich, dass dieser „dahergelaufene Gemeindepudel“, wie Mutter hin und wieder genannt wurde, die Wirtschaft erben würde. Dafür war sie aber allein als Frau ohne Christian Lichtenberger nicht vorgesehen. Sie durfte sich nun auch nicht mehr Henriette Wichert nennen, sondern hieß wieder Luise Graz.

Meine Mutter war 24 Jahre alt. Sie hatte viele Bewerber, aber sie konnte sich für keinen Mann so recht entscheiden. Einer war ihr zu klein, der andere nicht klug genug und ein weiterer nicht schön genug. Sie verglich sie alle mit ihrem gefallenen Christian und da konnte nach ihrem Geschmack keiner mithalten. Mit einem Heinrich war sie eine Zeit zusammen, aber sie liebte ihn einfach nicht und es wurde wieder nichts mit einer festen Bindung. Die Tante sagte danach ärgerlich: „Such dir doch einen für den Glasschrank!“, denn sie wünschte sich den Heinrich, einen Bauernsohn, zum Mann ihrer Pflegetochter, der vielleicht in der Wirtschaft helfen könnte.

Das Leben bei der Tante Wichert wurde für Mutter immer unerträglicher. Folglich zog sie aus. Von der Tante bekam sie für ihre Arbeit als Abfindung ein paar Silbertaler. Mutter nahm ein Angebot ihrer Freundin Wilhelmine Günther an und bezog bei ihr ein Stübchen in der oberen Etage. Der Mann ihrer Freundin stammte aus einer anderen Gegend, denn den Namen Günther gab es in Burg so lang nicht. Günthers waren fleißige Leute. Sie bauten, nachdem sie geheiratet hatten, in der Nachbarschaft der Wichterts ein Haus. Auf einer Anhöhe war ein Fundament mit Feldsteinen und darauf ein Ziegelhaus errichtet worden.

Mit ihrem eigentlich richtigen Namen, Luise Graz, begann für meine Mutter ein neuer Lebensabschnitt. Sie arbeitete jetzt in der Gaststätte „Zum grünen Wald“. Dort bediente sie Sommernäste und arbeitete auch in der Küche. Schnell hatte sie sich ein angenehmes Sümmchen Geld erspart. In dieser Zeit lernte sie den Berliner Gustav Achtel, meinen Vater, kennen. Sie schrieben sich, aber als Mutter schwanger wurde, kamen seine Briefe immer seltener. Einige Briefe bekam ich später auch zu lesen. Darin erfuhr ich, wie mein Vater damals auf die Schwangerschaft reagierte. So schrieb er, dass seine Verwandten, wenn sie es wollten, kinderlos sein könnten und dass Abtreibungen in seinen Kreisen normal wären. Das Geld für die Abtreibung hätte er in einer Klinik in Berlin schon hinterlegt, sie bräuchte nur hinzugehen und dann wieder befreit nach Hause fahren. Zu solchem Schritt wollte mein Vater sie überreden. Er meinte, dass sie beide ohne Kinder schöne Zeiten verleben könnten.

Dieser Vorschlag gefiel meiner Mutter ganz und gar nicht. Sie besuchte ihre Mutter, um Rat zu suchen. Diese sagte:

„Ich habe achtzehn Kinder geboren, dieses Vorhaben des Berliners ist Sünde.“ Außerdem fügte sie hinzu: „Zehn Kinder auf dem Kissen sind besser, als eines auf dem Gewissen.“

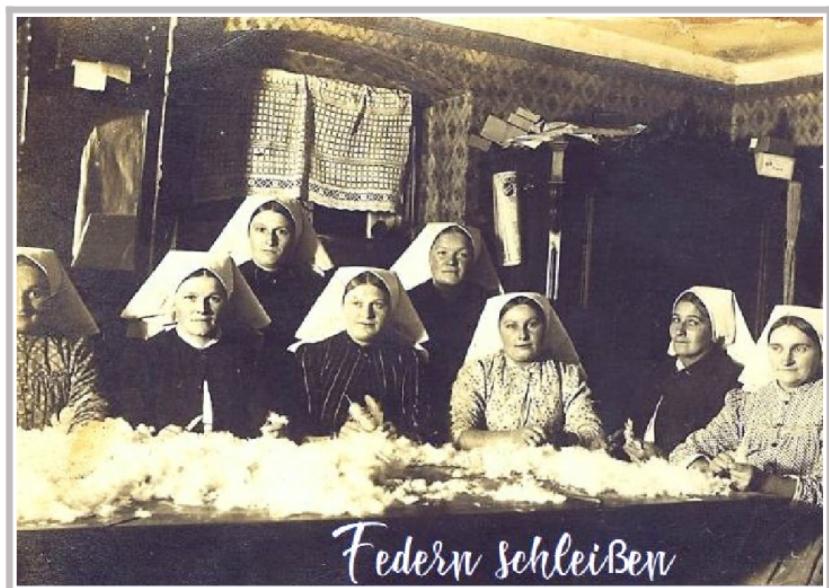
Das nahm sich meine Mutter zu Herzen. Am 15. Januar 1919 fuhr sie nach Berlin. In einem Hotel am Kurfürstendamm traf sie sich mit meinem Vater und erklärte ihm, dass sie mit seinem Vorschlag nicht einverstanden sei. Das bedeutete dann das Ende dieser Beziehung.

Wie Mutter später erzählte, hat sie diesen Tag in Berlin ihr Leben lang nicht vergessen. Nicht nur wegen der Trennung von Gustav, sondern auch wegen eines unerwarteten schrecklichen Vorfalls, der sich nach der Trennung ereignete. Als sie mit der „Elektrischen“, wie damals die Straßenbahn genannt wurde, in Richtung Bahnhof fuhr, mussten nach kurzer Fahrzeit alle Fahrgäste die Straßenbahn verlassen und in die Keller der umliegenden Häuser flüchten, aus denen sie für längere Zeit nicht mehr herauskamen. Auf den Straßen gab es eine wilde Schießerei mit einigen Toten. Verletzte lagen schreiend auf dem Pflaster. Drei Tage traute sich niemand aus dem Versteck. Man versorgte sich mit rohem Kraut, Kartoffeln und anderen essbaren Vorräten aus dem Keller. Es war Revolution, sagte mir Mutter. Die Rosa Luxemburg und der Liebknecht wären wohl erschossen worden. Und dass die Sparta-kisten an allem schuld wären, wusste sie auch noch, zumindest hatte sie das immer behauptet.

Während meiner Schulzeit wurde nichts von diesen oder ähnlichen Vorkommnissen erwähnt. So bedeutete dieses geschichtliche Ereignis für mich über viele Jahre nicht mehr, als ein schlimmes Erlebnis für meine Mutter. Sie sagte später auch immer wie-

der, wenn es im Gespräch um politische Dinge ging, dass der Krieg wieder kommen würde, weil die Menschen von Gott abgefallen wären. Ein Zeichen wäre auch ein Komet am Himmel mit einem langen Schweif gewesen.

An einem Abend war meine Mutter bei ihrer Nachbarin zum „Federn schließen“, so sagte man in Burg zum Federn schließen. Bis zu zweimal im Jahr wurden Gänse gerupft. Die Federn, die sich dabei ansammelten, wurden dann an den langen Winterabenden entkielt (geschlissen). Mit den gerissenen Daunen wurden später Kopfkissen und Bettdecken gefüllt. Wenn Mädchen heirateten, bekamen sie oft ein Deckbett und ein Kopfkissen als Mitgift mit in die Ehe. Das „Federn schließen“ war nicht nur mit Arbeit verbunden. So wie bei der Spinte ging es auch hierbei gemütlich zu. Musik, Gesang, Spaß und Frohsinn gehörten dazu.



Federn schließen

Nach so einem schönen Abend kam Mutter nach Hause. Dort sah sie eine angelehnte Leiter an ihrem Zimmerfenster. Zwei maskierte Männer, bewaffnet mit je einem dicken Knüppel, kletterten an ihr herab. Mutter lief so schnell, wie es ihr möglich war, um Hilfe zu holen. Als sie mit einigen Männern zurückkehrte, waren die Einbrecher verschwunden – und damit auch ein erheblicher Teil ihrer Aussteuer.

Die beiden Verbrecher wurden bald geschnappt. Ihre Strafe bestand aus zwei Jahren Zuchthaus und sieben Jahren Ehrverlust. Damit wurden ihnen sämtliche bürgerlichen Ehrenrechte entzogen. Für meine Mutter war das nutzlos, da sie ihr Eigentum nicht zurückbekam. Von den Männern war damals nichts zu bekommen. Sie hatten keinerlei Besitz. In späteren Jahren hatte einer der beiden die Unverfrorenheit, sich in Burg-Dorf das Nachbarhaus vom Grundstück meiner Mutter zu kaufen. Dort wohnte er viele Jahre bis ins hohe Alter. Nach seinem Tod schenkte seine Witwe einem meiner Söhne zwei schöne Hüte von ihm. Vielleicht wusste sie von seinen früheren Taten und dass er ein schlechtes Gewissen hatte, und wollte damit alles wiedergutmachen.

In einer anderen Episode erzählte meine Mutter, dass sie von einer Nachbarin zum Kaffee eingeladen war. Beim Eintreten in die Stube ließ die Nachbarin etwas hinter die Truhe rutschen. Während sie den Kaffee holte, zog Mutter ein großes Leinenlaken mit halb abgetrennten Monogrammen hervor. Es waren ihre. Sie ließ das Wäschestück wieder fallen und unternahm, in der Annahme, dass eine Anzeige für sie erfolglos bleiben würde, nichts. Sie wollte eben ihren Frieden haben.

Am 28. Juni 1919 wurde ich im Hause Günther geboren. Seitdem bekam meine Mutter von meinem Vater zwanzig Mark im Monat. Die Meinung im Bekanntenkreis war, dass ein so reicher Mann etwas mehr zahlen müsse. Schließlich bat mein Vormund um einen größeren Geldbetrag. Es kam keine Antwort und auch keine Überweisung. Von Gustav Achtel hörte man nichts mehr, Briefe wurden einfach nicht beantwortet. Die ausbleibenden Unterhaltszahlungen schmerzten Mutter sehr. Hinzu kam, dass durch die Inflation auch ihre mühsam erarbeiteten Ersparnisse verloren gingen.

Gottesfürchtig wie Mutter war, betete sie viel. In Ehrfurcht vor Gott bemühte sie sich, alle seine Gebote zu erfüllen. Doch all das half ihr nicht. Nach diesen Enttäuschungen war ich ihre einzige Freude, aber die Woche über war ich bei einer Pflegemutter untergebracht. Mama musste von morgens bis abends arbeiten, da blieb keine Zeit für mich. Wenn sie einen freien Sonntag hatte, konnte sie es kaum erwarten, mich in ihre Arme zu schließen. Sie ertrug die langen Trennungen von ihrem kleinen Kind nicht mehr und fasste den Entschluss, ihre Arbeit als Dienstmädchen aufzugeben und nur noch für ihr Kind da zu sein. Irgendwie, mit Gottes Hilfe, wollte sie es schaffen. Als ich ein Jahr alt war, gab mich meine Mutter nach Burg-Dorf in die Obhut einer älteren Frau, „Sultkanka“ wurde sie genannt. Auf Deutsch hieß sie eigentlich „Sultka“. Sie war die Tante meines späteren Stiefvaters. Mutter selbst arbeitete bei einem größeren Bauern. Dort wurde sie auf das Schlimmste ausgebeutet. Da sie nun auch noch für ihr Kind sorgen musste, nahm sie die Situation so hin. Sie war auf ihren bescheidenen Lohn angewiesen.

Eines Tages wurde es ihr zu viel. Sie war gerade dabei, den Stall auszumisten, als ihr der frische Duft von Plinzen in die Nase stieg. Sie freute sich auf dieses Gebäck und schaffte ihre Arbeit schneller als sonst. Als sie die Küche betrat, warf die Bäuerin erschrocken ein altes, schmutziges Handtuch über den Plintsteller. Mutter wusch sich die Hände, griff nach dem Handtuch und riss es mit viel Schwung vom Teller. Dabei fielen die beiden obersten Plinze auf den Boden. Wütend schrie die Bäuerin: „Musstest du ausgerechnet das dreckige Handtuch nehmen?“

Mutter war damals schon achtundzwanzig Jahre alt und ließ sich nicht mehr alles gefallen. Sie wischte der geizigen und schmutzigen Alten gerne mal eins aus, denn sie wurde auch von ihr wie der letzte Dreck behandelt. Von langer Dauer war diese Anstellung als Magd dann logischerweise auch nicht.

In den Sommermonaten fand meine Mutter manchmal Arbeit in der Gastronomie. Aber sonst war es mit der Arbeit schlecht bestellt. Für Leute, die nichts hatten, war das Leben nicht einfach. Mutter war halt unter einem schlechten Stern geboren, wie sie sagte. Zu oft war sie vom Pech verfolgt. Die Bürgschaft, die ihr Vater damals für den reichen Berliner Fritz übernommen hatte, stellte ihr Leben auf den Kopf. Ein weiteres Schicksal war der Erste Weltkrieg, der ihr ihren Christian nahm. Wäre er aus dem Krieg zurückgekehrt, hätte sie mit ihm das Häuschen mit dem Hof von Tante Wichert bekommen. Das war ihr bereits versprochen worden.

Mama war manchmal fast am Verzweifeln, aber ihre alten Freundinnen machten ihr immer wieder Mut. Vielen von ihnen ging es auch nicht gut. Sie waren Kriegswitwen. Heiraten war in dieser

Nachkriegszeit Glückssache, denn heiratsfähige Männer mussten erst wieder heranwachsen. Eines Tages brachte der Sohn meiner Pflegetante einen Freund mit, der gerade aus der Kriegsgefangenschaft kam. Er stellte sich als Hermann Renberg vor. Dieser Hermann Renberg sah gut aus und machte auf den ersten Blick auch einen guten Eindruck, besonders als er sagte, dass er die Minka schon gut kenne. Er hätte sie schon bei seiner Tante, der „Sultkanka“, kennengelernt. Und als meine Mutter auch noch erfuhr, dass er gelernter Tischler war, hatte er bei ihr schon fast einen „Stein im Brett“.

Er schien wirklich sehr kinderlieb zu sein. Wie Mutter erzählte, trug er mich auf seinen Armen und ich riss ihm die Soldatenmütze vom Kopf. Alle freuten sich über die gegenseitigen Zuneigungen.

Als Mutter dann mit mir wieder alleine war, schlug sie die Bibel auf und las an dieser zufälligen Stelle: „Erbarmet euch über die Gefangenen Zions.“ Da wurde ihr klar, dass dies ein Hinweis Gottes war, dem sie unbedingt folgen wollte. Als der junge Mann wiederkam, klagte er, dass es ihm zu Hause schlecht ginge und dass er dort sein gesamtes Tischlergehalt abgeben müsste. Er würde ihr gern ab sofort den Arbeitslohn bringen, den man mit ihrem Geld zusammenlegen könnte. Die Minka würden sie dann holen können, an der er seine Freude hätte, und sie wären eine glückliche Familie.



Luise & Hermann Renberg, Hochzeitsfoto

Das hat meine Mutter völlig überzeugt. Sie war wie verzaubert von diesem Geschenk Gottes, denn nur der Himmel konnte ihr

diesen Hermann geschickt haben. Sie betete, dankte Gott dafür und heiratete bald diesen scheinbar perfekten Hermann Renberg. Nach der Eheschließung stellte sich heraus, dass der angebliche Lohn nur geliehenes Geld war. Dieser Schwindel war wohl sein Mittel zum Zweck, denn mit dieser List überzeugte er schließlich meine Mutter, sich des ehemaligen Gefangenen zu erbarmen.

Gelernter Tischler war ihr Hermann dann auch nicht, und einem Arbeitsverhältnis ging er ebenfalls nicht nach. Und ehe Mutter den „herzensguten“ Mann durchschaute, hatte sich ihr zweites Kind angemeldet. Jetzt gab es kein Zurück mehr, denn mit zwei unehelichen Kindern wäre sie für immer gebrandmarkt und hätte sich auch die kleinsten Chancen in ihrem Leben verbaut.

Wenige Tage nach der Hochzeit wurde das junge Paar zu einer Feier eingeladen. Währenddessen war meine Großmutter für mich verantwortlich. Als sie den stark betrunkenen Hermann nach Hause kommen sah, fragte sie ihn, ob er sein ganzes Geld bei der Feier vertrunken habe. Hermann reagierte daraufhin aggressiv und zerstörte sämtliche Hochzeitsgeschenke in der Wohnung. Mutter und Großmutter gerieten in Angst und flüchteten mit mir zur Hauswirtin.

1921 wurde mein Bruder Reinhard geboren. Die Zuneigung meiner Mutter zu ihrem vier Jahre jüngeren Mann schwand zusehends, denn er war immer häufiger betrunken und trieb sich nächtelang in den Kneipen herum. Dort landete das Geld, welches eigentlich die Hauswirtin als Miete bekommen sollte. 1923 war dann die Kündigung des Mietvertrages die Folge.

Mutter musste schnell handeln und kaufte in der Not 1923 sehr günstig das alte Haus, wie anfangs beschrieben, von einem Herrn

Ramoth aus Werben. Es blieb ihr keine andere Wahl, denn den versoffenen Hermann wollte keiner als Mieter haben. Sie musste ihr Schicksal in die eigenen Hände nehmen. Mutter hatte Freunde, die ihr weiter halfen.

Was ich über meine Mutter erfuhr, war eine wahre Tragödie, mit der ich nicht gerechnet hatte. Sie erzählte mir von ihren schrecklichen Erlebnissen und wie die unbedachte Wahl des Namens „Graz“ das Schicksal von Generationen beeinflusst haben könnte. Ich erfuhr auch, dass meine Mutter sich zwischen einem Leben in Reichtum und mir entscheiden musste. Nach all dem habe ich sie mit anderen Augen gesehen - als eine starke Frau, die nie aufgegeben hat.

Kapitel 6

Ich war inzwischen vierzehn Jahre alt und wollte unbedingt bald für meinen Unterhalt selbst Sorge tragen. Irgendwohin wollte ich in Stellung gehen, um möglichst auch etwas zu lernen. Zunächst arbeitete ich aber immer noch zu Hause auf dem Pachtacker mit. Eines Tages parkte an diesem Acker ein Auto. Ein fremder Mann stieg aus und rief zum Feld herüber:

„Ist bei Ihnen eine Minna Graz?“

„Ja“, rief Mutter dem Fremden entgegen. Sie war nicht wenig erstaunt, als der Herr Pastor auch aus dem Auto ausstieg und mit dem unbekannten Mann ihr Acker betrat.

„Ach, der Herr Pastor, womit haben wir die Ehre?“, fragte Mutter voller Ehrfurcht. Der Fremde sagte, dass er Hausmeister in einem Hause der Wernerstraße in Cottbus sei. Er hätte von der Hausbesitzerin den Auftrag erhalten, ein Hausmädchen zu finden und hat sich an den Herrn Pastor gewandt. Schnell wurde man sich einig. Der Fremde übergab die Adresse meiner in Aussicht stehenden Arbeitsstelle und der Termin des Arbeitsbeginns wurde festgelegt.

Dass der Herr Pastor ausgerechnet mich aus dem Kreis der neuen Konfirmandinnen dem fremden Herren empfohlen hatte, empfand Mutter wirklich als eine Ehre. Das hatte sie nicht nur so dahingesagt.

Meinem Stiefvater, der auch wieder öfter zu Hause war, gefiel es nicht. Er war der Meinung, dass ich erst einmal eine Zeit lang zu Hause helfen sollte. Da gäbe es genug zu tun. Mutter hingegen wollte dieses Stellenangebot nicht ausschlagen.

„In dieser Zeit ist es nicht gerade üblich, so ein junges Dorfmädchen in die Stadt zu holen.“, sagte sie. „Das ist eine Auszeichnung für Minka.“

Ich freute mich auf meine erste Arbeitsstelle. „Weg von zu Hause, eigenes Geld verdienen, Kochen lernen und in die ganze Hauswirtschaft einer Familie aus höheren Kreisen hineinrinnen“, das alles reizte mich.

Mit diesen großen Erwartungen fuhr ich mit der Spreewaldbahn nach Cottbus. Mutter begleitete mich, jedoch nur bis zu dieser Adresse in der Schillerstraße.

„Ich komme nicht mit hoch“, sagte sie, „das würde den Eindruck erwecken, dass du noch nicht selbständig bist, und vielleicht deinen Lohn schmälern.“

Während ich die drei Treppen des Stadtgebäudes hochstieg, war Mutter schon wieder auf dem Weg nach Hause. Zuvor wollte sie noch bei Schocken vorbeischauen, in dieses Kaufhaus ging sie immer, wenn sie in Cottbus war. Stoffe, Nähgarn und überhaupt alles, was sie für ihre Trachtenschneiderei benötigte, bekam sie dort.

Ich bewunderte indes den luxuriösen Treppenflur mit der geschwungenen Treppe und dem kunstvoll gedrechselten Geländer. Hier spiegelte sich Wohlstand wider, dachte ich und malte mir in Gedanken eine beträchtliche Gehaltssumme aus. Dann stand ich

vor der Tür auf deren goldglänzendem Namensschild mit verschökelten Hieroglyphen „Richter“ stand. Mein Herz pochte. Endlich, dachte ich, wird mein Traum von der Selbstständigkeit wahr.

Ich drückte die Klingel. Nur das Bellen eines Hundes drang aus der Wohnung. „Vielleicht bin ich zu früh“, dachte ich, aber dann hörte ich hinter der massiven Tür das Kommando einer Frau: „Dago, halt die Klappe!“ Der Hund hörte auf zu kläffen und die Tür öffnete sich. Nun stand mir eine ältere Dame gegenüber, die mit ihren Gehhilfen kaum durch die Türöffnung passen würde.

„Sie sind also unser neues Hausmädchen aus dem Spreewald“, sagte sie in einem Tonfall, der mir den Standesunterschied offenbar sofort verdeutlichen sollte. Sie starrte mich an, als käme ich mit meiner wendischen Tracht aus einer anderen Galaxie. Ein unangenehmer Geruch strömte aus der Wohnung, in deren Richtung sie mir nun vorausging.

„Mein Vater war Lehrer“, sagte sie auf dem Weg dorthin, „aber er ist gestorben, als ich noch ein kleines Kind war.“ Dann stand ich bereits im Wohnzimmer dieser Lehrerwohnung. Vor mir saß eine etwa 80-jährige Frau in einem Sessel und gab schnarchende Geräusche von sich. Dass ich vor ihr stand, hatte sie erst registriert, als ihre Tochter ihr ins Ohr rief:

„Mudda, unser neues Hausmädchen ist da!“

„Was ist da?“, fragte sie und richtete sich etwas auf. „Ja, das wird wohl unser neues Hausmädchen sein“, begriff sie sofort und lehnte sich entspannt auf ihrem Stuhl zurück. Auf meine Antwort reagierte sie nicht mehr.

Ihre Tochter begann indes, mich in meine zukünftigen Aufgaben einzuweisen. Währenddessen interessierte sich Dago, der Hund, für meinen wendischen Rock. Immer wieder biss er in die Stoßkante und zerrte daran herum. Ich versuchte ihn abzuwehren, aber er erkannte mich als seine Spielgefährtin und verstärkte seine zerstörerischen Aktivitäten, bis Fräulein Richter böse „Dagobert“ rief. Zu mir gewandt sagte sie: „Kommen Sie“, und führte mich zum Ausgang der Wohnung. Dort blieb sie stehen und wies mit einem ihrer Gehstöcke auf eine Treppe, die zur Etage des Spitzdachs führte. „Dort oben gibt es nur ein Zimmer, das Ihnen allein gehört. Dort können Sie Ihre Sachen ablegen und dann wieder runterkommen.“

Ich antwortete einfach mit „Ja“ und ging in die mir zugewiesene Richtung.

„Ja, Fräulein Richter, heißt das“, korrigierte sie mich. Dann schloss sie die Tür hinter sich.

Ich stieg die Treppe hinauf, die im Vergleich zum restlichen Flur in einer übertriebenen Schlichtheit gehalten war. Knackende, von Holzwürmern erzeugte Geräusche begleiteten mich bis zu dem Ort, der mir als Zimmer angeboten wurde. Diese Räumlichkeit, in der ich schlafen sollte, entsprach nicht den üblichen Anforderungen an ein Zimmer. Vielmehr handelte es sich um einen Verschlag in einer Ecke des Dachbodens, der mit einer Liege und einem Hocker als Mobiliar ausgestattet war. Ich stellte meine Tasche ab und ging wieder die Treppe hinunter, total beeindruckt von der Geräuschkulisse, die diese kleinen Würmer zu erzeugen imstande waren.

„So, Fräulein Graz“, sagte Fräulein Richter, „dann komme ich zunächst auf ihr Arbeitsgebiet und die Formalitäten zu sprechen:

Eines muss ich Ihnen gleich sagen“, fuhr sie fort, als sie mein erwartungsvolles Gesicht sah: „Sie werden für Ihre Dienstleistungen kein Geld bekommen, da sie noch viel zu lernen haben. Aber ich gebe ihnen freie Kost und sie bekommen auch eine freie Unterkunft von mir gestellt.“

„Eine freie Unterkunft ist es ja“, dachte ich, und verfolgte ihr Angebot weiter.

„Außerdem werde ich Ihnen beibringen, wie man kocht. Als Gegenleistung für diese Privilegien erwarte ich von ihnen, dass sie alle Arbeiten verrichten, die in der Wohnung und im Haushalt anfallen. Sind sie damit einverstanden?“

Ich dachte einen Moment darüber nach und kam zu dem Schluss, dass das Angebot nicht besonders gut war.

„Ich bekomme kein Geld, aber habe alles frei, wie sie sagte. Das ist allerdings nicht viel, doch was soll ich machen? Soll ich wieder nach Hause fahren? Mein Stiefvater würde sagen, ich habe es ja gleich gesagt, dass Minka zu Hause bleiben soll. Außerdem hätte mich Mutter zurückgeschickt.“

„Na, Fräulein Graz, sagen sie zu? Etwas Besseres kann ich Ihnen nicht anbieten.“

„Fräulein Richter, ich nehme das Angebot an“, sagte ich. Das gealterte Fräulein schaute glücklicher drein als zuvor. War es meine passende Anrede, die ich ihr wunschgemäß formulierte, oder entsprach ich ihrer Vorstellung eines Traum-Hausmädchens? Sie

wies mich sofort in mein konkretes Aufgabengebiet ein und erlaubte mir, sofort zu beginnen.

Über die familiären Verhältnisse erfuhr ich von einer gewissen Klara. Sie war eine Mieterin in diesem Haus. Tags über fuhr Klara über Land und handelte mit Seifenartikeln. Wenn gerade kein Hausmädchen zur Verfügung stand, erledigte sie die Hausarbeiten für die zwei Frauen. Die Hausmädchen, so erfuhr ich von ihr, wechselten sehr oft.

Der mir schon bekannte große bunte Jagdhund, der auf den Namen „Dago“ hörte, lebte neben den Frauen in der Wohnung. Regelmäßig musste ich ihn über drei Treppen in den Hof führen, wobei er mir stets die wendische Schürze zerriss. Offenbar störte ihn die sich beim Laufen hin und her bewegende Spitze am unteren Schürzenrand.

Der Hof war von einem hohen Zaun umgeben. Hier hatten die Frauen weiß gefiederte Hühner eingepfercht. Alle Gemüsereste aus der Küche musste ich klein schneiden und den Hühnern geben, außer Kohlblätter. Diese überließ man komplett dem Federvieh. Die übriggebliebenen Rippen sollte ich aufsammeln, oben in der Küche klein schneiden und wieder den Hühnern zum Fressen anbieten. Das alles gehörte zu den Arbeitsaufgaben des Hausmädchens.

Eines Tages sah ich beim Staub wischen auf dem Sofarand ein paar Geldmünzen liegen. Ich rührte sie nicht an, denn Mutter hatte mir einmal erklärt, wie man Hausangestellte auf Ehrlichkeit testen würde. Es war also eine Falle, in die ich hinein tapsen sollte. Das alles nahm ich in Kauf, denn ich wartete gespannt auf die

Kochlehre, die ja nun bald beginnen müsste. Als ich mich bei der jüngeren Frau danach erkundigte, sagte diese:

„Ja, richtig, heute zum Beispiel mache ich Omelett, passen sie dabei gut auf.“

Aber Eierkuchen backen kannte ich ja von zu Hause her und ich fragte mich, was es mit diesen Omeletts der Frau Richter so auf sich haben würde. Ich hatte am Ende nichts Neues gelernt, aber aufschreiben sollte ich das Gelernte. Als ich wieder mal in der Küche war, fiel Fräulein Richter sicher wieder ein, dass ihr Hausmädchen ja auch noch weiter kochen lernen sollte. Sie sagte:

„Also heute kochen wir Gemüseeintopf.“ Wieder sollte ich gut aufpassen und das Gelernte aufschreiben. Erklärt bekam ich nichts. Ich notierte: „Zweites Gericht heißt Gemüseeintopf.“ Und dann schrieb ich ein paar Zeilen, wie ich dieses Gericht selbst kochen würde. So wiederholte sich das noch mehrmals und der Nachweis für den Kochunterricht war da.

Ich nahm meine Mahlzeiten stets allein in der Küche ein. Mein Essen war nicht von hoher Qualität, aber ich wurde satt. Die Stullen zum Frühstück durfte ich nicht allein schneiden. Zwei Zentimeter dicke Brotscheiben bekam ich mit sehr knapp bemessenen Brotaufstrich. Damit sich dieses trockene Frühstück auch einigermaßen schlucken ließ, trank ich etwas mehr Malzkaffee dazu, natürlich schwarz. Milch bekam ich nicht. Oft genug gäbe es dafür Milchnudeln oder Milchreis, wurde mir gesagt. Damit hätte ich meine Milch. In diesen Milchspeisen befand sich aber mehr Wasser als Milch, jedenfalls in meinem Teller.

Als Mutter mal zu Besuch kam, um zu fragen, wie man mit ihrer Tochter zufrieden sei, meinte Fräulein Richter, dass es mit der Arbeit ginge, nur tränke ich zu viel Kaffee, und ob ich das zu Hause auch täte? Mutter sah mich ungläubig an und antwortete, dass ihr so etwas noch nicht aufgefallen sei. Als Mutter sich dann verabschiedete, sagte ich ihr vor der Tür, dass die Stullen so dick wären, und dass ich deshalb so viel trinken würde. Das alles sei nicht so schlimm, ich müsse durchhalten, weil ich ja immerhin etwas lernen würde, erhielt ich dann als Antwort.

Ich hielt durch, jedenfalls versuchte ich es, obwohl es mir immer schwerer fiel. Oben in meiner Dachkammer gab es kein Licht. Ich bekam eine Kerze, aber nur zum Schlafengehen. Es wäre wegen der Brandgefahr, hieß es. Das sah ich auch ein, aber dass im Gegensatz zu den anderen Räumen in meiner Kammer kein elektrisches Licht vorhanden war, konnte ich nicht recht verstehen. Ich hätte gern am Abend auch mal etwas gelesen. Zeitschriften, die ich zu Hause nicht zu sehen bekam, wären hier schon mal zu finden.

Als ich an einem Abend doch mal die Kerze etwas länger anhatte, gab es Ärger. Ich bekam zu hören, dass ich in Zukunft das Licht sofort auszumachen hätte. Ansonsten würden Richters diesen Ungehorsam den Eltern in Burg berichten. Um keinen Ärger zu bekommen, fügte ich mich.

Sieben Tage in der Woche von früh bis Abend war ich bei Richters mit oft unschönen Arbeiten beschäftigt. So musste ich mit dem meist randvollen Schmutzeimer die Treppen hinunter gehen, um ihn in einer Ecke des Hühnerhofes zu entleeren. Der stinkige

Inhalt schwappte nicht selten über, das Beseitigen dieser Kloake verschaffte mir noch zusätzlich unangenehme Arbeit.

Vor 13.00 Uhr musste ich mich aber sehr ruhig verhalten, denn die alte Frau Richter schlief bis Mittag. Die Tochter zeigte sich Vormittag kurz zur Essenszubereitung in der Küche. Mit den aufgetragenen Arbeiten hatte ich aber auch vormittags vollauf zu tun.

Täglich um 13.00 Uhr mussten sämtliche Teppiche und Läufer der Wohnung drei Treppen runter zum Klopfen auf den Hof gebracht werden. Die Damen hatten nämlich eine Stauballergie und da der Hund immer viel Dreck in die Wohnung brachte, war diese Teppichprozedur wohl erforderlich. Abends war ich beizeiten müde und schlief meist schnell ein.

Manchmal wurden die Abende sehr lang, wenn fremde Damen zum Kaffeekränzchen kamen. Ich hatte die Aufgabe, den Damen ihre Straßenbekleidung abzunehmen und mich in der Küche für eventuelle Aufgaben bereitzuhalten, bis die Kaffeerunde zu Ende war. Anschließend half ich den Damen, ihre Mäntel oder Jacken wieder anzuziehen.

Einmal war ich doch in der Küche eingeschlafen. Fräulein Richter hatte mich dabei ertappt und kanzelte mich vor versammelter Gesellschaft regelrecht ab. Das tat einer der fremden Damen dann leid. Beim nächsten Kaffeekränzchen war diese besonders nett. Sie gab ein kleines Trinkgeld, gleich als sie kam und sagte: „Minna, warten brauchen sie die Nacht nicht mehr auf uns, das habe ich mit Richters geklärt.“

Drei Wochen waren bei Richters vergangen. Auf dem Weg zur Kammer traf ich Klara im Flur.

„Na Minnachen, wie gefällt es dir hier bei den feinen Damen?“, fragte Klara.

Ich weinte leise vor mich hin und Klara fuhr fort:

„Du siehst ganz schön müde und unglücklich aus, aber das überrascht mich überhaupt nicht.“

Klare legte ihren Arm um meine Schulter und führte mich in ihr Zimmer. Hier gab es elektrisches Licht. Ein Bett, ein Schrank, ein Tisch und zwei Stühle gehörten zum Mobiliar. Alles nicht sehr groß, aber im Gegensatz zu meiner Kammer war es doch ein Luxusappartement. Meine Kammer war ja nur zum Schlafen gedacht. Klara bot mir einen Stuhl an dem kleinen Tisch an und streichelte mir über die Wangen.

„Minna, du musst nicht unbedingt hierbleiben. Du warst schon drei Wochen bei den Richters, so lange hat es noch kein anderes Mädchen hier ausgehalten.“ Ich weinte immer noch.

„Mama hat gesagt, dass ich durchhalten muss, und dass ich hier etwas lernen soll. Ich darf nicht von hier fort. Schon meines Stiefvaters wegen kann ich nicht fort von hier. Er hatte gleich gesagt, dass ich zu Hause bleiben soll. Es wäre ja für ihn Wasser auf die Mühle.“

Klara war ein Fräulein, nahe Dreißig, hatte in ihrem Leben schon eine Menge Erfahrung gesammelt und wusste nun genau, was zu tun war.

„Minna du musst hier so schnell wie möglich weg, denn du lernst bei den Richters sowieso nichts. Geld verdienst du auch nicht und deiner Seele tut die unnütze Zeit hier auch nicht gerade gut. Du gehst mir hier noch vor die Hunde. Ich nehme die Sache für dich in die Hand, aber du musst dich noch ein paar Tage gedulden. Übrigens, wenn ich nicht wäre, stünden die beiden Frauen schlecht da, denn ich springe immer wieder ein, wenn die Mädchen davon laufen. Die Richters wissen, was sie an mir haben, deshalb brauche ich mir auch nicht so viel bieten lassen. Mein Vorteil ist es hier, dass ich eine sehr günstige Wohnung habe.“

Klara merkte schnell, dass sich mein Gemütszustand erheblich gebessert hatte, und wechselte das Thema.

„Hast du das Schlafzimmer der zwei Damen schon mal gesehen?“, fragte sie.

„Einmal“, sagte ich, „als die Tür nur kurz geöffnet war, sah ich den Fußboden völlig mit Hühnereiern bedeckt, nur ein Gang zu den Betten blieb frei.“

Klara erzählte dann, wie Fräulein Richter eines Nachmittags rief:
„Klara, Klara, kommen sie nur - ist das nicht eine Pracht, wie der Hund über die Eier springt?“

Wir lachten beide. Klara erzählte noch einige Anekdoten zum Schmunzeln. Sie kannte sich ja in dem Hause bestens aus. Dann verabschiedete ich mich. In der tristen Kammer wartete meine Liege.

Die Eier im Schlafzimmer beschäftigten mich beim Einschlafen. Ich kannte es zwar von Zuhause, dass Eier in der leegarmen Zeit im Winter aufrecht nebeneinander in die Spreu gesteckt wurden.

Hier, im verdunkelten Zimmer, konnte ich nicht sehen, ob es genauso gemacht wurde. Der Anblick war jedoch seltsam in diesem Stadtschlafzimmer. Wie Klara mir erzählte, durfte der Hund frei umherlaufen. Tagsüber rannte er zwischen den Hühnern im Hof herum und nachts schlief er in den Betten.

Mit den Gedanken, bald wieder zu Hause sein zu können, schlief ich ein. Am darauffolgenden Sonntag, genau Mittag um 13.00 Uhr, stand plötzlich meine Mutter vor der Tür. Das war sicher kein Zufall, da muss Klara ihre Finger im Spiel gehabt haben. Ich plagte mich gerade mit Teppichen herum und wollte damit die Treppe hinuntergehen. Mutter machte nicht gerade einen freundlichen Eindruck. So böse hatte sie lange nicht mehr drein geschaut.

„Was ist denn hier am Sonntag los?“, fragte sie Fräulein Richter. Dabei wies sie auf das Durcheinander und den unaufgeräumten Zustand in der Wohnung hin.

„Was wir in unserer Wohnung tun, geht sie nichts an“, meinte das alte Fräulein. Dabei stand sie fast drohend auf ihren beiden Krücken gestützt neben mir. Die plötzliche Anwesenheit meiner Mutter schien ihr gar nicht zu passen, denn sicher wollte sie die Arbeit ihres Zimmermädchens ungestört beaufsichtigen.

„Nein“, sagte Mutter daraufhin, „das geht mich nichts an, aber auch meiner Tochter nicht mehr.“

„Nein?“

„Nein! Unter solchen Umständen wird sie nämlich nicht weiter bei ihnen bleiben, denn meine Tochter kommt sofort mit mir mit nach Hause!“

„Aber, Frau Renberg, tun die Leute in Burg am Sonntag denn gar nichts?“

Darauf antwortete Mutter:

„In Burg gehen die Leute am Sonntag in die Kirche und heiligen den Feiertag.“

Die alte Mutter Richter bekam in ihrem Lehnstuhl, in dem sie geschlummert hatte, das Getöse nicht mit. Aufgeschreckt wurde sie, als die Tochter beide Stöcke vor Wut in den Raum warf und sich ihrer Mutter an den Hals warf. Da wurde auch sie unruhig. Worum es allerdings ging, wusste sie noch nicht und sie schaute ihre Tochter fragend an. Diese schrie ihr ins Ohr:

„Mudda! In Burg leg‘n se de Hände in Schoß und gehen in de Kerche!“ Dann wandte sie sich zu uns:

„Und nun zu ihnen, Frau Renberg: Minna bleibt hier!“

„Das wollen wir doch mal sehen“, antwortete Mutter und drohte:
„Ich werde Minna mit der SA holen lassen!“

Ich hätte ja mit meiner Mutter einfach losgehen können, aber meine wendische Kleidung befand sich noch in der Kammer. Diese wollte ich natürlich mitnehmen. Nun wurde die bis dahin wie wild gestikulierende Frau etwas ruhiger, winkte ab und sagte:

„Macht doch, was ihr wollt!“

Ich packe meine wendischen Sachen zusammen, die nicht mehr in Ordnung waren, für deren Pflege ich hier einfach keine Zeit hatte, und dann verließen wir dieses Haus auf nimmer Wiedersehen.

hen. Klara, die alles inszeniert haben musste, war an diesem Sonntag außer Haus.

Die Heimkehr war mein größtes Glück, nachdem die vier Wochen bei den zwei Drachen in der Wernerstraße in Cottbus die reinste Hölle waren. Meine Arbeit in der Fremde hatte ich mir anders vorgestellt.

Zunächst musste ich meine wendische Kleidung säubern und instand setzen, auch wenn ich sie nicht besonders gern trug. Ungepflegt konnte ich sie nicht lassen. Die mühevolle Reinigung beanspruchte viel Zeit.

Am liebsten wäre ich sofort deutsch gegangen, wie die meisten meiner Freundinnen. Aber meine Mutter durfte ich nach dieser aufregenden Flucht aus Cottbus nicht damit kommen. Noch mehr Ärger wollte ich ihr nicht auf einmal zumuten. Ich war ja froh, dass mich Mutter aus meiner misslichen Lage befreite und mich anschließend gleich beim Arbeitsamt meldete. Dort war zu erfahren, dass bei Richters in dem Jahr bereits siebenundvierzig Hausangestellte waren und dass man dorthin keine Arbeitskräfte mehr übermitteln würde. Man wollte sich aber um eine neue Stelle für mich bemühen.

Kapitel 7

Nach vierzehn Tagen war vom Arbeitsamt immer noch kein Stellenangebot gekommen. Mutter wurde ungeduldig.

„Du kannst nicht ewig zu Hause warten, bis zufällig ein Angebot ins Haus flattert“, sagte sie. „Wir müssen selbst etwas unternehmen.“

Auch mir passte die Situation zu Hause nicht. Mama am Rockzipfel hängen, so konnte es nicht bleiben.

Es war Freitag. Wieder war eine Woche verstrichen, in der nichts passiert war. Ich war mit Mutter unterwegs zur Fleischerei Graz. Wurst wollten wir für das Wochenende einkaufen. Am Laden angekommen, erkannten wir durch das Schaufenster, dass nicht Tante Pauline verkauft.

„Schade“, sagte Mutter. „Von Pauline hätten wir noch ein paar Knochen für den Eintopf umsonst dazu bekommen. Unter Verwandtschaft gehört sich das ja auch so. Schließlich hat sie ja meinen Bruder, deinen Onkel Martin geheiratet.“

Wir betraten den Laden. Es war gerade kein Betrieb. Eine von Freundlichkeit nicht zu übertreffende Verkäuferin begrüßte uns. Minna Kulick, Mutters Cousine war es.

„Weißt du schon, Luise“, sprach sie meine Mutter an, „Anna soll jetzt auch noch als Dienstmagd arbeiten, deshalb mache ich heu-

te Vertretung. Das Dienstmädchen hat geheiratet und plötzlich gekündigt. Der Martin verlangt aber auch ein bisschen viel von seiner Schwester. Sie weiß gar nicht, was sie zuerst machen soll; hinten die Viehwirtschaft, vorne der Laden und nun auch noch den Haushalt.“ Dann schaute Fräulein Kulick mich von oben bis unten an und sagte in ihrer überaus freundlichen Art:

„Minka, wenn du nicht in Cottbus so eine gute Stelle hättest, der Herr Pfarrer hat mir davon erzählt, dann wärest du genau das richtige Dienstmädchen hier bei uns. Dann könnte deine Tante Anna sich wieder um die Viehwirtschaft hinten kümmern und im Laden nur noch Aushilfe leisten.“ Und dann schmeichelte sie, das konnte sie so gut: „In den Laden kann man ja auch nicht jedes Mädchen rein stellen, man muss schon etwas darstellen.“

Fräulein Kulick war bereits fünfzig Jahre alt und unverheiratet. Mama sagte mal von ihr, dass sie sehr vornehm und ordentlich und vor allem sehr fromm sei. Ich hätte mit dem Zuspruch des Fräulein Kulick gute Chancen, eine Arbeit bei Onkel Martin und Tante Pauline zu bekommen, dachte ich mir und wollte gerade sagen, dass ich nicht mehr in Cottbus arbeite. Mutter kam mir aber zuvor und übernahm das für mich.

„Minna darüber können wir reden“, sagte sie. „Ich glaube, dass Minka in Cottbus so viel gelernt hat, dass sie hier eine gute Kraft für Haushalt und Laden wäre. Das kannst du Pauline sagen. Minka könnte sofort die Arbeit aufnehmen, natürlich für ein Gehalt.“

Fräulein Kulick muss mit Mutters Antwort nicht gerechnet haben, denn sie wusste ja von der Auflösung des Cottbuser Arbeitsverhältnisses nichts. Jetzt schien sie auf einmal gar nicht so überzeugt von mir zu sein und sagte:

„Minka, du bist doch noch so jung. Traust du dir diese Arbeit überhaupt zu?“

„Ja“, sagte ich, „ich würde gern für Tante Pauline und Onkel Martin arbeiten.“

„Na dann werde ich mit Tante Pauline mal reden.“

Wir packten unsere Wurst ein und verabschiedeten uns. Mutter sagte auf dem Nachhauseweg, dass die Grazens ja immerhin Verwandte seien und ich es dort besser haben würde, als in Cottbus. Zumindest gäbe es vernünftiges Essen.

Tante Pauline kam noch an diesem Freitag zu uns nach Hause und machte mir ihr Angebot. Ich sollte auch etwas verdienen, und zwar drei Mark im Monat. Dazu wurde mir freie Kost und Logis versprochen. An jedem zweiten Sonntagnachmittag würde ich frei bis zum Abend bekommen und dürfte dann nach Hause gehen. Ich willigte in das Angebot gern ein.

Tante Pauline freute sich. Dann musterte sie mich von oben bis unten und sagte: „Du scheinst bei deiner letzten Arbeit nicht viel zu essen bekommen zu haben, aber keine Sorge, ich werde dich wieder aufpäppeln“.

Tante Pauline hatte eine füllige Figur und obwohl sie keine Schönheit war, wirkte sie hinter der Ladentheke in ihrer großen weißen Gummischürze und ihrem weißen Leinenhäubchen auf ihrem schwarzen, welligen Haar wie geschaffen für diesen Platz. Ihre Augen waren tief gesetzt und graugrün strahlend, umrahmt von langen, schwarzen Wimpern und ihr freundliches Lächeln erweckte bei jedem Kunden Sympathie oder sogar Zuneigung. An den goldenen Ohrhängern und dem dicken goldenen Ring an

ihrem wulstigen Ringfinger konnte man einen gewissen Wohlstand erkennen. In Burg war Tante Pauline eine sehr angesehene Frau, eine Geschäftsfrau von Rang. Sie war halt wer. Darauf legte sie auch großen Wert. Die sogenannten feinen Leute kauften damals nur bei Grazens. Dazu gehörten auch die Lehrer, die immer am Gehaltstag erst bezahlen konnten und bis dahin alles anschreiben ließen, wie ich es bald mitbekam. Tante Graz war auch damals in der evangelischen Frauenhilfe, natürlich im Vorstand.

Mein neuer Job bei Grazens spielte sich hauptsächlich in der Küche ab. Ich kam schnell an den Kochherd. Hier lernte ich richtig kochen und hatte gut zu tun. Das lag ganz in meinem Sinn. Endlich erfuhr ich eine richtige Ausbildung und ich arbeitete mich auch schnell ein. Die Tante konnte sich bald nur auf den Laden konzentrieren. Wenn sie sich mittags ein kleines Schläfchen gönnen konnte, durfte ich im Laden den Verkauf übernehmen. Der Laden war auch über Mittag geöffnet.

Tante Pauline zeigte mir, wie ich die Wurst abzuschneiden hatte, nämlich immer etwas reichlicher. Dann sollte ich sie auf die Waage legen und dabei höflich fragen, ob es ein Stückchen mehr sein darf. Diese Verkaufsmethoden bekam ich sehr schnell mit und man war mit mir zufrieden. In puncto Ordnung musste ich allerdings viel lernen, denn in der Fleischerei und im Haushalt ging alles sehr ordentlich zu. Bei uns zu Hause wurde für das Reinemachen weniger Zeit angewandt, denn da war ja die Ziege zu melken, ein Schweinchen zu füttern, und dann ging es raus „auf Acker“, wie man sich so ausdrückte. „Vom Putzen und Kehren kann sich der Bauer nicht ernähren“, sagte Mutter öfter mal zu mir. In diesem Punkt war ich mit ihr nicht einer Meinung,

denn eine gewisse Ordnung sollte meiner Ansicht nach auch neben der Arbeit eingehalten werden.

Ich musste mich also bei Grazens ganz schön umstellen. Und es gab dort sehr viele, die meinten, mich ausbilden zu müssen.

Grazens hatten ihre Wohnung aus praktischen Gründen umgestaltet. Ein Bett für Onkel Martin und eine Bettcouch für Tante Pauline standen nun im Wohnzimmer. Das Bettzeug der Tante verstaute ich täglich im Bettkasten der Couch. So eine Bettcouch war damals eine Neuheit. Aus dem bisherigen Schlafzimmer entstand ein Wurstram.

Onkel Martin wurde bald sehr krank. Später stellte sich heraus, dass er Darmkrebs hatte. Schlimme Begebenheiten musste ich miterleben. Der schwerkranke Onkel lag in seinem Bett, während ich das Zimmer reinigen musste.

Bei den vielen „Lehrmeistern“, denen ich Gehorsam leisten musste, war jeder meiner Handgriffe praktisch falsch oder unkorrekt. Zumindest ließen sie mich das spüren. Eine umfangreiche Anleitung zum Reinigen des Fußbodens im Wohnzimmer erhielt ich von Fräulein Kulick als meine Lehrmeisterin. Sie beehrte mich auf ihre vornehme Art, wie ich den Scheuerlappen zu halten und wie ich ihn auszuwringen hatte. Nicht irgendwie sollte der Lappen zusammengelegt werden, sondern nach einem festgelegten Zusammenlegeplan. Holzdiele war es, die man damals mit Seifenwasser und Schrubber bearbeitete, wenn der Farbanstrich der Dielenbretter abgetreten war. Diese Prozedur verlief in vier Arbeitsgängen – wischen, trockenwischen, bohnern und polieren. Nach Abtrocknen der Dielenbretter wurde der Fußboden mit Bohnerwachs versehen und danach mit einem Bohnerbesen glatt

poliert. Einen Läufer gab es auch, den man zum Schluss wieder auf den gereinigten Fußboden legte. Nachdem ich meine fachmännisch sehr korrekte Anleitung für das Reinigen von Zimmern durch Fräulein Kulick erfahren hatte, war ich für diese Arbeiten allein verantwortlich. Fräulein Kulick wurde im Laden nötiger gebraucht.

Ich gab mir bei meinen Arbeiten große Mühe, um ja alles richtig zu machen. Einmal beeilte ich mich, um schnell aus dem Zimmer meines Onkels zu kommen. Die Arbeiten in diesem Krankenzimmer waren mir sehr unangenehm. Ich wrang den Lappen aus, wie er gerade in der Hand lag, nahm den Schrubber und wischte kurz über den Fußboden. Mit einem Mal hörte ich:

„Warum machst du es nicht so, wie es dir Fräulein Kulick erklärt hatte?“

Ich war erschrocken. Aus dem Krankenbett vernahm ich eine scharfe vorwurfsvolle Stimme. Auf keinen Fall wäre ich darauf gekommen, dass sich auch noch der kranke Onkel um meine Ausbildung bemühen würde. Während der Reinigungsarbeiten hatte Onkel Martin sonst immer die Augen geschlossen und sagte keinen Ton. Schnell wechselte ich in den mir bekannten korrekten Arbeitsstil über, denn ich wollte ja den Onkel Martin nicht aufregen. Als er das anscheinend registriert hatte, schloss er wieder seine Augen. Seitdem betrachtete ich auch ihn als einen meiner Beobachter. Seine Krankheit zog sich noch einige Monate hin, bis er starb. Er tat mir leid.

Später sah ich ein, dass ich vieles von dem Gelernten für mich verwenden konnte. Dagegen konnte ich von dem in Cottbus praktizierten Arbeitsstil überhaupt nichts für mich gebrauchen.

Mit fünfzehn Jahren musste ich mir schon hin und wieder sagen lassen, dass Lehrjahre keine Herrenjahre seien, besonders von den drei älteren Cousins. Ich lernte aber auch, wie man bei diesen ständigen Vorwürfen abschaltet. Das merkten sicher auch meine vielen Möchtegern-Lehrmeister und die Bevormundungen ließen nach. Zumindest verlief bei Grazens alles im erträglichen Rahmen.

Das Essen bei Grazens war, wie Tante Pauline das auch schon prophezeite, sehr gut, beinahe zu gut. Ich merkte das an meinen Formen. Tante Pauline hatte mit dem Aufpäppeln recht behalten. Wir aßen alle an einem großen Tisch in der Küche. Es war ja bei den Raumverhältnissen auch nicht anders möglich. Tante Pauline legte großen Wert auf nahrhafte Kost. Wenn es beispielsweise Brühreis mit viel Fleisch gab, dann wurde das vorbereitete Rindfleisch in der Ofenröhre warm gestellt. In den gekochten Reis schlügen wir ein paar Eier zusätzlich rein. Bevor das Gericht dann in die Teller kam, gab die Köchin das in der Röhre befindliche Fleisch hinzu.

Genau das Letztere hatte ich einmal vergessen, was die Männer natürlich merkten, aber bewusst nichts sagten, bis die Suppe aufgegessen war. Dann sagte Willy:

„Warum gab es heute eigentlich den Reis ohne Fleisch?“ Ich bemerkte, wie die drei und auch der Geselle ihren Spaß hatten, als sie mein erschrockenes Gesicht sahen. Brühreis aßen die Männer ohnehin nicht gern, ob mit oder ohne Fleisch, deshalb war es ihnen sogar recht, das Fleisch hinterher blank zu essen. Ich versuchte, mich herauszureden, und sagte:

„Ich dachte, dass der Reis mit den hinein geschlagenen Eiern komplett wäre“. Mutter Graz sagte dann zur Freude ihrer Kinder, wie so oft am Tag:

„Mein Gott Kinder!“, diesmal aber mit einem anschließenden Tadel an mich gerichtet. Dabei machte sie ein so süßsaures Gesicht, wie *sie* es nur konnte. Darüber machten sich die jungen Männer dann lustig. Mir war bei ihrem bekannten Ausspruch diesmal gar nicht zum Lachen, denn meine verdiente Abreibung hatte ich nun weg. So einen Lapsus hatte ich mir nie wieder erlaubt. Ich wollte ja bei der Tante nicht in Ungnade fallen.

Die Fleischer aßen besonders gern den von Tante Anna gebackenen Kuchen. Sie hatte in ihrer Waschküche an der Stirnseite einen Backofen in einer sogenannten Eiform eingebaut, der nach außen in den Garten hineinragte. Gern hätte ich einiges aus ihren Backgeheimnissen erfahren, aber Tante Anna behielt ihre Backkünste für sich.

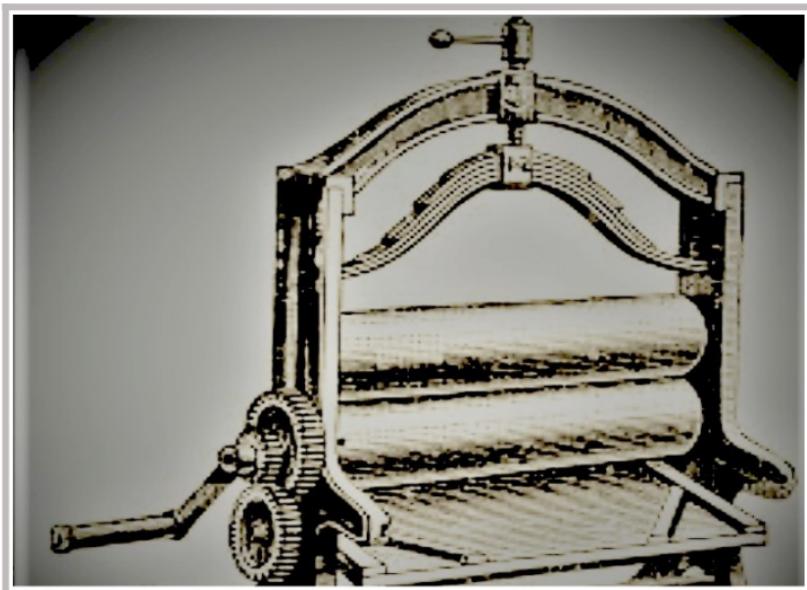
Jeden Morgen brachte ich aus Tante Annas Stall frische Kuhmilch zu den Lieblingskunden des Ladens. Das hatte Tante Pauline so organisiert. Zu diesen Lieblingskunden gehörten andere Geschäftsleute, Lehrer, und auch der Wachtmeister Fischwasser.



Waschteufel

Die schwere Hausarbeit blieb mir erspart. Dazu gehörte das Waschen der Fleischerwäsche mit einem sogenannten Waschteufel. Das war ein dicker Holzstiel, an dessen unterem Ende zwei übereinander hängende Zinkglocken mit Federn befestigt waren. Diese Arbeit wurde immer von einem der Männer ausgeführt. Mit diesem Waschteufel wurde die Wäsche, die aus dem Kessel kam, gestampft. Durch das Stampfen wurde Luft durch die Wäsche gewirbelt, was zur Reinigung beitrug. Es war eine schweißtreibende Arbeit. Zusammen mit Tante Anna wusch ich jedes Wäscheteil nach. Dazu wurde die Wäsche auf einem Fleischbrett aus dem Schlachthaus mit einer Bürste bearbeitet. Danach kam die Wäsche noch einmal ausgewrungen in den Kessel mit klarem Wasser.

Auch im Besitz einer Wringmaschine waren wir. Das waren zwei mit einer Kurbel angetriebenen Gummiringen, durch die die Wäschestücke gezwängt wurden, um am Ende ausgewrungen herauszukommen.



Wringmaschine

Im Frühjahr, wenn die Sonne schon kräftig schien, legte man die Leinensachen zum Bleichen auf den Rasen. Um schön weiß zu werden, wurden sie mit der Gießkanne regelmäßig begossen, danach gespült, erneut gewrungen und schließlich getrocknet.

Alle sechs Wochen gab es große Wäsche, die immer mindestens drei Tage dauerte. Dann blieb ich den ganzen Tag hinten, wie Tante Annas Grundstück benannt wurde, obwohl es einhundert Meter vom Geschäft (vorn) entfernt lag. Tante Anna war für die Wäsche verantwortlich. Bei solch großer Wäsche wurde auch ei-

ne Ziehrolle genutzt. Die Arbeit mit dieser Rolle zum Wringen war schwer diese Arbeit führten die Männer aus.

Ich hatte die Waschtage gern, denn da hatte ich nur Tante Anna allein zur Vorgesetzten. Das Essen holte ich an diesen Tagen von der Fleischerei nach hinten. Hinten stand dann auch mein Bett zum Schlafen, und zwar bei Tante Anna in der Stube. Sie bewohnte damals lediglich eine Stube und die sehr geräumige Waschküche, in welcher ein kleiner Herd zur Verfügung stand. Allerdings kam dieser nur in Ausnahmefällen zum Einsatz.

Bei Tante Anna spielte sich fast alles in der Waschküche ab. In der kalten Jahreszeit wurde aber der große Kochofen mitten in der Stube angeheizt. Das war ein gesetzter Kachelofen mit einer Ofenbank davor, wie es ihn in jeder typischen Spreewaldstube gab. Zwei Röhren zum Kochen, Braten oder Warmhalten der Speisen waren in Tante Annas Ofen integriert. Dieser Ofen brachte eine wohlige Wärme ins gesamte Haus.

Tante Anna war sehr ordentlich und auch sehr fromm. Die Frömmigkeit bekam ich mit, wenn Fräulein Kulick bei ihr übernachtete und ich in der Stube auf der Ofenbank schlief. Dann lagen die beiden in ihren Betten und durchforsteten die Biblische Schrift in ihrer Unterhaltung, oder sie sangen kirchliche Lieder, von denen ich noch nie etwas gehört hatte. Ob sie damit meinen Glauben an Gott festigen wollten, weiß ich nicht, zumindest haben sich unwillkürlich diese Bibeltexte und Lieder in meinem Gedächtnis eingeprägt.

Fräulein Kulick wohnte etwas weiter weg im Dorf und blieb nur über Nacht bei Tante Anna, wenn es im Laden später wurde. Das war meist in den Wintermonaten.

Die beiden alten Fräuleins sprachen sich immer sehr zum Mund, wie man es hier so sagte. Fräulein Kulick gab eine vornehme Dame ab. Sie sah mit ihren hochgeschlossenen Kleidern wie eine altmodische Oberschwester aus dem Krankenhaus aus. Die schlichte, nach hinten gekämmte Frisur mit dem großen Knoten im Nacken verlieh ihr ein gepflegtes, aber auch ernstes Aussehen. Ihre Gesprächspartner sah sie mit gespielter Freundlichkeit an, wobei ihnen immer eine gewisse Ahnungslosigkeit entgegenkam. Sie war einfach nur neugierig und versuchte durch diese raffinierte List eine ganze Menge in Erfahrung zu bringen. Dabei funkelten ihre dunklen Augen und strahlten ihr Gegenüber an, das aber nie so recht wusste, was das Fräulein eigentlich dachte. Ich hatte manchmal meinen Spaß, wenn sie das mit Tante Anna so machte.

Von Tante Anna wusste ich, dass sie Männer in ihrer Jugend und auch später nicht gerade zu ihren Feinden zählte. Zwei von ihnen wärmten sich noch bis in ihre alten Tage hinein auf ihrer Ofenbank auf, obwohl sie verheiratet waren.

Mir erzählte Tante Anna mal, dass sie nicht neidisch auf ihre Nachfolgerin sei, da diese, wie sie meinte, mit ihren fünf Kindern auch nicht gerade das große Glück gepachtet hätte. Ich wusste, dass sie auf eine Frau aus unserer Nachbarschaft anspielte. Es war allgemein bekannt in Burg. Jedoch war mir auch bewusst, dass Tante Anna sehr darunter litt.



Tante Anna

Tante Anna lebte ihr eigenes besonderes Leben. Sie benahm sich natürlicher als Fräulein Kulick. Sie ging auch im wendischen

Rock, aber auf ihre eigene Art. Ihre Kleidung war ausschließlich dunkel gehalten. Tag und Nacht trug sie eine Mütze, im Sommer und im Winter. Am Tage war es eine rund gestrickte schwarze und in der Nacht eine weiße auskochbare Leinenmütze.

Die Tagesmützen strickte Fräulein Kulick für ihre ganze Umgebung. Allerdings trugen diese Frauen die Mütze nicht ständig, wie Tante Anna es tat. Tante Anna war halt eine besondere Frau, eben Tante Anna. Sie gefiel sich auch in ihrer Rolle. Dass die jungen Burschen der drei Gewerbebetriebe auf dem Hof die sehr selbstbewusste Tante Anna belächelten, störte sie nicht.

Gustav, mein ältester Cousin, betrieb mittlerweile einen Schallplattenladen der Firma „Telefunken“ auf dem Hof. Es handelte sich um ein damals sehr modernes Unternehmen. Eines Tages, als Tante Anna unsere Fleischerküche betrat, ertönte vom Plattenspieler im Wohnzimmer in voller Lautstärke das Lied:

„Tante Anna, Tante Anna, du bist die schönste Frau der Welt, so wie du gebaut bist,

Tante Anna, Tante Anna, du bist die Frau, die mir gefällt ...“.

Tante Anna schimpfte:

„Ihr habt wohl keine Arbeit, macht den Höllenkasten aus!“

Gustav griente übers ganze Gesicht und schaltete artig seine neue Errungenschaft aus. Der Gustav war der Schlimmste von den Burschen, wenn es darum ging, irgend jemanden aufs Korn zu nehmen. Bei mir machte er es auch oft. Für mich war der Fritz der Beste. Er war Anfang Zwanzig und damit der Jüngste. Mit mir wollte er es sich nicht verscherzen und das aus gutem Grund.

Abwechselnd mit dem Gesellen verkaufte er während der warmen Jahreszeit an den Sonntagvormittagen Bockwurst am Hafen. Da musste ich laufend zur Stelle sein, um immer wieder neue Wurst nach zu bringen. Anschließend gegen Mittag reinigte ich den Wurstkessel. Von Fritz bekam ich immer ein paar Groschen Trinkgeld mehr, als vom Gesellen.

Wenn ich diese Arbeit beendet hatte, durfte ich an jedem zweiten Sonntag nach Hause gehen. Einmal im Monat nutzte ich meine freien Stunden am Sonntag dazu, um die alte Stoßkante von meinem Rock abzutrennen, und die frisch gewaschene, gestärkte und steif gebügelte Kante wieder anzunähen. Diese von mir gehasste Arbeit erledigte ich in Tante Annas Stube. Wenn meine Sachen für die neue Woche in Ordnung gebracht waren, blieb nicht mehr viel vom Sonntag übrig.

Meine schönste Abwechslung waren die Gesangsstunden im Chor, die mir erlaubt wurden. Einmal fiel eine Gesangsstunde aus irgend einem Grund aus und die anderen, schon etwas älteren Mädchen überredeten mich, für ein halbes Stündchen zum Bahnhofsrestaurant mitzukommen. Dort war Tanz mit bunter Beleuchtung im Garten. Ich hatte ein ungutes Gefühl, weil ich sehr streng gehalten wurde. Tante Pauline verbot mir, abends an anderen Veranstaltungen als der Gesangsstunde teilzunehmen, und sie verbot mir auch, mich an andere Orte zu begeben.

Die meisten Mädchen kamen aus Burg-Kauper und Burg-Kolonie mit ihren Fahrrädern. Ihnen gab ich nach der Gesangsstunde ihre Fahrräder wieder heraus, welche ich auf dem Hofgelände der Fleischerei eingeschlossen hatte. Um auf sie nicht lange warten zu müssen, willigte ich ein, mit ihnen für eine halbe Stunde

mit zum Bahnhof zu gehen. Unterwegs begegnete uns die alte Pantoffelmacherfrau. Ich hatte schon leichte Bedenken, aber weil ich nun schon mit den Mädchen in die Bahnhofsstraße eingebogen war, lief ich weiter mit. Anschließend lag ich pünktlich in meinem Bett im Zimmer von Tante Anna. Ich hoffte, dass die Alte nicht getratscht hatte, aber sie muss es doch brühwarm frühmorgens meiner Tante im Laden berichtet haben.

Schon beim Frühstück fragte Tante Pauline, wie die Gesangsstunde gewesen sei. Statt gleich die Wahrheit zu sagen, murmelte ich etwas Unverständliches. Daraufhin gab es die erwartete Standpauke und mit der Gesangsstunde war es ein für alle mal vorbei. Nun wollte ich mich rächen und rief meinen alten Lehrer, den Chorleiter, an. Herr Handta wollte alles ganz genau wissen und ich habe es ihm erzählt. Er bedauerte es sehr, dass ich wegen dieses kleinen Vergehens nicht mehr kommen durfte, aber er meinte, man würde es ihm übel nehmen, wenn er sich in die Angelegenheiten eines Dienstmädchens einmische. Nun war mir die Freude an der Gesangsstunde endgültig genommen. Bei meiner Mutter konnte ich mich natürlich nicht beklagen, denn sie war froh, dass die Tante mich eingestellt hatte.

Die Fahrräder durfte ich dann weiter für die Mädchen unterstellen, aber danach musste ich pünktlich bei Tante Anna die Nacht ruhe antreten. Ich freute mich nun auf dieses eine Mal in der Woche, bei dem ich wenigstens die Mädchen wieder mal begrüßen konnte. Sie ärgerten sich mit mir darüber, dass die alten Weiber nichts weiter zu tun hätten, als zu klatschen und fühlten sich mit schuldig. Aber mit so einer harten Strafe hatten sie nicht gerechnet.

Ich war 16 Jahre alt und mein Körper veränderte sich schnell. Aus dem zierlichen Mädchen, das meine Mutter manchmal „spitze Minka“ nannte, wurde ein strammes Mädchen. Ich hatte bei Grazens immer guten Appetit, weil das Essen köstlich schmeckte. Das war auch die Ursache für meine Gewichtszunahme. Den Männern gegenüber war ich sehr schüchtern. Alte Männer fingen an zu lästern und wenn der Briefträger kam, nahm ich schon bei-zeiten Reißaus, weil er mich, wenn er es irgendwie erreichen konnte, begrapschte. Es war furchtbar mit dem Kerl. Die jungen Burschen amüsierten sich über meine Schüchternheit und neckten mich. Möglichkeiten dazu gab es viele.

An einem Abend saß Frau Nowik, die Hauswirtin und Meisterin der Tischlerei mit ihrer alten Schwiegermutter draußen in der Vorlaube des Hauseinganges. Ihr Blick wies zur gegenüberliegenden Gartentanzdiele der Gaststätte „Zum Schwarzen Adler“, wo Tanzpaare sich zum Rhythmus der Musik wogen. Sie luden mich ein, zu ihnen zu kommen. Es war ein wunderschöner Sommerabend und die Tanzfläche war bunt erleuchtet, wie damals auf dem Bahnhof. Gern wäre ich über die Straße gegangen, um zu tanzen, wie die anderen Mädchen das durften. Aber für mich war das nicht möglich. Kurz nachdem ich mich zu Frau Nowik gesetzt hatte, rief schon Tante Pauline mit lauter Stimme meinen Namen durch den Hausflur: Die beiden Frauen in der Laube wunderten sich, was sie wohl noch von mir wollte. Doch die Tante kreischte weiter:

„Minna, sofort gehst du rein!“



Tischlerei und Fleischerei, links der Straße Gaststätte "Schwarzer Adler".

Frau Nowik fragte:

„Pauline, warum machst du denn so einen Lärm?“

Das brachte die Tante richtig in Rage und sie forderte nochmals energisch:

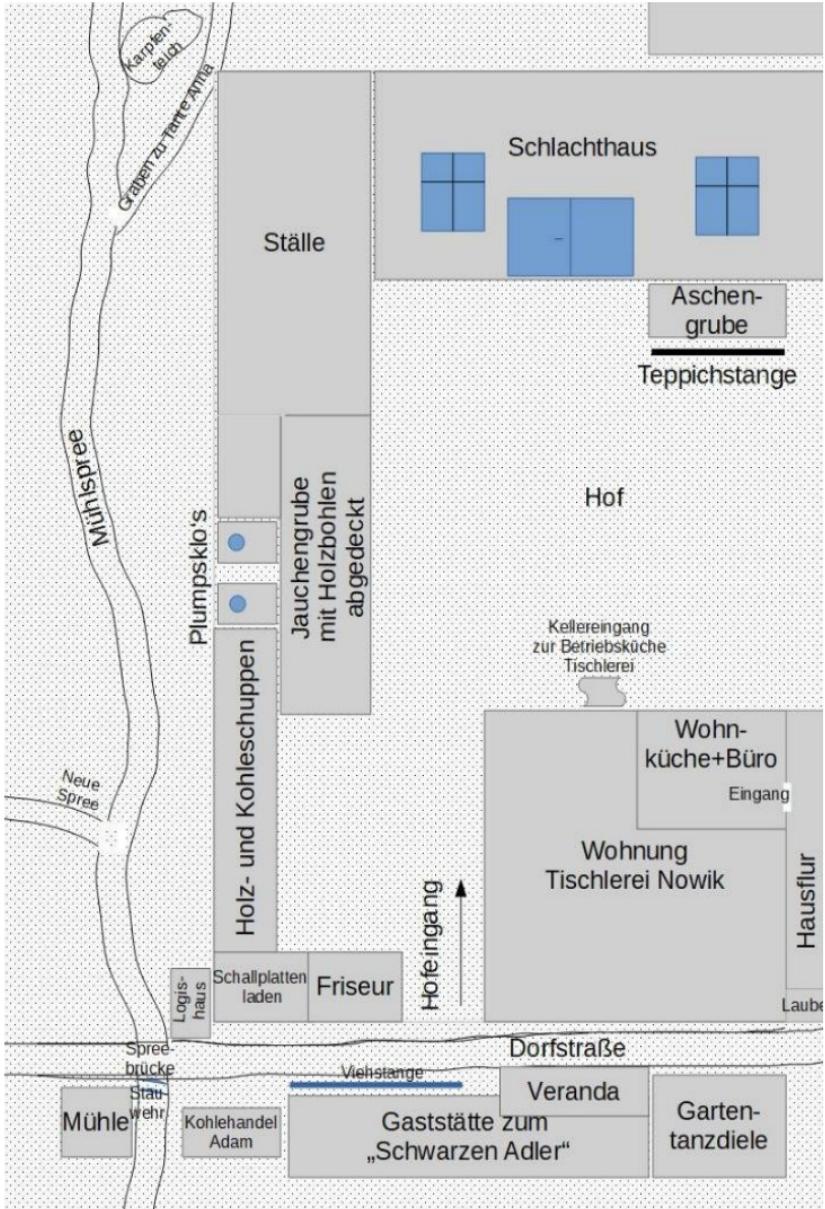
„Minna, sofort gehst du rein!“, und ergänzte zu Frau Nowik gewandt:

„Das Mächin wird bloß verdorben!“

„Bei uns wird dem Mädchen schon nichts passieren“, sagte Frau Nowik und schüttelte mit dem Kopf.

Dieses Verhalten mir gegenüber fand auch sie etwas altmodisch und unverständlich. Ich musste mich fügen und verschwinden, denn Tante Pauline hatte über mich zu bestimmen. Allerdings verlor ich meinen Respekt vor ihr immer mehr.

Der zentrale Hof inmitten der Werkstätten und dem Wohngebäude war schon so eine knifflige Sache für mich. Man war hier ständig im Blickpunkt. Direkt vor dem Werkstattfenster der Tischlerei stand eine sehr hohe handbetriebene Wasserpumpe mit einem großen Schwengel. Mittels dieser Pumpe wurden alle anliegenden Gebäude mit Wasser versorgt, auch das Schlachthaus. Eine eigene Hauswasserleitung gab es damals noch nicht. Die Wasserversorgung der Fleischereiküche war selbstverständlich meine Aufgabe. Auf einer Wasserbank gegenüber vom Herd standen vier 10-Liter-Wassereimer, die immer voll sein mussten. Die Wasserpumpe vor dem Fenster der Tischlerei nutzten die Männer der Werkstatt natürlich für ihre Späße. So führte der Eingang zur Tischlerwerkstatt direkt am Küchenfenster der Fleischerei vorbei. Wenn der Tischlermeister mit seinen Gesellen Hermann und Martin und dem Lehrling Reinhold von der Chefins zum Essen gerufen wurde, kamen sie an unserem Küchenfenster vorbei. Mit jemandem machten sie dann immer ihre Späße, entweder mit Tante Pauline und wenn sie die nicht sahen, dann mit mir. Gegen die Neckereien der jungen Männer hatte ich absolut nichts, sie gefielen mir sogar. Ich war das einzige Mädchen auf dem Hof und versuchte mich entsprechend zu präsentieren. Wenn dann Tante Pauline einen erwischtete, der mir den Hof machte, putzte sie ihn gehörig runter. Sie passte gut auf mich auf. Aber das erschütterte die Jungs nicht gerade. Reinhold tat mir manchmal leid, denn der Meister scheuchte ihn hin und her. Ich hörte den ganzen Tag nur den Ruf: „Reinhold!“, und zwar im Kommandoton.





Einmal, als ich gerade meinen vollen Eimer abhängen wollte, schob sich ganz langsam ein breites Brett vor meinen Eimer. Die

Tante beobachtete das aus der Küche und stürmte mit einem schreckerregenden Gezeter aus dem Haus. Das war ihre Art, Ordnung zu schaffen. Mit Erfolg, denn die jungen Männer hatten blitzartig das Terrain verlassen. Sofort waren sie wieder in ihre Arbeit vertieft, als sei nichts gewesen. Ein weiterer Streich der jungen Tischlergesellen ging beinahe nicht so glimpflich aus, denn da bekamen sie es nicht mit Pauline, sondern mit der SA zu tun. Und mit denen war nicht zu spaßen. Zu irgendeinem Feiertag sollte ich die Hakenkreuzfahne zum Dachfenster des Bodens hinaushängen. Die Fahne war an einer langen Stange befestigt. Unter dem Fenster stand eine große Linde, wie überall rechts und links der Straße. Ich wollte die Fahne ein wenig zurückziehen, um sie zu befestigen, aber das gelang mir nicht. Ich zog die Fahne zu mir und sie bewegte sich allein wieder zurück. So ging das ein Weilchen, bis ich ein leises Lachen im Baum und unten auf der Straße vernahm. Gleich war mir klar, wessen Handschrift diese Fopperei trug.

Plötzlich machten sich zwei SA-Männer bemerkbar, die überall im Ort präsent waren. Sie hatten dieses Hin-und-her-Gezerre der Fahne beobachtet und machten einen Riesenaufriß, sprachen von einem heiligen Symbol, womit man keinen Unfug treiben dürfe. Martin und Hermann, die sonst nicht so leicht zu erschüttern waren, gingen diesmal doch wie die begossenen Pudel mit gesenkten Köpfen davon, denn sie wussten, dass dieser Spaß ernste Folgen nach sich ziehen konnte. Mir taten die zwei leid und ich war froh, dass die Sache dann glimpflich abgegangen war.

Die Tür vom Hausflur zu unserer Fleischereiküche stand während der gesamten wärmeren Jahreszeit weit offen, denn es wur-

de in der Küche für den Verkauf Sülze gekocht und Speck zu Griebenschmalz gebraten, sodass in der dafür viel zu kleinen Küche immer ein unangenehm riechender Wrasen in der Luft stand. Vier Türen hatte die Küche. Außer der Tür zum Flur gab es noch die Türen zum Laden, zur Wurstkammer und zum Wohnzimmer. Öffnete ich mal das Fenster, dann zog es den älteren Damen. Um Ärger zu vermeiden, blieb es immer geschlossen,. Ich schälte also jeden Tag bei offener Tür zum Hausflur Kartoffeln oder erledigte andere Vorbereitungen für das Mittagessen.

Als ich wieder mal Kartoffeln bei offener Tür schälte, war auch die Tür der Wohnküche von Nowiks geöffnet. Diese Tür war genau gegenüber unserer Tür im Hausflur. In dieser Wohnküche erledigte die Meisterin die schriftlichen Arbeiten der Tischlerei. Wenn wir uns durch die Türen sahen, hatte Frau Nowik immer ein freundliches Wort für mich drüber. Gekocht und gegessen hatten die Nowiks an Werktagen mit allen Angestellten gemeinsam im Keller. Dort befand sich eine große Küche, die vom Hof aus über eine breite massive Eichentreppe zu erreichen war.

Frau Nowik war eine gute Bekannte meiner Mutter. Ihre Schwester war Pate meines Bruders. Sie hieß Schulz und wohnte am Nordweg in der Nähe der Pflegeeltern meiner Mutter. Annemarie, ihre Tochter, empfing uns übrigens als Sprechstundenhilfe der Arztpraxis Burg viele Jahre später immer sehr freundlich. Frau Nowik mochte mich sicher gern, aber das beruhte auch auf Gegenseitigkeit. Sie fand die komische Art der Tante Pauline sicher nicht gut. Mit ihr konnte ich mich unterhalten, wie es unter normalen Menschen üblich ist. Das war mir sonst mit all den an-

deren Leuten nicht wirklich möglich. Entweder kommandierten sie mich, oder sie trieben ihre Scherze mit mir.

Eines Tages tauchte ein Fremder auf, der gelegentlich am Küchenfenster vorbeiging, scheinbar ohne Ziel. Er grüßte auch jedes Mal in die Küche hinein. Wenn es etwas Neues gab, erfuhr ich es auch von Frau Nowik, so auch an diesem Tag. Sie erzählte, dass ihr Neffe Helmut Zinnow jedes Jahr in den Ferien mit seinem Rennrad nach Burg komme, um seine Tante Nowik zu besuchen.

Aha, dachte ich. Dieser Helmut war es also, welcher ein paarmal am Tage an unserer Küche vorbeiging und grüßte. Wie ein Berliner kam er mir allerdings nicht vor, denn er war ja noch schüchterner als ich. Das merkte ich, als er völlig errötet, ein paar Worte mit mir wechselte. Ich muss ihm wohl gefallen haben, aber er war absolut nicht mein Typ. Sein Alter von neunzehn Jahren wäre ja noch hinnehmbar für mich, aber ein bisschen hübscher hatte ich mir einen Mann, den ich mir zum Freund wählen würde, schon vorgestellt. Seine wohlklingende Stimme und die gut gewählte Artikulation reichten mir da nicht aus. Er sah das wohl anders, denn er meinte, dass wir uns doch schreiben könnten.

Ich sagte:

„Wenn sie wollen, können sie ja schreiben.“

„Nein, schreiben Sie zuerst“, antwortete er.

„Vielleicht“, sagte ich.

Nach ein paar Wochen herrschte eine Riesenaufregung in der Fleischerei. Tante Pauline und Fräulein Kulick schienen ein Pro-

blem zu haben, wovon ich nichts ahnte. Sie sahen mich ziemlich finster an und liefen zerstreut, wie wild gewordene Federviecher in der Küche hin und her. Schließlich fragte Tante Pauline sehr vorwurfsvoll:

„Minna, hast du im Laden einen Brief gefunden?“ Ich wusste von keinem Brief und worum es überhaupt ging.

„Nein“, sagte ich, aber der offenbar verschwundene Brief machte mich neugierig. Die ganze Woche, bis zum Wochenende spürte ich, dass irgendetwas in der Luft lag. Aber was? Es musste mit mir zu tun haben, denn ich wurde wie eine Aufsässige behandelt. Ich war mir aber keiner Schuld bewusst.

Als ich am Sonntagnachmittag zu meiner Mutter nach Hause kam, hielt sie mir einen Brief vor die Nase.

„Hier, lies!“, sagte sie, drückte mir den Brief in die Hand, dann drehte sie sich von mir weg.

„Ein Brief von Papa aus Berlin?“, fragte ich aufgeregt und öffnete das Couvert erwartungsvoll.

„Weder von einem Frühling, Sommer, Herbst noch Winter, wie auch immer Gustav Achtel, dieser Schuft sich nennt, wirst du aus Berlin Post bekommen. Das ist ein anderer Berliner Schuft. Glaube mir, die taugen alle nichts. Tante Anna hat mir den Brief übrigens gegeben, sonst wüsste ich nichts davon.“

Völlig ahnungslos begann ich zu lesen:

„Warum haben Sie nicht geschrieben, wie wir es ausgemacht hatten?“, und so weiter und so fort. Das Ganze las sich so, als ob ich mit dem Helmut Zinnow wer weiß was für ein Verhältnis hätte.

Zum Glück hatte ich meiner Mutter damals erzählt, dass ich zuerst schreiben sollte. Mama antwortete damals:

„Für das Geld, was die Briefmarke kostet, kannst du dir lieber eine Semmel kaufen.“ Das war ein Schlagwort meiner Mutter, wenn ich im Begriff war, etwas ihrer Meinung nach Unnötiges zu kaufen.

Der Helmut Zinnow war ja wirklich nicht mein Fall, war weder hübsch noch interessant für mich. Ich fragte mich, was ich denn falsch gemacht hatte. Warum sollte ich mich mit ihm nicht unterhalten, wenn er an der offenen Tür stehen blieb?

Den Brief hatte ich dann nicht beantwortet. Nicht wegen der Briefmarke, sondern weil ich keinen Sinn in einem Briefwechsel sah. Er hätte sowieso nur weiteren Ärger gebracht.

Tante Pauline und meine Mutter übernahmen die Antwort auf Helmut's Brief in meinem Namen und mit einem gefälschten Unterschriftszug meines Stiefvaters Hermann Renberg. Sie setzten gemeinsam einen scharfen Drohbrief an den armen Helmut auf. In diesem Brief den mir Mutter zu lesen gab, stand unter anderem drin, dass der Zinnow sich in meiner Nähe nicht mehr blicken lassen solle. Ich wollte diesen Brief nicht, konnte aber nichts dagegen tun.

Helmut war wieder mal bei seiner Tante Nowik zu Besuch. Der Brief zeigte Wirkung, denn sobald jemand von Grazens in die Küche kam, flitzte er schnell davon. Ich amüsierte mich köstlich darüber, helfen konnte ich dem armen Kerl nicht. Zumindest habe ich ihm die Geschichte des Briefs erzählt, wollte nichts mit diesem Schwachsinn zu tun haben.

Pauline fürchtete Helmut wie den Teufel, und so vermied er es fortan, an Grazens Küche vorbeizugehen.

Ich erzählte meiner Mutter damals jedes meiner eigentlich unbedeutenden Erlebnisse. Immer mehr engagierte sie sich für mich bei Tante Pauline. Daraufhin wurde ihr vorgeworfen, dass sie mit mir zu sorglos umginge und dass ich dadurch verdorben werden könnte. Man empfahl meiner Mutter, sich lieber um mein Wohl zu kümmern. Doch das tat sie ohnehin schon, auch ohne die mahnenden Worte von Pauline. Mutter hatte großes Vertrauen in mich. Allerdings ließ sie sich von ihrer Schwägerin erpressen, denn sie war von ihr abhängig. Pauline nutzte das gnadenlos aus, wodurch auch dieser unangemessene Brief entstand.

Jede Woche brachten die Mädchen des Chores weiterhin ihre Fahrräder und holten sie später wieder ab. Dieser kurze Moment der Unterhaltung war nach wie vor eine der angenehmen Abwechslungen in meinem tristen Arbeitsleben. Bei meinen Tanten und sonstigen Übergeordneten fiel ich nicht mehr unangenehm auf, zumindest nicht mit solch „großen Vergehen“, wie mit diesem Brief von Helmut Zinnow.

Ich hatte mich mit meiner Situation abgefunden und stellte mich auch darauf ein. Eine andere Möglichkeit sah ich für mich nicht. Von Tag zu Tag wurde der Alltag für mich unausstehlicher. Vorn bestimmten die zwei Tanten von früh bis Abend, was zu tun war und hinten war Tante Anna, die auch nicht immer gute Laune hatte. Besonders schlechte Laune hatten die Tanten dann, wenn ich Martin, den ältesten der Söhne mehrmals am Vormittag wecken musste, weil er einfach während seiner Arbeit einschlief. Martin hatte eine Autovermietung. Abends war er regelmäßig in

der Gaststätte gegenüber und kam immer erst spät heim. Häufige Telefonanrufe, die meist ihn betrafen, musste ich entgegennehmen. Entsprechend oft lief ich in die Wohnstube zum Telefon. Tante Anna hatte dafür kein Verständnis.

„Hast du vorne „nisch“ zu tun, dass du immer hin und her läufst?“, fragte sie.

Martin hatte anscheinend im Hause Graz Narrenfreiheit. Pauline war ihm gegenüber sehr großzügig. In der Familie entstand zunehmend darüber Unzufriedenheit. Auch Tante Anna stiftete oft Unruhe. Sie wurde immer schrulliger und der Jugend gegenüber immer frostiger. Betrat sie gelegentlich die Küche und erblickte mich im Wohnzimmer am Telefon, rief sie gleich sehr laut hinein: „Na, du hängst ja schon wieder an der Quasselstrippe!“ Aber ich musste ja alle Telefonate abnehmen, wenn Tante Pauline im Laden war.

Eines Abends, als ich den Mädels wieder ihre Fahrräder herausgab und hinter zu Tante Anna schlafen gehen wollte, stand da in der Hofftür Hermann, der Jüngere der beiden Tischlergesellen und breitete seine Arme aus. Bevor er mich festhalten konnte, machte ich eine schnelle Wende und rannte zum anderen Tor in Richtung Dorfstraße hinaus. Ein kurzes Stück ging ich dann die Dorfstraße entlang, bis zu einem Fußsteg, der über die Wiesen von hinten in Tante Annas Garten führte. Das hatte ich also geschafft.

Die Sache wurde mir aber am nächsten Tag etwas peinlich, denn am Morgen sollte ich den Tischlern in der Werkstatt sagen, dass sie die gestrichenen Holzkreuze von der Teppichstange nehmen sollten, weil unsere Läufer geklopft werden mussten. Ich wagte dabei keinen der Männer anzusehen. Den Hermann mochte ich

zwar ein wenig, aber so weit durfte er dann doch nicht gehen. Ich war ja noch schüchtern.

Am Nachmittag sah Martin aus dem Fenster, grüßte und verwickelte mich in ein Gespräch.

„Warum glückst du nur mit den alten Weibern so einsam tagaus, tagein herum ohne ein wenig Abwechslung. Mit fast siebzehn Jahren kann man sich doch wohl etwas freier bewegen. Es gibt das Kino und es gibt jede Woche Tanz in den Gaststätten.“

„Ich würde gern dort hingehen, aber das darf ich nicht“, antwortete ich und dachte mir: Der hat gut Reden.

„Darf ich nicht, darf ich nicht! Du darfst dir nicht von den Alten alles gefallen lassen! Du brauchst doch auch mal etwas Abwechslung.“

„Du hast ja recht“, sagte ich, „aber darüber muss ich doch erst mal mit meiner Mutter reden.“

„Das musst du nicht, aber wenn du es so willst, dann mache nur so weiter, dann wirst du auch mal so eine alte Schrulle, wie Tante Anna, über die du dich jetzt manchmal ärgerst.“

Ich hätte mir inzwischen so einen Ausgang leisten können, denn mein Monatslohn hatte sich inzwischen auf zehn Mark erhöht. Aber er kam von Anfang an auf die Sparkasse.

Am nächsten freien Sonntagnachmittag berichtete ich meiner Mutter haargenau, was sich in den letzten vierzehn Tagen zugetragen hatte. Immerhin hatte sie mir ja auch vieles aus ihrer Jugendzeit erzählt. Von dem Hermann schwärmte ich bei meinen

Erzählungen ein wenig, obwohl ich ihn ja nur vom Sehen her kannte. Sonst wusste ich gar nichts von ihm.

Der Standpunkt meiner Mutter war immer noch derselbe, wie eh und je. Sie meinte, dass ich später mal mit einem Tischler ganz gut dran wäre, denn „Handwerk hat goldenen Boden“. Diesen Spruch hörte ich öfter von ihr. Etwas sollte man auf den Stand schon achten, war ihre Ansicht. Aber dann fügte sie gleich an:

„Du solltest aber beachten, dass ein Bauernsohn günstiger für dich ist, denn du gehst ja immerhin wendisch und ich könnte dann bei dir sein und in der Wirtschaft helfen“. Später wusste ich, dass dieser Wunsch ihr Traum war. Das, was sie in ihrem Leben nie erreichen konnte, wollte sie nun bald mit mir gemeinsam erleben.

Ein wenig aufgewühlt ging ich am Montag früh wieder an meine Arbeit. Die Gesellen mit Meister und Lehrling der Tischlerei folgten jeden Tag dem gewohnten Ruf der „Meestern“, wie die Meisterin genannt wurde, und gingen an meinem Küchenfenster vorbei. Gelegentlich kam ein kleines Lächeln oder Winken zu mir herüber. In meiner Fantasie sah ich mich auch schon als „Meestern“ die Männer zum Tisch rufen.

In den Hermann hatte ich mich regelrecht verknallt. Eigenartigerweise verlor ich meine Schüchternheit und ich lief von ihm nicht mehr fort. Wir unterhielten uns nun oft und er benahm sich auch anständig. Größere Annäherungen ließ ich aber nicht zu. Da wollte ich zuvor doch lieber meine Mutter zu Rate ziehen. Am folgenden Tag war ich für Grazens mit dem Fahrrad unterwegs. Dabei nutzte ich die Gelegenheit, mit Mutter über meine Probleme zu reden. Sie hörte mich an und antwortete:

„Er ist immerhin ein Handwerker und einmal müsse ja alles sein.“ Mehr sagte sie zu meinem Problem nicht. Diese Antwort meiner Mutter musste ich erst einmal verarbeiten. Und je länger ich darüber nachdachte, desto mehr hatte ich diesen Gang zu meiner Mutter bereut. Nie wieder sprach ich später über gewisse Dinge mit ihr, denn mein Vertrauen hatte sie verloren. Mir war nun bewusst, dass ihre Einstellung zum Leben mit meiner nicht vereinbar war.

Beim nächsten Sonntagsbesuch fragte mich Mutter, ob ich den Tischler bald nach Hause bringen würde. Voller Wut erzählte ich ihr, dass der Hermann Koch öfter Mädchen in der Werkstatt empfange, dass er in meinen Augen ein großer Lump sei und mir nichts mehr bedeute.

„Du musst um ihn kämpfen und ihm klarmachen, dass du nicht das fünfte Rad am Wagen sein willst“, meinte sie. Ich ließ sie mit ihren Vorstellungen allein und ging von da an meinen eigenen Weg. Von Grazens wollte ich nun unbedingt weg, denn unter diesen Umständen hielt ich es dort nicht mehr aus. Ich wollte endlich andere Menschen um mich haben und mit Freundinnen tanzen gehen. Für diesen Schritt brauchte ich allerdings meine Mutter.

Am nächsten freien Sonntagnachmittag versuchte ich mein Glück. Ich erinnerte Mutter an ihre Jugendzeit, in der ihr auch die Freiheit genommen wurde. Dass ihr dieses Leben unter Zwang auch nicht gefallen hatte und dass sie dies auch von mir nicht länger verlangen könnte, sah sie dann auch ein. Gemeinsam teilten wir Tante Pauline mit, dass ich ab sofort die Arbeit bei ihr einstellen würde.

Tante Pauline fiel fast aus allen Wolken und war der Meinung, dass ich es doch gut bei ihr hätte und dass ich auch fünfzehn Mark im Monat bekommen würde. Ich war aber nicht mehr umzustimmen. Zu sehr hatte man mich bevormundet und praktisch entmündigt. Ich wollte weg und da führte auch kein Weg mehr zurück. Für mich war dieser Tag der Kündigung eine Befreiung aus einem unwürdigen Leben.

Kapitel 8

Als ich nach meiner Kündigung den ersten Sonnabend zu Hause war, kam meine Freundin, Luise Matzk am Nachmittag zu uns. Sie hatte davon erfahren, dass mein Arbeitsverhältnis bei Grazens aufgelöst wurde und freute sich mit mir, dass ich nun endlich mit all den anderen Mädchen auch zum Tanz gehen konnte. Luise war Dienstmagd bei einem Bauern in Burg-Kauper. Sie ging auch wendisch, genau wie ich. Damit machte sie auf meine Mutter einen guten Eindruck. Sie bat um Erlaubnis, natürlich in wendischer Sprache, um besser anzukommen, mich mit ihr zum Tanz gehen zu lassen. Mutter wollte es zunächst nicht erlauben, denn der Tanz war andernorts. Doch Luise redete ihr weiter gut zu und versprach, auf mich gut aufzupassen.

„Immerhin bin ich ja schon siebzehn Jahre durch und außerdem sind alle wendischen Mädchen dabei und die Minka gehört doch dazu.“

Das alles hörte sich für meine Mutter ganz gut an. Luises sympathische Art überzeugte meine Mutter dann schließlich doch. Sie willigte ein und sagte:

„Meint wegen“

„Zekujom Schota!“ („Danke, Tante!“), es wird sicher auch ganz bestimmt nichts passieren“, sagte Luise und dann half sie mir

beim Anziehen meiner wunderschönen Ausgehracht. Eigentlich wollte ich sie gar nicht mehr tragen, vielleicht war es das letzte Mal, ging mir mit Wehmut durch den Kopf. Meiner Mutter wollte ich alle meine wendischen Sachen schenken. Aber das durfte sie noch nicht wissen, auf keinen Fall vor diesem Tanzabend. Später würde sie mit diesem Geschenk, so hoffte ich, meine Entscheidung etwas leichter ertragen.

So sehr ich mich auch auf die Tanzveranstaltung gefreut hatte, sie verließ dann doch nicht so in meinem Sinne. Die wendischen Mädchen waren zwar da, aber sie unterhielten sich auch meist wendisch, auch mit Luise, meiner Freundin und auch mit mir. Das Wendische konnte ich zwar verstehen, aber wenn ich wendisch sprach, merkten alle sofort, dass ich keine echte Wendl war. Ich sprach eben nicht so fließend wie sie diese Sprache. Darüber bekam ich recht schnell meine Bestätigung, denn sie sagten dann auch prompt, dass ich ruhig weiter deutsch sprechen kann. Das würden sie auch verstehen.

Dass ich nicht so gut wendisch sprechen konnte, lag einfach an der überwiegend deutschen Verständigung bei uns zu Hause. Nur wenn Mutter schimpfte oder schlechte Laune hatte, ging sie ins Wendische über. Sie konnte aber relativ gut deutsch sprechen, denn ihr Pflegevater sprach mit ihr früher auch deutsch. Im Rahmen ihrer Arbeit war vielerorts die deutsche Sprache auch die Umgangssprache, vor allem in Burg-Dorf. In den Schulen wurde nur Deutsch gelehrt und damit beherrschten auch alle Wenden diese Sprache einigermaßen.

Im Laufe des Abends fühlte ich mich immer wohler. Ich wurde öfter zum Tanz geholt, obwohl ich noch gar nicht richtig tanzen

konnte. Schnell bekam ich die Tanzschritte mit und ich hatte Spaß daran. Gewundert hatte ich mich, als nach einer Tanztour ein Glas Malzbier auf meinem Platz stand. Die Mädchen am Tisch zeigten mir einen Burschen, der das Glas mir hingestellt hatte. Siebzehn Jahre ist er alt, wussten sie.

Bei Tanzschluss stand er an der Ausgangstür und sagte auf Wiedersehen zu mir. Und das meinte er ernst, wie ich es später bemerkte. Ich grüßte zurück und bedankte mich für das Malzbier. Luise kam hinzu und wir begaben uns nach draußen. Sie erklärte mir unterwegs, dass in diesem Dorf ganz andere Sitten herrschten, als in Burg-Dorf. Draußen nahm ich eine dieser Sitten auch gleich wahr, denn dort standen die Mädchen in einer Reihe und gegenüber die Jungen. Ich sah Luise ganz verdattert an. Sie aber sagte wie selbstverständlich, dass wir uns auch anstellen müssten, es wäre so Brauch. Und dann erklärte sie:

„Jeder Junge, der keine Freundin hat, wird einem Mädchen zugewiesen, welches er anständig nach Hause zu bringen hat.“ Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Auch der freundliche 17-jährige Bursche hätte sich bei den Jungen aufgestellt, aber ich hatte ihn nicht aufgefordert, wie es auch Sitte war. Und so gab ich ihm ungewollt einen Korb. Na, dachte ich, das kann ja heiter werden.

Als sich dann ein älterer, sehr großer Bursche an meiner Seite befand, sagte mir jemand, dass ich vor dem Heinrich keine Angst haben müsse. Er täte keinem etwas zu Leide. Scheinbar schaute ich ziemlich entsetzt in die Runde. Später erfuhr ich, dass dieser Heinrich immer drüber war und der 17-jährige, ein Bauernsohn mit hohem Ansehen in diesem Dorf, eigentlich auf mich gewartet

hatte. Jedenfalls zog die gesamte Jugend durchs Dorf und ein Paar nach dem anderen verschwand. Die Mädchen wurden von ihren Partnern nach Hause gebracht. Auch Heinrich brachte mich nach Hause und es stellte sich heraus, dass er wirklich grundanständig war. Zu Hause angekommen, fragte er mich: „Geben sie mir einen Kuss?“ Ich aber bedankte mich schnell für die Begleitung und ehe er sich versah, war ich im Haus verschwunden.

So bald wollte ich in diesem Ort nicht mehr zum Tanz gehen. Diese fremden Bräuche waren mir auf einmal zu viel. Bisher durfte ich nie von zu Hause weg und nun durfte ich einmal weg, da brachte mich auch gleich ein Mann nach Hause, den ich nicht kannte, der mir überhaupt nicht gefiel und mit dem ich eigentlich gar nicht nach Hause gehen wollte. Und das nur, weil es in diesem Ort so Sitte war. Nein, das war nichts für mich.

Kapitel 9

Meine Mutter machte sich wieder mal ihre Gedanken, wie es mit mir weiter gehen könnte. Jede Woche zum Tanz gehen und Geld ausgeben sollte ich nicht. Ich sollte unbedingt wieder irgendwo eine Anstellung finden und wenigstens etwas Geld selbst verdienen. Auf keinen Fall sollte ich Mutter auf der Tasche liegen.

Während ich mit Luise zum Tanz war, machte sie sich auf den Weg nach Saccasne zu einer alten Bekannten, zu der sie schon oft mit Semmeln unterwegs war. Von deren Beziehungen zu einem Spargelbauern aus der Altmark wusste sie. Und sie wusste auch, dass die Spargelsaison kurz bevorstand. Mutter hatte den richtigen Riecher.

Sechs Tage später, am 17. April 1936, einem Freitag, sollte die Reise in Richtung Altmark losgehen. Das Wetter hatte es in den letzten Tagen richtig gut gemeint. Aber genau am 17. April gab es einen gewaltigen Wetterumschwung. Bei einem völlig unerwartet eintretenden Schneesturm kamen im Schwarzwald sogar fünf britische Schüler ums Leben, die sich mit ihrer Schulklassen auf einer Wanderfahrt befunden hatten. Ich hingegen war mit einer Gruppe von Mädchen in Richtung Altmark unterwegs. Das Angebot war für meine Mutter und vor allem für mich verlockend. Achtzig Mark plus Kost und Logis für acht Wochen. Da konnte man nicht „nein“ sagen. Mama war mich als Esser zu

Hause für acht Wochen los und ich war froh, endlich wieder einmal in der Fremde zu sein.

Jetzt hatte ich die ersehnte Gelegenheit, mich der wendischen Sachen zu entledigen. In den Tagen vor der Abreise hatte ich ja noch Zeit für die Neueinkleidung. Geld stand mir allerdings nicht zur Verfügung. An mein kleines Sparkonto kam ich nicht ran. Stiefvater, der sich wieder mal zu Hause aufhielt, war gutmütig, das wusste ich und so sprach ich zunächst mit ihm. Ich bat ihn, bei Mama ein gutes Wort einzulegen, denn ich bräuchte für die heißen Tage bei der Arbeit ein leichtes Kleid und für die Regentage einen Regenmantel. Wenn er mit Mama das Geld vorstrecken könnte, würde ich es von meinem verdienten Geld später zurückzahlen. Er sprach mit Mutter und sie stimmte dem Kauf der Sachen zu. Sie waren beide davon überzeugt, dass die Sachen gebraucht würden. Solche Kleidungsstücke gab es damals schon sehr billig zu kaufen.

Weil das Wetter gleich am ersten Tag meines Ernteeinsatzes umschlug und es noch einmal kalt wurde, begannen die Erntearbeiten sehr schleppend. Ich fror sogar bei der Arbeit, es war eben nicht viel zu tun. Meinen Regenmantel konnte ich zunächst gut gebrauchen. Das sollte sich aber bald ändern, denn wenige Tage später hatten sich die warmen Tage zurückgemeldet und ich hatte schnell mitbekommen, was Spargelstechen im Akkord bedeutet. Der Boden war mit scharfkantigen kiesigen Steinen versetzt, die meine Fingerspitzen aufplatzen ließen. Handschuhe waren nicht erlaubt. Weil die Finger beim Buddeln schmerzten, legte ich den Spargel nicht so tief mit den Händen frei. Das lange Messer soll-

te es allein richten. Mein gestochener Spargel war nun nicht mehr so lang, wie gefordert.

Spargelbauer Wernicke und sein Sohn kamen jeden Morgen mit aufs Feld und merkten schnell, woher die kurzen Stangen stammten. Ich befürchtete, nach Hause geschickt zu werden.

Auch Anna Netzker aus Burg hatte von dem aggressiven Boden ihre Finger verletzt. Der Bauer war sehr freundlich und sagte:

„Wenn euch die Finger bluten, dann bekommt ihr von der Bäuerin vorübergehend eine andere Arbeit, bis die Finger wieder in Ordnung sind.“ Er war der Meinung, dass wir uns bald an die Arbeit gewöhnen würden. Dann ging er mit uns zurück auf den Hof zur Bäuerin. Sie war gar nicht mal so abgeneigt von dem plötzlichen Arbeitskräfteangebot und fragte gleich:

„Wer von euch Zwei kann Kühe melken?“ Anna hatte sich dazu bereit erklärt. Ich bekam Arbeiten im Haushalt, zunächst sollte ich die Küche aufräumen und abwaschen. Melken wollte ich nicht unbedingt, denn zu Hause hatte ich nicht mal gern die Ziegen gemolken. Da waren mir die Hausarbeiten lieber, darin hatte ich mehr Übung.

Aber bald ging es auch für mich wieder raus auf die großen Spargelfelder, mit Ausmaßen, welche ich von unseren Spreewaldflächen nicht kannte. Das Spargelstechen beherrschte ich bald. Meine Leistungen stimmten und die Finger bluteten auch nicht mehr. Der Spargelbauer Wernicke war nun auch mit mir zufrieden.

Einmal, als ich in meiner Reihe einen kleinen Vorsprung hatte, stand am Ende des Feldes ein Spargel besonders weit aus der Erde. Das kam mir komisch vor, aber ich hatte mir dabei weiter

nichts gedacht. Ich bemühte mich, schnell dort heranzukommen. Wie üblich, nahm ich den Spargel in die linke Hand und war im Begriff mit dem Spargelmesser die Stange abzustechen. Da hatte ich den lang herausstehenden Spargel aber schon locker in der Hand. Der Bauernsohn am Feldende krümmte sich vor Lachen. Ich war in seine Falle hinein getappt und er hatte seine Freude. Ein bisschen Spaß musste bei der stupiden Arbeit ja auch sein. Anna und all die anderen, die schon öfter zum Spargelstechen in der Altmark waren, kannten das Spielchen mit den Neuen. Man wartete darauf und freute sich diebisch. Mir war nun auch klar, warum ich plötzlich die Schnellste der gesamten Erntehelfer war. So hatten alle anderen eine gute Sicht zum Ort des Geschehens.

Die acht Wochen vergingen wie im Fluge. Schöne Erinnerungen blieben mir. Eine nicht so schöne, aber unvergessene war ein schweres Gewitter, das mit starkem Regen auf das Feld nieder ging. Bei einem Blitzschlag nach dem anderen eilte die gesamte Erntekolonne Richtung Bauerngehöft, vorneweg Bauer Wernecke mit seiner vollen Kiepe. Kurz vor dem Garteneingang ging vor mir ein Blitz in die Erde. Ich ließ meinen vollen Spargelkorb fallen und gemeinsam mit Anna fanden wir uns in einer Furche wieder. Völlig verschreckt kroch ich aus der Furche, um schnell den Spargel mit Hilfe der anderen wieder einzulesen.

Das Gewitter verschwand, so schnell es gekommen war und die Abendsonne schien bald auf die große, lange Tafel aus weiß gescheuertem Eichenholz mit Bänken davor. Hier bekamen wir jeden Abend unser Essen und fast täglich gab es „Belldüffell mit Stüpp“, was heißen sollte: „Pellkartoffeln mit Specktunke“. Ein langer handgewebter dicker Leinewandläufer war auf dem Tisch

ausgebreitet. Darauf wurden die Pellkartoffeln geschüttet. Eine große Schüssel mit dicker Specktunke stand daneben. Zu diesem Gericht konnten wir wahlweise Milch oder Buttermilch trinken.

Nach dem Gewitter muss ich noch richtig blass gewesen sein, denn der Schreck steckte noch in meinen Gliedern. Der Bauer machte sich jedenfalls während des Abendbrots über meine Ängstlichkeit lustig und beschrieb übertrieben, wie ich mit meinem Spargelkorb durch die Lüfte geflogen wäre und mich dann in der Furche wiedergefunden hätte. Alle lachten, ich auch, das Gewitter war ja vorüber und es konnte ja nichts mehr passieren.

Außer dem Gewitter blieb mir noch das Bergfest nach der Hälfte der Einsatzzeit in guter Erinnerung. Wernekes waren mit unserer Arbeit sehr zufrieden und spendierten uns aus diesem Anlass einen Tanzabend im Dorf. Zum Tanz bekam ich von Anna ein hübsches Kleid, ein sogenanntes Wanderkleid mit hoch geschlossenem Kragen (Bubikragen). Sie wollte es nicht mehr tragen, weil es ein Muster mit vielen roten Blümchen hatte. Sie war ja schon ein Jahr älter als ich und meinte, dass sie in diesem Kleid wie ein Schulmädchen aussehen würde. Mich hatte das nicht gestört, denn es gefiel mir und der Preis war auch erschwinglich. Später wurde daraus übrigens ein sehr hübsches Dirndlkleid. Das Stubenmädchen meiner späteren Dienststelle, Helene, änderte es. Auf Fotos war es noch öfter zu sehen.

Für mich war dieser Tanzabend in der Fremde eine schöne Begebenheit. Aber nicht nur mir hat dieser Abend sehr gut gefallen, auch Anna. Ich allerdings wollte in den zwei Stunden richtig Tanzen lernen und ich nutzte die Zeit auch ausgiebig dazu. Ich tanzte fast jede Tour. Anna schwebte hingegen anderes vor, denn

sie war gleich zu Tanzbeginn verschwunden. Wir hatten vereinbart, gemeinsam nach Hause zu gehen, deshalb hatte ich nach einer Stunde draußen nach sie Ausschau gehalten. Ich wollte wissen, wo sie blieb, und wusste es auch bald. Eng umschlungen mit einem Soldaten sah ich sie unweit des Gasthauses. Ich ging wieder in den Saal zurück.

Es war Damenwahl. Ich holte mir einen etwas älteren Herrn, auch einen Soldaten, aber einen kleinen Offizier. Er hatte mich vorher nicht zum Tanzen aufgefordert, ich sah ihn auch gar nicht tanzen. Bei meiner Aufforderung zum Tanz lächelte er mir freundlich entgegen und dann tanzten wir. Nach dem Tanz bot er mir einen Platz an seinem Tisch an, man könnte sich noch etwas unterhalten, meinte er. Ich nahm das Angebot gerne an, denn mit Annas Rückkehr war ja sogleich nicht zu rechnen.

Er erschien mir so, wie ein Vater, wie ich mir meinen Vater schon immer wünschte. Er war sehr nett zu mir. Von seiner Frau und den Kindern erzählte er und dass er eine Tochter in meinem Alter hätte. Ich vertraute ihm und erzählte ein wenig von mir und von zu Hause. Ich hatte ihn richtig lieb gewonnen und dachte später noch manchmal an seine klugen Worte, welche ich in dieser Art von meinem Stiefvater nie zu hören bekam. Nach zwei Stunden war auch Anna wieder da. Wie vereinbart, gingen wir nach Hause.

„Na, hast du dir einen Offizier angelacht?“, fragte Anna.

„Ach wo!“, sagte ich, und das Thema war beendet. Ich wollte mir ja keinen Freund anschaffen. Von Männern hatte ich noch die Nase voll.

Kurz vor Ende meiner Arbeitsreise war es Zeit, nach Hause zu schreiben. Meine Mutter sollte ja nicht aus allen Wolken fallen, wenn ich plötzlich keine Tracht mehr tragen würde. Ich wollte sie behutsam darauf vorbereiten und schrieb, dass ich mir ein paar deutsche Sachen gekauft habe und dass sie nicht böse sein sollte. In den deutschen Kleidern könnte ich mich leichter bewegen und die Pflege wäre auch nicht so aufwändig. Dass ich ihr meine vollständige Tracht schenken würde, schrieb ich auch noch. Mama antwortete sofort und schrieb, dass ich keine alten Kleider kaufen solle.

Ich hatte bereits die nötigen Sachen, um komplett deutsch gehen zu können. Als ich dann zu meinem 17. Geburtstag am 28. Juni nach Hause kam, freuten sich alle mit mir über das Wiedersehen. Dass ich nun deutsch angezogen ging störte niemanden. Es war leichter als gedacht, meine wendische Tracht abzulegen. Die schönen gestickten Sachen nahm Mama gern entgegen. Später zu meiner Hochzeit trug sie stolz den einst mir gehörenden Rock.

Zu dieser Zeit bekam die Gegend um den Friedhof herum, wo auch wir wohnten, elektrisches Licht. Aber die Zählertafeln kosteten Geld, das Mama nicht ausreichend hatte. Mit meinem selbst verdienten Geld konnte ich nun helfen. Das machte mich schon ein wenig stolz.

Meine finanzielle Unterstützung sollte aber auch Mama bei einer Entscheidungsfindung beeinflussen. Denn im gleichen Zug bat ich um ihre Zustimmung für eine neue Dienstmädchenstelle in Lübben. Diese Stelle hatte mir ein Mädchen aus Lübben besorgt, die ich in der Altmark kennengelernt hatte. Ein Leben in Lübben,

wo ich mittlerweile auch Freundinnen hatte, konnte ich mir ganz gut vorstellen, aber meine Mama nicht. Sie sagte:

„Nein, nein, meine liebe Minka – zu den Lübbener Jägern hin, daraus wird nichts!“

Tante Luci, die Frau von Onkel Fritz, einem Bruder meines Stiefvaters erzählte uns, dass in Briesen beim Baron von Wackerbarth ein Küchenmädchen gesucht wird.

„Wäre das nichts für dich?“, fragte Mama mich.

„Dort arbeitet auch Onkel Wilhelm als Ackerkutscher.“

Onkel Wilhelm wohnte unweit von uns. Das wär's also, dort sollte ich hin, noch mehr dazu lernen, wie Mama meinte. Recht hatte sie sicher. Ich versprach mir sehr viel von einer Arbeit auf so einem Rittergut, war gleich Feuer und Flamme davon und nahm Mamas Vorschlag gern an. Onkel Wilhelm machte bei der Baroin einen Vorstellungstermin aus. Nun brauchte ich nur noch eine Zusage von dem hohen Haus.



Rittergut Briesen

Kapitel 10



Als ich die Baronin Olga Kalau vom Hofe die große breite Freitreppe, welche mit bunten Teppichen belegt war, herabsteigen sah, kam ich mir ganz klein vor. Ihre erste Frage war:

„Können sie Hühner füttern?“

Über diese Frage war ich dann aber fast entsetzt, denn meine Vorstellungen waren von einer Anstellung in einem solchen Schloss doch ganz andere. Erinnerungen an die Cottbuser

Dienstmädchenzeit kamen in mir hoch. Meine Mutter übernahm für mich die Antwort und fragte zurück:

„Sucht Frau Baronin denn nicht ein Küchenmädchen?“

„Natürlich, natürlich“, antwortete die Adelsfrau, „aber die Hühner gehören auch dazu.“ Das hörte sich schon besser an. Dann antwortete ich zur Zufriedenheit der Frau Baronin:

„Selbstverständlich kann ich auch Hühner füttern, das mache ich zu Hause jeden Tag.“

Das kurze Gespräch war damit fast beendet. Zu meiner zukünftigen Tätigkeit erfuhr ich nur noch, dass ich am ersten August die Stelle antreten könnte und fünfzehn Mark monatlich erhalten würde. Ich nahm das Angebot an.



Am ersten August 1936, morgens um halb acht, erhab ich mich von der Holzbank im Waggon der Spreewaldbahn. Pfeifend fuhr der Zug im Bahnhof ein. „Briesen, Spreewald!“, hörte ich den Schaffner mit seiner roten Mütze nach einem Pfiff auf seiner Trillerpfeife rufen. Ich nahm meinen Koffer, hangelte mich durch den ruckenden Waggon und ging eilig die Tritte runter zum Bahnsteig. Jetzt war Eile geboten, denn um acht Uhr sollte ich mich zum Dienstantritt vor dem Schloss des Rittergutes einfinden, und das lag am anderen Ende des Ortes.

Ich eilte die Dorfstraße entlang und hatte es genau geschafft. Pünktlich wie vereinbart stand ich nun erwartungsvoll vor diesem erhabenen Gebäude, den Blick in eine gepflegte Schlossparkanlage gerichtet. Die Sträucher, Bäume, Wege und der adrette Rasen stellten sich mir als gelungenes Ensemble der Gartenkunst dar. An diesem sonnigen Samstagmorgen war ich eigentlich nicht zum Bewundern dieser schönen Architektur hier, auch wenn sie mir gefallen hatte. Aber ich stand wie bestellt und nicht abgeholt vor diesem Schloss. Dann näherte sich ein Kutscher. Vier weiße Pferde zogen seine noble Karosse die dann genau vor mir stoppte.

„Bist du das neue Küchenmädchen?“, fragte er.

„Ja“, sagte ich, „ich warte hier schon eine viertel Stunde und keiner kommt!“

„Gehe mal in die Leutestube“, sagte er dann und wies dabei auf eine Tür.

Als ich die Tür öffnete, fühlte ich mich sofort an Richters in der Cottbuser Wernerstraße erinnert: die morsche Treppe und die un-

würdige Kammer. Die Einrichtung hier bestand aus einem dunkel gebeizten Tisch aus Kiefernholz, dessen Wurmlöcher drohend den Zerfall ankündigten, aus einem ebenso alten Schrank, der mit leeren Einmachgläsern vollgestopft war, und aus vier Stühlen von gleicher Beschaffenheit. Es sah aus, wie in der Stube armer Leute. Ich betrat diese sogenannte Leutestube, prüfte einen Stuhl auf seine Stabilität und setzte mich, als ich ihn für stabil genug hielt. Fast bereute ich es, diese Stelle angenommen zu haben.

Die gesamte Schulzeit hindurch träumte ich von einem einzigen Beruf, und der war Schneiderin. Für Kinder aus ärmeren Familien blieb so eine Lehre aber meist Illusion, denn es gab keinen Lehrlingslohn. Im Gegenteil, die Eltern mussten noch dazu zahlen. Für Mädchen gab es sonst kaum Ausbildungsmöglichkeiten. Die meisten wurden daher eben Dienstmädchen. In Fabriken, vor allem in der Rüstungsindustrie konnte man auch als Mädchen eine Anstellung finden und sogar viel Geld verdienen. Dann gab es noch den Arbeitsdienst. Arbeitslose sollten sich freiwillig in einem Arbeitslager zusammenfinden, um von hier aus für eine befristete Zeit einer gemeinnützigen Tätigkeit nachzugehen.

*

Ich saß also in diesem grauen Raum, an deren Wänden stellenweise der Putz abgeplatzt war. Langsam kamen bei mir Zweifel auf. Hatte der Kutscher mir den richtigen Raum zugewiesen?

Zu weiteren Überlegungen kam ich aber nicht mehr, denn plötzlich ging die Tür auf und ein flottes Mädchen kam herein, das nicht wenig staunte, mich hier anzutreffen. Das Mädchen hieß

Helene und bediente einst in „Dabow's Conditorei und Café“ in Burg. Sie war eine Verwandte der Bäckerfamilie, für die meine Mutter Backwaren ausfuhr und bei denen ich mich als Schulkind oft aufhielt. Inzwischen war sie vierundzwanzig Jahre alt und ich siebzehn.

„Minna!“, rief sie erfreut. „Was machst du denn hier?“, und dann begrüßten wir uns. Helene erzählte, dass sie die letzten vier Jahre im Lokal ihres Onkels in Köln Berufserfahrungen gesammelt hat und jetzt hier im Schloss als Zimmermädchen arbeiten möchte.

Ich merkte an ihrem Auftreten, dass sie in ihrem bisherigen Arbeitsleben eine große Portion Selbstsicherheit dazu gewonnen hatte. Das bestätigte sie dann auch, als ich ihr von meiner Wartezeit erzählte mit den Worten:



Helene beim Bedienen in „Dabow's Conditorei und Café“, Mitte: Luise

„In diesen Zeiten muss man sich durchsetzen. Wenn keiner kommt, dann muss man halt wieder gehen.“

Jedenfalls freuten wir uns beide über unser Wiedersehen und vor allem, dass wir nun eine gemeinsame Arbeitsstelle gefunden hatten. Wir unterhielten uns über alte Zeiten, aber langsam hatten wir das Warten in diesem tristen grauen Raum satt.

Als Helene gerade fragte:

„Wie lange sollen wir noch in dieser Bude warten?“, ging die Tür auf und eine etwa vierzigjährige Frau trat ein und stellte sich uns vor:

„Scholz heiße ich, Käthe Scholz, und bin hier im Schloss die Mamsell.“ Sie setzte sich auf einen freien Stuhl. „Ich habe von der Frau Baronin die volle Verantwortung für Haus und Küche übertragen bekommen. In jeder Lage haben sie sich nur an mich zu wenden.“

Nachdem wir zwei uns dann auch vorgestellt hatten, ging es eine Tür weiter in die schöne große Schlossküche mit weiß gescheuerten Möbeln und schwarz-weißen Fliesen an der Wand. Vor einem fast drei Meter langen Küchenherd blieb sie mit uns stehen.

„Fräulein Minna“ sagte sie, „dieser Herd ist ihr Arbeitsplatz. Er ist mit Holz und Kohlen zu befeuern. Für die Beschaffung des Brennmaterials sind sie verantwortlich. Mein Arbeitsplatz ist der Anrichtetisch neben dem Herd. Der ist auch gleichzeitig mein Esstisch.“ Auf diesen Anspruch schien die Mamsell Wert zu legen, denn sie fuhr fort:

„Alles übrige Personal isst in der Leutestube.“

Das war mit Helene nicht zu machen. Sie sorgte gleich für klare Verhältnisse.

„Fräulein Scholz“, sagte sie, „das geht so nicht. Ich habe mich immerhin als perfektes Stubenmädchen mit vielfältigen Kenntnissen beworben und wurde als solches eingestellt und Minna hat auf ihrem Gebiet auch bereits Erfahrungen gesammelt. Diese Herabwürdigung lassen wir uns nicht gefallen. Wir essen genau wie sie in der Küche und nicht in der Leutestube, basta.“

Die Mamsell schnappte nach Luft und fand zunächst keine Worte. Schließlich willigte sie mit einer Einschränkung ein.

„Auf keinen Fall essen wir an einem Tisch. Sie können meinetwegen am Topfschrank essen.“

Damit erklärte sich Helene dann einverstanden. Der Topfschrank bestand aus glatt gehobelten Brettern mit einer größeren Holzplatte obendrauf. Er stand direkt neben dem Anrichtetisch der Mamsell. Dort durfte er dann aber auch nicht stehen bleiben. Seinen neuen Platz bekam er in der äußersten Ecke der Küche. Die Gepflogenheiten waren also zur Zufriedenheit aller geklärt.

Wie wir bald feststellten, hatte dieses Möbelrücken auch seinen guten Grund und war wohlüberlegt von der Mamsell. Ihr stand in der Reihenfolge der erste Tisch zu. Das war ein bedeutendes Privileg, denn am ersten Tisch war sie berechtigt, das Essen der Herrschaften für sich zu beanspruchen. So, wie die Speisen ins Esszimmer der Herrschaften getragen wurden, bekam es also auch die Mamsell an ihrem ersten Tisch gereicht. Das musste die Baronin der Mamsell zugestehen, denn sie war diejenige, welche

die ganze Hauswirtschaft im Rittergut schmiss. Mit ihr wollte es sich die Baronin nicht verscherzen.

Bei drei Portionen am ersten Tisch stünde das erste Essen sicher auch für die Mamsell in Frage. Der zweite Tisch, also der Topschrank, wurde nun neu eingeführt. Helene und ich bekamen nicht das Essen der Herrschaften, aber schlecht war es natürlich auch nicht. Wie uns die Mamsell erklärte, bekamen die ledigen Ackerkutscher den dritten Tisch draußen in der Kammer, durch welche man zur Waschküche hindurchging.

Oft wurden drei verschiedene Essen zubereitet. Manchmal brachte die Baronin es fertig und reichte der Lene, wie alle Helene nannten, einen benutzten Teller mit etwas „Feinem“ darauf. Dieses „Feine“ war dann offensichtlich ein Rest, den der Herr Baron oder die Frau Baronin nicht mehr schafften, weil sie satt waren. Das sollte eigentlich eine bevorzugte Behandlung des Stubenmädchen Lene bedeuten. Aber diese beabsichtigte Bevorzugung kam nicht so gut an, und die „feinen Sachen“ landeten im Abfall-eimer.

Ich hatte meinen ersten freien Tag und fuhr nach Hause. Meine Mutter beehrte mich wieder mal, immer gehorsam zu sein, wenn es auch schwerfallen sollte. Sie meinte, dass ich so am meisten lernen würde. Wenn meine Vorgesetzten mit mir zufrieden sein würden, werde sich das doppelt auszahlen. Sie hatte sicher Recht und ich befolgte ihren Rat auch.

Die Mamsell zog mich bald ins Vertrauen. So erzählte sie mir aus ihrem Privatleben, das nicht leicht für sie war, wie sie sagte. Dass ich in der Fleischerei Graz schon einige Kochkenntnisse erlangt hatte, freute sie. Bald machte sie mich für einige Gerichte verant-

wortlich. Arbeiten musste ich tüchtig. Neben meiner eigentlichen Aufgabe am Herd hatte ich noch die Hühner und Puten zu füttern und die Ställe sauber zu halten. Stunden durfte ich nicht zählen, dafür hatte ich es aber bei der Mamsell gut. Ihre schrullige altmodische Art störte mich nicht. Ich nahm sie so, wie sie war. Von so manchem Leckeren aus den Töpfen und Schüsseln des ersten Tisches durfte ich öfter mal kosten. Sie sagte zu mir manchmal: „Minnachen, das was sie aus dem Topf heraus essen, ist appetitlicher als das vom Teller der Baronin.“ Und im Topf blieb meist etwas Gutes für mich drüber.

Auch mit Lene verstand ich mich ganz prima. Einmal erzählte sie mir, wie man eine „Frau von Welt“ wird. So sehr sie sich mit ihren Ratschlägen auch bemühte, ich wollte lieber so bleiben, wie ich war. Eine „Frau von Welt“ in ihrem Sinne wollte ich lieber nicht sein, denn dazu eignete ich mich überhaupt nicht. Ich würde die Männer einmal nie so oft wechseln wollen, wie sie es tat. Ein Verehrer, der es ehrlich mit mir meinen würde, hätte mir gereicht.

Lene versuchte, die Mamsell, die sie als komische alte Jungfer betitelte, hin und wieder auf den Arm zu nehmen. So brachte sie nach Feierabend mal einen Freund, der auch nicht mehr der Jüngste war, mit in die Küche. Mit ihm testete sie, wie sich die Mamsell in Männernähe benimmt. Natürlich benahm sich die Mamsell etwas schrullig und komisch, als Lenes Freund die Mamsell ein wenig am Arm streichelte. Ich war der Meinung, dass dieses Verhalten gegenüber der Mamsell unanständig war. Sie warf dann mit ernstem Ton und zu Recht, wie ich meinte, den Mann aus der Küche. Wenn er nicht sofort ginge, wollte sie die

Herrschaft in Kenntnis setzen. Das zeigte Wirkung, denn Lene verließ mit ihrem Geliebten die Küche. Anscheinend wollte sie ihre Arbeitsstelle nicht aufs Spiel setzen.

Mal wurde ich in einer hellen Mondnacht von einem Klappern geweckt. An Schlossgespenster glaubte ich nicht, also konnte es nur etwas Irdisches sein. Holzwürmer, wie bei den Richters in Cottbus waren es nicht. Das hörte ich sofort heraus. Als sich das Klappern verstärkte, verließ ich schnell meine waagerechte Schlafhaltung und saß in meinem Bett. In die Nacht hinein lauschend, wollte ich ergründen, was der Auslöser dieses Klapperns sein könnte. Ich stellte fest, dass die Geräusche in meinem Zimmer stattfanden. Mein Fenster stand in dieser warmen Augustnacht weit offen. Sofort war mir die Ursache der Geräusche klar. Es waren kleine Steinchen, die sich durch das geöffnete Fenster bewegten. Beim Aufprall auf dem Fußboden verursachten sie diese nächtliche Störung.

Im Schutz meines Kissens ging ich zum Fenster. Unten im Hof sah ich keine Menschenseele, aber ein leises Kichern und Lachen war zu vernehmen. Ich regte mich über den Spaß nicht auf, denn es konnte ja nichts passieren. Mein Zimmer befand sich immerhin oben in der ersten Etage. Also legte ich mich wieder hin, in dem Glauben, dass es den Spaßvögeln mit der Zeit langweilig werden würde.

Plötzlich war ich hellwach. Jetzt waren es Kratzgeräusche, die mich weckten. Das klang so, als tastete sich jemand an meiner Zimmerwand entlang. Vor Schreck stand ich nun in meinem Bett, aber ich sah niemanden. Das helle Mondlicht leuchtete mein Zimmer komplett aus. Ich erhob mich aus dem Bett und manö-

vrierte mich vorsichtig zum Fenster, immer dicht an die Wand geschmiegt. Dann bewegte ich vorsichtig meinen Kopf vor die Fensteröffnung. Im gleichen Moment tat das auch jemand von außen. Wir sahen uns in die Augen. Vor Schreck schrie ich laut auf. Auch der Bursche, der auf dem Eisengitter des eine Etage tiefer gelegenen Waschküchenfensters stand, muss einen Schreck bekommen haben.

„Na warte!“, dachte ich. Und ehe er durch mein Fenster oder wieder zurück auf das Fensterbrett des Waschküchenfensters gelangen konnte, hatte ich meine Wasserkanne vom Waschtisch genommen und goss sie ihm über den Kopf. Dann schloss ich schnell das Fenster. Von unten im Hof hörte ich hallendes Gelächter. Ein paar Steinchen landeten noch an der Fensterscheibe, dann kehrte Ruhe ein. Damit, so dachte ich, hat sich diese Neckerei erledigt und ich schlief ein.

Am nächsten Morgen kam Lene zu mir mit der Nachricht, dass ich mich sofort bei der Frau Baronin zu melden hätte. „Oje“, dachte ich, „was will die denn von mir?“ Wichtig war nun für mich, das geforderte Prozedere einzuhalten. Ich begab mich schnell in Richtung der Gemächer von Frau Baronin. Beim Eintreten fragte ich:

„Frau Baronin wünschen?“

Olga Kalau vom Hofe war sehr ungehalten. Ich bekam eine Standpauke von ihr zu hören, die sich gewaschen hatte. Sehr entrüstet sagte sie zum Schluss:

„Einer der Kerle rief: ‚Olga, ich küss dir die Hand!‘. Ich verbitte mir, solche Dinge in Zukunft aufkommen zu lassen. Minnachen,

ich habe beobachtet, dass dieser Krach an ihrem Fenster anfing.
Ich werde alles der Polizei übergeben.“

„Jawohl, Frau Baronin!“, sagte ich, wie es sich für mich gehörte und verließ ihren Salon. Da hatte ich mein Fett weg und konnte wieder mal überhaupt nichts dafür.

Die ganze Sache verlief aber zu meinem Glück im Sande. Die Polizei hatte nämlich zu dieser Zeit mit dem Adel nichts mehr am Hut und so brauchte ich nicht mal als Zeugin erscheinen. Den Burschen, bekam ich mit, ist dann auch nichts passiert. Im Gegenteil, sie teilten gemeinsam mit den Polizisten ihren Spaß. Die Baronin hatte sich bald beruhigt und auch ich hatte wieder meine Ruhe. Mit Burschen wollte ich sowieso keinen Kontakt aufnehmen. Ausgang hatte ich eh nicht bei den Herrschaften, weil ich noch nicht achtzehn Jahre alt war. Die Arbeitsstelle gefiel mir trotzdem gut und so fügte ich mich halt.

Einmal hatte auch ich die Möglichkeit, die Frau Baronin in ihrem Schlafgemach zu sehen. Lene hatte frei und ich sollte der alten Dame frisches Wasser bringen. Ich trat mit dem gewohnten Prozedere ein und war sehr erschrocken über ihren Anblick. Ich stellte fest, dass die Baronin eine ganz andere war, als wir sie tagsüber mit dem Baron und Pümpernelle, dem kleinen Hund, der so etwas Ähnliches, wie ein Dackel war, im Park oder Schloss begegnet waren. Sie hatte im Bett völlig zerzaustes, graues und sehr dünnes Haar, sodass ich sie kaum erkannte. Am Tage trug sie eine schöne braune Perücke, mit der sie viel jünger erschien.

Olga Kalau vom Hofe war zwar eine Frau von Adel, aber dennoch eine Frau mit Vorzügen und Nachteilen, wie jede andere

Frau sie auch hatte. So rutschten ihr beim Laufen immer die Strümpfe etwas herunter. Lene erinnerte sie dann vorsichtig, so dass es niemand mithören sollte:

„Frau Baronin rutschen die Strümpfe herunter.“ Die Baronin zupfte ein wenig an den Beinkleidern und ging weiter, meist ihren kleinen Hund an der Seite.

Wenn ihr der Kleine mal weglief, dann rief sie mit ihrer eigenwilligen schrillen Stimme laut durch den Park: „Pümpernellchen, Pümpernellchen!“, so dass es auch der letzte Schlossangestellte amüsiert vernehmen konnte. Pümpernelle hatte es aber gut bei den Herrschaften, nicht so die Kutscher und anderes Gesinde. Nachts hatte Pümpernelle seinen Platz am Fußende des Bettes der Baronin auf einem zusätzlichen kleinen, bunten Daunenbett. Es war immer etwas schmuddelig.

Der Baron war ein alter, sehr ruhiger Mann. Er bekam alles, was er aß, mit der Briefwaage abgewogen, weil er zuckerkrank war. Von der Mamsell erfuhr ich vieles von ihm: Dass er Oskar Freiherr von Wackerbarth heiße und auch von Bomsdorf genannt würde, dass er am 13. November vierundsiebzig Jahre alt werden würde und sogar Assessor juris sei. Als Landrat des Landkreises Cottbus hätte er sich sogar für die Errichtung der Spreewaldbahn und den Bau des Bismarkturmes in Burg engagiert.

*

Ende August feierte das Gut sein alljährliches großes Erntefest zu welchem uns der Melkermeister, der damals Schweizer genannt wurde, einlud. Er sagte, dass nach altem Brauch die Herrschaft mit dem gesamten Schlosspersonal daran teilnehmen wür-

de. Lene sagte zu, sie hatte einen Freund aus dem Dorf, den sie mitnehmen wollte. Die Mamsell hingegen wollte sich das noch überlegen. Sie hatte keine richtige Lust, dort hinzugehen. Ich war geteilter Meinung, weil ich mich fragte: „Wer weiß, mit welchen Sitten so etwas verbunden ist“, und erzählte der Mamsell von meinem ersten Jugendtanzabend. Sie fand, für mich überraschenderweise, diese Sitten nicht ungewöhnlich. Sie kannte das. „Hier in Briesen wird beim Erntefest abends nur getanzt und es gibt ein Essen“, sagte sie. „Minna, wenn du mir versprichst, mit mir gemeinsam nach Hause zu gehen, würde ich gern mitkommen.“ Ich war dann auch einverstanden und wir sagten beide zu.

Ich zog mein neues Kleid aus einem aufgetrennten Rock der Tracht an. Es stand mir richtig gut und ich merkte auch beim Betreten des Saales, dass die Männer, die an der Theke standen, ihre Blicke in meine Richtung warfen. Ob diese mir oder der neben mir gehenden Mamsell galten, wusste ich nicht so genau. Aber die Mamsell mit ihrem zugeknöpften altmodischen Kleid war für die Briesener jungen Männer sicher nicht so interessant. Mich kannte hier noch niemand, denn erstens war ich noch nicht all zu lange im Schloss tätig und zweitens hatte ich sonst ja noch keinen Ausgang. Lene stand mit ihrem Freund bei unserem Eintreffen mit einem Weinglas in der Hand bereits an der Theke und winkte uns zu. Sie hatte schon einen Tisch reserviert, an dem auch Platz für uns zwei vorgesehen war.

Der Tanz begann und die Männer, die solange an der Theke standen, rannten zu den Tischen, um eine der Frauen oder Mädchen zum Tanz aufzufordern. Auch ich verpasste zum Leidwesen der Mamsell kaum eine Tour. Was mir besonders gut gefiel, waren

die kurzen Auftritte der Briesener Mädchen in den Tanzpausen. Sie stellten sich im kleinen Kreis auf und sangen Volkslieder. Da hörte ich das Lied „Am Holderstrauch“ zum ersten Mal.

Von Musik und Gesang war ich von je her immer begeistert. Ich erinnerte mich beim Gesang der Mädchen an eine Trachtengruppe aus Süddeutschland, die einmal nach Burg kam und dort in einer Gaststätte bei offener Saaltür tanzte und sang. Es war 1933 nach meiner Schulentlassung. Als ich die Musik hörte, lief ich schnell dort hin und stellte mich in meiner Spreewaldtracht zu den anderen Zuschauern. Der Volkstanz war zu Ende und die Kapelle spielte einen Walzer. Einer aus dieser fremden Tanzgruppe forderte mich zum Tanz auf. Ich rannte weg und versteckte mich sofort hinter den Zuschauern. Alle lachten und neben mir fragte ein älteres Mädchen:

„Warum bist du denn so schnell fortgelaufen?“

Ich sagte zu ihr:

„Ich kann überhaupt nicht tanzen, da hätte ich mich schön blamiert.“

Sie klärte mich auf, wie ich mich zu verhalten hätte und dass es unhöflich wäre, dem Jungen den Tanz abzuschlagen.

Inzwischen waren drei Jahre vergangen und mit dem Tanzen kam ich schon ganz gut klar. Der Erntetanz war in vollem Gange.

In einer Tanzpause stand plötzlich der Schweizer, den hier alle Franz nannten, mit einem kleinen blonden Burschen mitten auf der Tanzfläche. Sie unterhielten sich und schauten immer wieder mal zu unserem Tisch herüber.

„Der sieht ja wie der Schweizer aus“, hörte ich vom Nebentisch.
„Die beiden sind sich ja auffallend ähnlich, nur dass der Fremde viel kleiner ist.“ Auch die anderen Mädchen tuschelten miteinander. Scheinbar zeigten sie Interesse an diesem jungen Mann. Eine sagte:

„Ich schätze ihn zwanzig Jahre.“

Als die Musik wieder einsetzte, kam doch der Fremde mit flottem Schritt geradezu in Richtung Mamselltisch, an dem ich natürlich auch saß. Die Mamsell flüsterte erschrocken:

„Minnachen, der kommt ja zu ihnen!“ Ich wollte es nicht glauben, aber dieser blonde junge Mann, der wirklich genauso aussah, wie der Schweizer, stand vor meinem Platz, verbeugte sich und forderte mich zum Tanz auf. Irgendwie freute ich mich über diese Tanzaufforderung, dass er gerade mich als seine erste Tänzerin auserwählt hatte. Ich verspürte, dass die anderen Mädchen rundherum auch von ihm sehr angetan zu sein schienen. Aber nun tanzten wir zwei, und das eigentlich gleich ziemlich flüssig. Um während der ersten Schritte mit ihm ins Gespräch zu kommen, entschuldigte ich mich dann trotzdem für meine mangelnden Tanzfähigkeiten:

„Ich war noch nicht viel zum Tanz, aber ich möchte es richtig lernen“, sagte ich.

„Ach, das geht doch ganz gut“, antwortete er. „Hier wird doch sowieso fast nur Walzer und Rheinländer getanzt.“

Er kam mich dann öfter holen und meine Mamsell berührte mich aufgereggt am Ärmel und fragte:

„Minnachen, hältst du dein Versprechen auch ein?“

„Selbstverständlich“, sagte ich und hielt am Ende dann auch Wort.

Der fleißige Tänzer erzählte mir, dass er hier in Briesen für seinen Bruder die Vertretung im Stall übernahm, da der Bruder das gesamte Erntefest zu leiten hatte, und dass er öfter in Vertretung hier arbeiten würde. Er stellte sich als Paul vor und bot mir auch gleich das „Du“ an. Als er mir dann auch noch erzählte, dass er fast dreißig Kilometer mit dem Motorrad bis Briesen zu fahren hätte, dachte ich bei mir, dass ich vielleicht eine von vielen Mädchen war, die er zu umgarnen versuchte. Vielleicht war er so ein „leichtes Bürschchen“, vor dem man sich in Acht nehmen sollte.

Nun kam es zu dem großen Essen, von dem die Mamsell erzählt hatte. Eine lange Tafel dicht vor der Bühne war für alle vom Schloss, einschließlich Herrschaft vorgesehen. Franz, der Schweizer, hatte alles bestens organisiert. Die Herrschaft und die Schlossangestellten nahmen auf der Bühnenseite der Tafel Platz. Auf der gegenüberliegenden Seite der Tafel saßen die Kutscher, Schweizer und wer sonst noch auf dem Rittergut arbeitete. Und welch ein Zufall? Genau mir gegenüber saß der kleine Blonde mit den etwas welligen Haaren. Irgendwie kam mir das alles etwas sonderbar vor. Das konnte doch kein Zufall sein. Es fiel mir schwer, geradeaus zu sehen.

Nach dem Essen rief die Kapelle eine Damenwahl aus. Ich überlegte, denn zwei Tänzer waren es, die besonders oft mich zum Tanz aufforderten. Neben dem blonden kleinen Schweizer war es noch ein achtzehnjähriger Bäckergeselle aus Briesen. Den anderen schätzte ich ja zwanzig Jahre. Ich entschied mich für den Älteren, denn der, so dachte ich, ist ja bald wieder fort. Der Brie-

sener würde vielleicht bei Gelegenheit im Schlosshof auftauchen und ich bekäme womöglich wieder Ärger.

Der Erntetanz neigte sich dem Ende zu. Gemeinsam mit der Mamsell ging ich in Richtung Saaltür. Dort saß Onkel Kito (Christian), der Bruder meines Stiefvaters mit seiner fünfzehnjährigen Tochter noch an einem Tisch. Bei denen verabschiedete ich mich. Der kleine Schweizer saß zufällig daneben und fragte:

„Minna, darf ich dich nach Hause bringen?“

„Nein, danke, ich gehe gemeinsam mit der Mamsell nach Hause, ihr habe ich es versprochen!“, antwortete ich schnell und direkt.

Das hätte ich also geklärt, dachte ich. Die Mamsell freute sich, dass ich Wort gehalten hatte. Als wir in der Nähe des Schlosses waren, traute ich meinen Augen nicht, denn der kleine Schweizer stand schon wieder da. Über einen Umweg machten wir uns schnell davon. Ich wollte auf keinen Fall leichtsinnige Sachen anfangen.

Am nächsten Morgen hatte ich, wie sonst auch immer, vor dem Kuhstall für die Schlossküche die Milch beim Schweizer Franz abzuholen. Da sprach er mich an und sagte:

„Paul hat geschrieben. Er würde dich sehr gern treffen. Lässt sich das nicht einrichten?“

„Er kann ja gar nicht so schnell geschrieben haben!“, sagte ich.

„Nein, aber treffen möchte er dich wirklich gern.“

„Nein, das geht nicht.“, sagte ich. „Ich habe noch keinen Haus-schlüssel, weil ich noch nicht achtzehn bin.“

Der Schweizer ließ sich nicht so schnell abwimmeln und antwortete, dass sein Bruder ein anständiger Kerl und fünfundzwanzig Jahre alt sei. Mit der Mamsell wollte er mal sprechen. Ich versuchte ihm das auszureden, und sagte:

„Das hat sowieso keinen Zweck, sie könnte da auch nichts ändern.“

Der Schweizer ging wieder und ehe er mit der Mamsell wirklich sprechen konnte, informierte ich sie zuvor selbst. Zu ihr hatte ich großes Vertrauen. Sie hörte mich gern an, denn sie hatte scheinbar sowieso das Bedürfnis, mir ihre Meinung zu meiner kleinen Bekanntschaft mitzuteilen. Ihre Stimme klang dann auch sehr vertrauensvoll.

„Ich wundere mich überhaupt nicht darüber“, sagte sie. „Übrigens macht der junge Mann, sie wissen, dieser Bruder von dem Schweizer, einen anständigen Eindruck. Das kann ich durchaus gut beurteilen, denn ich habe bei einigen Herrschaften lernen müssen, wie man den menschlichen Charakter aus dem Gesicht ablesen kann. Das verstehet ich auch sehr gut. Deshalb bin ich davon überzeugt, dass er ein guter ehrlicher Mensch ist. Für seine fünfundzwanzig Jahre sieht er sehr jung aus. Minnachen ich glaube, er hat sich in sie verliebt. Nur einen Hausschlüssel darf ich ihnen trotzdem nicht geben, dann bekäme ich Ärger mit der Frau Baronin.“

„Das ist nicht so schlimm“, sagte ich, „ich kann sie ja auch verstehen.“

Die Mamsell erzählte, dass sie in ihrem Leben früher in Schlesien, wo sie herstammte, Pech hatte. Einem Mann dieser Art, sagte

sie, sei sie in jungen Jahren leider nicht begegnet. Einmal wäre es vielleicht ein Briefträger aus dem Nachbarort geworden. Er war aber Pole und der Erste Weltkrieg war noch im Gange. Ein Zusammenbleiben war nicht möglich.

„Damit zerschlug sich mein schönstes Verhältnis zu einem Mann“, sagte sie. „Danach hatte ich mit Männern nur schlechte Erfahrungen gemacht und fürchte mich manchmal sogar vor ihnen. Ihnen, Minnachen, wünsche ich mal viel Glück, denn sie sind ‚a gutter Kerl‘“, sagte sie in ihrem schlesischen Dialekt. Dann erzählte sie mir, dass sie mal bei den Herrschaften im kleinen Kreis mit eingeladen war, wo es eine Tischzeitung gab. Über sie wurde vorgelesen: „*Fräulein Käthe Scholz ist aus ganz anderem Holz, sie kann nicht leiden die Männer und bleibt a Einspänner.*“ Ich dagegen, meinte sie, sei ja noch so jung und werde sicher mehr Glück haben. Öfter erzählte sie mir, wie man sich in unterschiedlichen Situationen zu verhalten hat. Über Verhaltensregeln lernte ich von ihr sehr viel.

Es verging nur eine kurze Zeit, da erzählte sie mir:

„Der Schweizer hat mich übrigens angesprochen und hat mir viel Gutes von seinem so ehrlichen Bruder Paul erzählt. Der Paul möchte sie gern treffen.“

Ich hörte von diesem Paul nur Gutes, selbst von der Mamsell, deshalb wurde er mir auch immer sympathischer. Etwas neugierig war ich schon und mir gefiel ja auch, wie er so beim Erntefest auftrat. Ich sagte der Mamsell:

„Ich würde Paul gern mal wieder sehen, um ihn ein wenig besser kennen zu lernen, aber das geht ja nicht; oder doch?“

„Minnachen“, antwortete sie darauf, „ich habe mich entschlossen, wenn sie es wollen, für sie auf eigene Verantwortung eine Ausnahme zu machen.“

„Ja, wirklich?“

„Ich würde ihnen meinen Hausschlüssel borgen.“

„Danke, Frau Scholz“, sagte ich überglücklich. „Einen treuen Freund hätte ich schon gern und jetzt glaube ich auch, dass Paul wirklich ein anständiger Kerl und der richtige für mich ist.“

Mir schien, als wäre die Mamsell mindestens genau so glücklich, wie ich es war.

Paul ließ auch nicht lange auf sich warten. Von Franz wurde er bei der Mamsell angekündigt, die es gar nicht erwarten konnte, mir ihren Hausschlüssel auszuleihen. Sie hatte in Paul einen richtigen Narren gefressen. Aber auch ich war aufgeregt, als unser erster Treff stattfand. Es war ja meine erste richtige Verabredung mit einem Mann.

Als wir uns im dunklen Schlosspark unter einem Baum begrüßten, fiel aus der Baumkrone plötzlich ein junger Mann herunter. Es war Pauls jüngerer Bruder Emil, der auf diese Weise seines Bruders neue Freundin kennenlernen wollte. Paul stellte ihn mir vor. Emil verabschiedete sich gleich nach diesem spaßigen Auftritt, um seinem Bruder Franz einen Besuch abzustatten. Vielleicht wollte er uns auch allein lassen. Dass Emil der Witzbold der Familie sei, brauchte mir nicht mehr erklärt zu werden, das hatte ich gleich mitbekommen.

Als mich Paul das nächste Mal besuchen kam, hatte ich noch in der Küche zu tun. Durchs offene Küchenfenster unterhielt er sich

lebhaft mit der Mamsell. Als sie erfuhr, dass auch Paul aus Schlesien stammte, wie sie, hatte er bei ihr erst recht einen „Stein im Brett“.

Am nächsten Tag bekam sich die Mamsell in der Schlossküche fast nicht mehr ein vor Begeisterung von meinem kleinen Freund. Immer wieder sagte sie: „Das is a gutter Kerl.“ Mit dem Hausschlüssel gab es keine Probleme mehr. Die Mamsell und Lene verrieten der Baronin nichts von meinem Verhältnis mit Paul und so erfuhr sie erst sehr spät davon.

Aus irgend einem mir nicht bekannten Grund ging Fräulein Scholz aus Briesen fort und es kam als neue Mamsell Fräulein Prasse. Auch mit ihr kam ich ganz gut klar. Fräulein Prasse war bereits Anfang Fünfzig. Sie hatte nicht dieses dominante Auftreten, wie es Fräulein Scholz hatte. Wenn bei ihr mal etwas schief lief, dann geriet sie völlig aus der Fassung. Zum Glück war ich schon ganz gut in der Herrschaftsküche eingearbeitet, so dass wir trotzdem immer alles im Griff hatten. Wenn es Probleme gab, konnte ich ihr immer gut zur Hand gehen.

So auch, als wir ein Gebäck für den Kaffeetisch am Nachmittag herstellen wollten. Es nannte sich „Mallerkoff“. Dieses Gebäck wurde in einer Blechdose mit Klappdeckel, in dem sich ein kleines Loch befand, zubereitet. Der Mallerkoff war für den Herrn Baron gedacht, da er ohne Zucker, mit Kümmel, Salz und anderen Gewürzen hergestellt wurde. Beim Gehen des Teiges entstand in der Blechdose ein Druck. Vor dem Backen durfte die Dose nicht geöffnet werden, aber gerade dies hatte das Fräulein Prasse versehentlich getan. Nach dem Knall hatten wir beide den Teig von Wänden, Decke und Fußboden entfernt. Am Ende war

das gute Fräulein glücklich und drückte mich, denn ich hatte bereits nebenbei eine neue Dose vorbereitet. Auch der Herr Baron lobte den Mallerkoff ausdrücklich, da er diesmal ofenfrisch war.

Jeden zweiten Sonntag hatte ich am Nachmittag frei, wie zuvor auch bei Grazens und ich durfte nach Burg fahren. Die Küche und den Hühnerstall musste ich auch am Sonntag in Ordnung halten. Dafür gab es keine Vertretung. Da musste ich mich beeilen, um pünktlich fertig zu werden. Ich hätte mit der Spreewaldbahn nach Burg fahren können, aber die Fahrkarten kosteten hin und zurück achtzig Pfennige. Jeden Pfennig musste ich sparen, da nahm ich lieber das Angebot von Fräulein Prasse an und leih mir ihr Fahrrad. Das hatte auch den Vorteil, dass ich zeitunabhängig war. Ein eigenes Fahrrad für sechzig bis achtzig Mark konnte ich mir noch nicht leisten. An kalten Wintertagen bin ich dann doch lieber mit der Bahn gefahren. Die Frau Baronin hätte gern gesehen, wenn ich auf meinen freien halben Tag verzichten würde, denn im Winter würde sie immer eine Arbeit für mich finden.

Als ich mich am ersten kalten Wintersonntag bei den Herrschaf-ten nach dem Mittagstisch abmelden wollte, reagierte die Baro-nin mit einem „Nein“.

„Bei der Kälte fahren sie nicht! Sie wollen wohl krank werden!“

Sie war im Glauben, dass ich mit dem Fahrrad fahren würde, wie sonst immer. Die achtzig Pfennige Fahrgeld schenkte mir aber die Mamsell, weil sie die Pläne der Baronin kannte und damit nicht einverstanden war. Fräulein Prasse tat für mich alles, was sie konnte. Als ich der Baronin sagte, dass ich mit der Bahn fah-ren würde, sagte sie höhnisch:

„Haben sie denn so viel Geld?“

„Fräulein Prasse schenkte mir das Fahrgeld“, antwortete ich.

Dann holte sie in ihrer Rede mächtig aus und fuhr fort:

„Nun werde ich Ihnen mal etwas sagen: Erstens wird ihnen Fräulein Prasse nicht immer das Geld geben und zweitens geziemt es sich nicht für ein Mädchen wie sie, sich in die Bahn zu setzen!“

Da schaltete sich der alte Baron ein, der solange kein Wort sagte. Er hatte schon seinen Gehstock in der Hand und war auf dem Weg zum Schlafgemach, um seinen gewohnten Mittagsschlaf abzuhalten.

„Lass sie doch fahren!“, meinte er und hatte noch eine Frage an mich auf den Lippen. Aber die Baronin unterbrach ihn schnell und sagte:

„Komm Männe, lass die Jugend fahren.“

Dieses Gespräch blieb mir bis heute in Erinnerung. Es war für mich unfassbar, dass man im zwanzigsten Jahrhundert noch so eine rückschrittliche Anschauung seinem Dienstpersonal gegenüber haben konnte.

Der Baronin kam zu Ohren, dass ich ein Verhältnis mit dem Bruder des Schweizers Franz hatte. Darauf hin sprach sie mich an. Zunächst wusste ich gar nicht, was sie wollte, denn sie machte es richtig spannend. Mit ihrem Gehstock fuchtelte sie in die Richtung, in der ich ihr folgen sollte. Dabei sagte sie wiederholend:

„Kommen sie nur, kommen sie nur ...“, bis sie mit mir im Esszimmer ankam. Dann stellte sie sich vor das große Fenster und sagte: „Kommen sie nur her!“. Dabei winkte sie mir zu.

Was sie jetzt wohl vorhaben würde, war mir völlig unklar. Nun fing sie wieder an, mit ihrem Stock herumzufuchteln.

„Sehen sie mal zum Fenster hinaus! Sehen sie den hohen Baum, der bis zu diesem Fenster dort oben reicht?“

Ich nickte und war gespannt, was nun kommen würde.

„Das Zimmer dort oben war das unseres Stubenmädchen Lisa. Und denken sie nur! Dort hinauf, auf diesen Baum kletterte eines Abends der Schweizer, welcher ja nun ihr Schwager werden soll, hinauf und sah zu, wie sich Fräulein Lisa wusch. Denken sie nur!“

Ich hatte große Mühe, einen ernsten Gesichtsausdruck zu behalten, und sagte:

„Jawohl, Frau Baronin!“

Wortlos entließ mich die alte Dame, die scheinbar alles versuchte, um mir den Kontakt zu dieser Schweizerfamilie auszureden.

Ich hatte Spaß daran, diese Geschichte meinem zukünftigen Schwager zu erzählen, der ja die Alte gut kannte. Er hatte ein anderes Erlebnis auf Lager und erzählte:

„Jeden Morgen, sehr früh, wenn ich beim Melken bei einer bestimmten Kuh angekommen war, eröffnete sich für mich ein köstliches Bild. Das nicht mehr ganz junge Fräulein Baroness machte nämlich zu dieser Zeit, sportlich wie sie war, täglich auf dem Balkon ihre Morgengymnastik, und zwar im Evakostüm. Natürlich hielt ich die Melkzeit bei dieser Kuh immer ein. Das Fräulein Baroness konnte mich sehen und hielt ihre Zeit auch immer ein.“

Von der Baronin gab er noch eine lustige Geschichte zum Besten, wie sie den Freund des früheren Stubenmädchen Herta, der sich unter des Mädchens Bett versteckte, mit ihrem Krückstock hervorzog. Eine frühere Mamsell wollte dem Mädchen wohl eins auswischen und erzählte der Baronin, dass Herta ihren Verehrer im Zimmer hätte. Die Baronin nahm neben der Mamsell auch den alten Baron mit. Gemeinsam standen sie vor der Tür und lauschten. Als niemand zu hören und zu sehen war, klopften sie an die Tür. Als Herta öffnete und auch drinnen kein Verehrer zu sehen war, wollte der Baron schon gehen mit den Worten:

„Da ist doch keiner!“

Aber die Mamsell erwiderte gleich hinterhältig:

„Gucken sie doch mal unters Bett, Frau Baronin!“

Die Baronin suchte mit ihrem Spazierstock den Raum unter dem Bett ab und hatte Erfolg. Sie zog den Jüngling hervor. Ängstlich stand er vor der Adelsfrau und versprach ihr dann recht artig, die Herta heiraten zu wollen.

Die alte Mamsell machte sich auf dem gesamten Gutshof immer unbeliebter und so wurde ihre Stelle bald für die Nachfolgerin, Käthe Scholz frei. Immer wieder kramte die Baronin Begebenheiten hervor, welche die aus ihrer Sicht schlechten Seiten meiner sich anbahnenden Verwandtschaft aufzeigen sollten. So erzählte sie mir von den Jungen des Cousins vom Franz, die durch die Klappe des Gutshühnerstalles hindurchkrochen, um Eier zu stehlen.

„Stellen sie sich vor, ich habe sie mit meinem Gehstock alle wieder herausgezogen.“

Die Baronin wollte mir halt immer wieder klarmachen, dass dieses Verhältnis zu Paul nichts für mich wäre. Zu Weihnachten schenkte sie mir dann trotzdem aus dem gebrauchten Bestand der Kutscherwäsche dunkelblaue Bettwäsche mit nur ganz wenig Weiß drin. Ledige Kutscher von außerhalb bekamen so ihre Betten bezogen. Eine Kutscherkammer gab es aber nicht mehr, da diese jungen Leute jetzt aus dem Dorf kamen und zu Hause schliefen. Die Baronin war der Meinung, dass solche Bettwäsche für meinen zukünftigen Mann und mich auch passend wäre. Er war ja nur Schweizer.

*

Paul besuchte mich, so oft er konnte, mit seinem Motorrad. Im Winter war es ihm aber nicht immer zuzumuten. Mildere Tage, die es im Januar 1937 gab, nutzte er aber weiterhin für einen Besuch. Auf diese Begegnungen freute ich mich immer sehr. Im Februar wurde es dann aber durchgängig kälter und ich musste meist mit Briefen vorliebnehmen. Einmal schrieb er mir den noch alten Text von dem Lied „Die weiße Taube“ auf. Mit Liedertexten und überhaupt mit Musik war ich zu begeistern.

Als ich das erste Mal bei ihm in Trebendorf bei seinen Eltern war, brachte Paul eine Geige zum Vorschein und konnte sogar darauf spielen. Das versetzte mich in Erstaunen, denn ausgerechnet Geige spielen, hatte ich ihm bei seiner körperlich schweren Arbeit nicht zugetraut. Auch ein Glockenspiel gab es im Burschenzimmer der Schweizerfamilie. Es stammte von Franz, der es seinen Brüdern in Trebendorf zum Spielen hinterlassen hatte. Über die musikalischen Fähigkeiten meines Freundes war ich völlig überrascht. Er spielte neben der Geige auch Mandoline,

Violinzitter und natürlich auch Mundharmonika. Wir sangen gemeinsam und er begleitete mein Singen auf seinen Instrumenten.

Mein Bruder Alfred hatte später bei Familienfeiern oft seine Anekdoten vom Glockenspiel drauf.

„Paul, weißt du noch?“, fing er immer an. „Als ich euch mal besucht hatte, wolltest du Minna dein Glockenspiel zeigen, während dessen du mich zum Essen rausschicktest.“ Dieses Thema sorgte immer wieder für Belustigung.

Schon einige Zeit, bevor ich in Trebendorf eingeladen war, erzählte ich meiner Mutter begeistert von meiner Beziehung zu Paul und von der guten Meinung der Mamsell von ihm. Mutter war überhaupt nicht angetan von dieser Beziehung. Er wäre zu alt für mich und ich könnte doch eine ganz andere Partie machen, eventuell in eine Landwirtschaft einheiraten, war ihre Reaktion. „Zu Hause“, sagte sie, „willst du nicht einmal die Ziege melken und nun willst du einen Schweizer heiraten?“ Damit hatte sie ja nicht ganz Unrecht, aber am Beruf des Partners sollte doch eine Beziehung nicht scheitern. Ich suchte damals einen treuen Lebenskameraden und glaubte, diesen jetzt gefunden zu haben. Heiraten wollte ich erst mit einundzwanzig Jahren, denn meine Stelle gefiel mir trotz einiger Ausnahmen recht gut.

Wenn meine Mutter auch nicht begeistert von meinem Freund war, so blieb ich trotzdem bei meiner Entscheidung. Meiner Mutter waren die Tugenden eines Menschen in der Partnerschaft völlig unerheblich, für sie war der Besitz einer Bauernwirtschaft von Bedeutung. Deswegen hatte sie auch schon für mich vorgesorgt. In der Nachbarschaft gab es einen geistig sehr unbemittelten, viel älteren Bauernsohn mit einer kleinen sehr verlotterten Wirtschaft.

Eine Verheiratung mit ihm sollte für mich die richtige Partie werden. Schon diese Gedanken und diese Zumutung nahm ich damals meiner Mutter sehr übel.

Bei nächster Gelegenheit stellte ich ihr meinen Freund vor, worauf Mutter und mein fünf Jahre jüngerer Bruder Alfred sehr gespannt waren. In der dicken Motorradkleidung erschienen wir beide klein und pummelig. Viel zu bereden gab es nicht. Nach der kurzen Vorstellung waren wir auch bald wieder verschwunden. Als ich dann eines Sonntags allein kam, sagte mein Bruder: „Ich dachte, wunder was du uns vorstellen würdest, und nun so einen Kleinen.“ Alfred war ja erst dreizehn Jahre alt und ich erklärte ihm, dass es auf die inneren Werte eines Menschen ankomme.

Ein Jahr später wurde Alfred Fleischerlehrling. Er war tüchtig und entwickelte sich in seinem Leben recht gut. Er war ein gutaussehender überall beliebter Mann. Ich schätzte ihn sehr.

Mein Stiefvater lebte jetzt in Cottbus bei seiner Freundin und die Scheidung von meiner Mutter war schon im Gange.

Die guten Familienverhältnisse bei meinen zukünftigen Schwiegereltern und allen Geschwistern, es waren neun, gefielen mir sehr. Bei unserem nächsten Treffen im Schlosspark sagte Paul zu mir:

„Minna, wir sollten heiraten, denn wir wollen doch sowieso zusammenbleiben.“

„Nein Paul“, sagte ich, „für eine Ehe fühle ich mich noch zu jung. Ich möchte erst mit einundzwanzig Jahren heiraten. Bis dahin werde ich bei den Wackerbarths bleiben. Ich habe in Briesen

viele gute Freunde gefunden, darunter den Gärtner und seine Frau, die Familie um Franz und auch Lene, das Stubenmädchen. Sie fertigt mir übrigens für kleines Geld manchmal schöne Sachen an. Außerdem würde es gar nicht gehen, weil mein Vormund, Christian Graz, ein Cousin meiner Mutter, dem zustimmen müsste. Ich glaube nicht, dass er das täte. Bei ihm vorzusprechen, traue ich mich nicht.“

Mein guter Freund schien verstimmt und sagte:

„Du musst mal überlegen: Die weiten Fahrten zu dir kosten jedes Mal viel Zeit und Geld. Zunächst könntest du nach Trebendorf ziehen und im Beamtenhaushalt arbeiten. Dort ist zurzeit meine Schwester tätig. Nebenbei füllt sie Milchflaschen im Kühlraum des Markenmilchstalles. Diese Milch wird dann, nachdem Hedel fertig ist, als Kindermilch sehr früh am Morgen nach Döbern gefahren. Wäre das nichts für dich?“ Von diesem Vorschlag war ich nicht gerade begeistert. Ich blieb deshalb auch bei meinem Nein. Paul redete weiter auf mich ein und erklärte mir seine Beweggründe.

„Ich bin nun fünfundzwanzig Jahre alt“, sagte er, „und habe eine Enttäuschung hinter mir. Meine Verlobte war nicht treu. Weil unsere Schweizerfamilie im Trebendorfer Gut eine neue Stelle annahm und ihr die Strecke dorthin zu weit war, schaffte sie sich einen anderen Freund an. Ich meine es ehrlich mit dir. Wir brauchen ja in Trebendorf nicht gleich sofort zu heiraten.“

Ich hörte mir das alles an und sagte nach einer Weile:

„Gut, ich komme zu dir nach Trebendorf, so können wir uns sicher noch besser kennenlernen.“

Mit dieser neuen Nachricht ging ich nach Burg zu meine Mutter. Sie hatte sich inzwischen bei Leuten aus Trebendorf über die Schweizerfamilie Auskunft geben lassen. Dort erfuhr sie nur Gutes, deshalb sagte sie mir:

„Wenn du schon dort in Trebendorf bei deinem Kavalier wohnen willst, dann musst du dich auch vorher verloben, sonst gehört sich das nicht.“

Am 16. Mai, zu Pfingsten 1937 verlobten wir uns ohne viel Aufsehen. Ich hatte von der Baronin frei bekommen. Von der Verlobung wusste sie aber nichts, sonst würde sicher aus dem „Großfrei“ nichts werden.

Als ich mich in Briesen bei der Baronin zurückmeldete, sagte ich ihr, dass Freitag, der 18. Juni mein letzter Tag bei ihr sein werde, da ich zu meinem Verlobten nach Trebendorf ziehen würde. Die Baronin war völlig fassungslos.

„Was wollen sie denn in Trebendorf, meine Liebe?“

„Ich werde dort im Rittergut arbeiten.“

„Nein! Das machen sie lieber nicht, Minnachen. Bleiben sie bei uns, sie würden es sonst sicher bereuen. Gehen sie nicht zu den Natzmers. Der Gneomar von Natzmer hat keinen guten Ruf.“

„Ich habe mich bereits zu diesem Schritt entschieden und bitte die Baronin, gehen zu dürfen.“ sagte ich und bat um Verständnis. Dann begab ich mich in mein Zimmer. Als Lene von meiner Verlobung erfuhr, sagte sie zu mir:

„So ein junges Putt will sich verloben.“

Sie fand das überhaupt nicht gut, denn sie hatte ganz andere Vorstellungen vom Leben, als ich. Vielleicht hätte sie auch gern mit mir weiter zusammen gearbeitet.

Nach vielen Jahren, als Paul und ich bereits im Rentenalter waren, besuchte uns Lene gemeinsam mit ihrer Tochter. Sie erzählte aus ihrem Leben, dass sie, nachdem sie ihre Jugend in vollen Zügen genossen hatte, einen viel älteren Mann, den sie nie geliebt hatte, heiratete. Er brachte drei Kinder mit in die Ehe. Richtig glücklich war sie seit dem nie mehr.

Als ich mich an meinem letzten Arbeitstag von den Herrschaften verabschiedete, erhielt ich eine Beurteilung. Darin stand als Grund der Beendigung des Arbeitsverhältnisses: „Fräulein Minna Graz hat sich bei mir verlobt. Deshalb verlässt sie unser Rittergut“. Die Beurteilung der Baronin interessierte mich wenig, sie interessierte auch später meinen Schwiegervater nicht. In dessen Familienbetrieb, in seiner Schweizerfamilie sollte ich ja später arbeiten.

Zu meinem achtzehnten Geburtstag machten Paul und ich eine schöne Motorradfahrt nach Schlesien in die Nähe von Bunzlau. Wir besuchten seine Tante und Freunde und Bekannte. Es war ein schönes Erlebnis, auch wenn wir beide nicht viel Geld hatten. Ich hatte gerade mal fünf Mark mit. Paul musste noch Raten für sein Motorrad abzahlen und hatte auch nicht viel drüber. Unser Geld reichte am Ende gerade noch so für den Sprit der Heimfahrt.

Den Anblick unterwegs auf die neu angelegten Siedlungen der Stadt fand ich herrlich. Diese Gegend wurde damals wegen der malerisch schönen Landschaft „das Paradies“ genannt. Da 1937

schon von Krieg gesprochen wurde, sagte ich unterwegs zu Paul, dass es schade wäre, wenn ein Krieg das alles zerstören würde. Leider bewahrheiteten sich bald meine Befürchtungen.



Rittergut Trebendorf

Kapitel 11



Erhielt ich in Briesen die ersten wichtigen Informationen zur Arbeitsaufnahme von einer Baronin, so waren es in Trebendorf meine Schwiegereltern in spe, die mich in meine künftigen Arbeitsaufgaben einwiesen. Den eigentlichen Chef des Rittergutes, Kammerjunker Gneomar von Natzmer und seine Frau Jutta lernte ich kaum kennen. Eher sah ich mal den Oberinspek-

teur Albert Teßmann, aber arbeitsmäßig hatte ich es nur mit meinen angehenden Schwiegereltern zu tun.



Paul (Vater) mit Joseph, Franz, Paul und Lene vor dem Stall

Schwiegervater nannte sich gern Schwitzer. Er war stolz auf seinen Beruf und verstand sich, wie kaum ein Zweiter, mit der Viehzucht und Meierei nach Schweizer Art. Das verschaffte ihm ein großes Ansehen auf den Gütern weit und breit, er war ein gefragter Fachmann seines Berufszweiges.

Das blieb auch Gneomar von Natzmer nicht verborgen, er machte dem Schweizer und seiner Familie ein perfektes Angebot, dem der gewiefte Paul Berg nicht widerstehen konnte. Über sechzig Kühe und fast eben so viel Bullen waren in Trebendorf zu versor-

gen. Neben dem Melken gehörte die Verarbeitung der Milch zu Butter, Buttermilch, Quark und anderen Milchprodukten dazu.

*

Kaum in Trebendorf angekommen, ging mein Leben in der neuen Familie in vollen Zügen los. Die Eltern meines Verlobten, Paul und Hedwig waren freundlich zu mir, bessere Schwiegereltern konnte ich mir nicht vorstellen. In ihrem Haus sah ich eine Harmonie zwischen den vielen Familienmitgliedern. Ich kannte sie so nicht von zu Hause. Täglich wurde gesungen und gelacht. Ich glaubte, dass mein erster Eindruck mich nicht täuschen würde, fühlte mich einfach wohl.

Pauls jüngste Schwester teilte ihr Zimmer mit mir. Wir verstanden uns ganz gut. Auch mit der Schwiegermutter, sowie allen anderen der Familie kam ich gut aus. Eine besonders gute Seele war mein Schwiegervater. Das gesamte Familienleben war von Zusammenhalt und immer guter Laune geprägt.

Aber es gab noch eine andere Seite in meinem Trebendorfer Leben, die Arbeit. Und die war körperlich sehr schwer. Als meine Mutter mal zu Besuch kam und mich auf dem großen Miststapel sah, stellte sie ironisch fest:

„Unsere sonst so zimperliche Minka kann ja auf einmal richtig schwer arbeiten!“

Ich sagte ihr nicht, wie schwer mir diese Arbeit fiel und wie oft ich die Zähne zusammengebissen hatte. Ich wollte Paul nicht enttäuschen und verrichtete Arbeiten, die ich mir vorher nie zugetraut hätte und denen ich auch nicht wirklich gewachsen war.

Am 25. September 1937, einem Sonnabend, an dem Paul auch seinen 26. Geburtstag feierte, heirateten wir in Burg. Damit begann für mich so richtig der Ernst des Lebens. Aber zunächst hatten wir erst einmal eine schöne Feier, auch ohne viel Geld. Abendbrot gab es zu Hause. Im Hotel zum Reichsadler bei Paul Bleske konnte man zwar gut essen, wir konnten uns das aber nicht leisten. Erst nach dem Abendessen zog unsere Gesellschaft dort hin. Bis weit in die Nacht hinein feierten wir ausgelassen. Neben den Verwandten waren auch einige Burger Freunde dort, unter anderem der Landjägermeister, also der Dorfpolizist. Als er mich als Braut erblickte, freute er sich und rief:

„Ach, hier sehe ich ja unser Milchmädchen als Braut wieder.“ Es war ja auch erst drei Jahre her, als ich mit den kleinen Blechkännchen durchs Dorf fuhr und Grazens Stammkundschaft mit der Milch versorgte.

Auch mein Stiefvater kam überraschenderweise, obwohl er mit meinem Bruder Reinhart schon bei seiner neuen Frau in Cottbus wohnte. Wie mir übrigens zu Ohren kam, hatte die neue Frau auch ihre Problemchen mit ihm. Mir jedenfalls gratulierte er herzlich und sagte: „Minka, mir geht es jetzt richtig gut, ich habe mir eine Menge Geld angespart und werde dir einen Besteckkasten mit silbernem Inhalt zur Hochzeit schenken.“ Der Besteckkasten kam nie bei mir an. Es hätte mich auch gewundert.

Die Brautnacht verlief dann etwas anders, als ich mir das vorgestellt hatte. Alle, die nicht nach Hause fahren konnten, so auch Paul und ich, schliefen dicht bei dicht auf dem Fußboden einer Bodenkammer.

Am nächsten Tag fuhren wir mit dem Motorrad nach Trebendorf zurück. Der schwere Alltag nahm wieder seinen Lauf. Ich arbeitete jetzt gemeinsam mit dem Schwiegervater und meinem Mann im Kuhstall. Zwei mal am Tag hatte ich, wie auch der Schwiegervater, achtzehn Kühe zu melken. Paul schaffte in der gleichen Zeit vierundzwanzig. Nachts um Zwei Uhr dreißig begann die Arbeit und ungefähr um sieben Uhr waren wir fertig. Am Nachmittag ging die ganze Arbeit wieder von vorne los.



Schwiegervater beim Melken auf der Weide

In den Sommermonaten, wenn die Kühe auf der Weide waren, hatten wir etwas weniger zu tun. Wenn ich mit meinen achtzehn Kühen noch nicht fertig war, musste Paul mir noch helfen. Er hatte die meisten Kräfte und schaffte dann auch noch zwei, drei Kühe mehr.

Schwiegervater konnte nicht mehr so schnell arbeiten und war mit seinen achtzehn Kühen vollkommen ausgelastet. Er hatte ja außer der Stallarbeit die gesamte Stallführung noch in seinem Aufgabenbereich. Das Melken der Kühne von Hand, Melkmaschinen gab es noch nicht, erforderte eine Menge an Übung. Die musste ich mir erst einmal aneignen. Auf einem Melkschemel nahmen wir neben der Kuh Platz, drückten die Zitzen des Euters zwischen Daumen und Zeigefinger zusammen und beförderten so die Milch in den Melkeimer. Dabei musste auf Melkgeschwindigkeit geachtet werden, denn das Einschießen der Milch in das Euter hält nur sieben bis zehn Minuten an. Die Kühe durften während des Melkens zwar nicht gestört oder erschreckt werden, dann wäre der Milchfluss gestoppt worden. Gegen ein Lied hatten sie aber nichts einzuwenden, im Gegenteil, sie gaben die Milch leichter her.

In unserer Schweizerfamilie wurde deshalb während des Melkens immer gesungen. Im Gegensatz zu meinen früheren Arbeitsstellen war ich hier in Trebendorf ein freier Mensch. Niemand kommandierte herum. Doch die Arbeit wurde mir mit der Zeit zu schwer und ich wurde wieder mal öfter krank. Trotzdem wollte ich durchhalten. Ich wollte mir nicht die Blöße geben, falsch entschieden zu haben. Schwiegervater äußerte sich einmal Paul gegenüber, dass er meinen Lebensernst in so jungen Jahren bewundere.

Ich schätzte meine Lage so ein, dass ich zwar in einer guten Familie gelandet war, aber wohl von Pauls Bruder Franz etwas stabiler eingeschätzt wurde, als ich es wirklich war. Das Fett, das ich mir in der Fleischerei nach meiner Magerkost zu Hause ange-

füttert hatte, war hier schnell wieder verschwunden, obwohl die Verpflegung in der Familie meiner Schwiegereltern sehr gut war. Sie war kräftig und nahrhaft, wie sie auch bei so einer schweren Arbeit sein musste.

Weil erst gegen sieben Uhr morgens das erste Frühstück eingenommen wurde, tranken wir während des Melkens schon die frische Milch, oft gleich den Milchstrahl aus der Zitze. Nach dem Frühstück gingen die Männer schlafen. Ich erledigte noch ein paar Arbeiten im Haushalt der Schwiegermutter und legte mich dann auch hin.

Das Schlafen am Tage funktionierte bei mir nicht. Das Haus stand direkt an der Straße nach Gahry an einer Kurve, wo ein reger Verkehr stattfand. Milchautos, Trecker und überhaupt der ganze Gutslärm gaben mir keine Ruhe. Nach der Schlafzeit gab es Mittagessen, da fehlte mir dann der nötige Hunger. Nachmittags ging die Stallarbeit wieder los. Die Kühe mussten zum zweiten Mal gemolken werden. Wenn Kühe tragend waren, also trockenstanden, waren dann weniger zu melken.

Meistens war es Schwiegervater, der beim Melken anfing, zu singen, und wir anderen stimmten mit ein. Das alte Schwitzer-Lied durfte niemals fehlen. Auch die Kühe schienen das zu mögen, denn die Eimer waren bei solchen mit schönen Stimmen gesungenen Versen besonders schnell gefüllt:

... Frühmorgens zwischen drei und vier,

da klopft's ganz leis an unsre Tür:

„Steht auf, ihr Schwitzer, so jung und schön,

wir müssen wieder einmal melken geh'n ...

Das machte mir Spaß und hielt mich auch bei der eintönigen Melkarbeit munter, vor allem, wenn wir abends zuvor zum Tanz in Forst oder anderswo waren. Da konnte es schon mal passieren, dass man einschließt, wenn der Kopf am warmen Bauch der Kuh lehnte.

Schwiegervater konnte aber auch spannende Geschichten erzählen. Während des Melkens berichtete er von seinen Erlebnissen auf Wanderschaft und manch anderen interessanten Begebenheiten aus seinem Leben, so auch von einer Schiffsreise nach Amerika als „Blinder Passagier“. Dann geriet ich schnell mal mit einer weiteren Kuh in Rückstand, weil ich beim Zuhören das Melken vergaß. Mein lieber Mann hatte dann noch eine Kuh mehr zu melken, wenn wir pünktlich fertig sein wollten. Die Milch musste um sechs Uhr zur Abfahrt nach Döbern bereitstehen.

Von diesen Geschichten erzählte mein Schwiegervater im Laufe meiner Trebendorfer Zeit einige. Ich fand sie fesselnd und glaubte, sie sind es wert, auf meinen Seiten eingefügt zu werden.

So etwa war die Geschichte von Paul Senior, meinem Schwiegervater.:

Sonnabend, 4. Januar 1896. Paul wurde aus seinen Wachträumen gerissen, realisierte, dass er nicht in den Weiten Amerikas nach Gold sucht.

„Horstmar – Laer!“ rief jemand. Polternde Geräusche nahm Paul über sich wahr, schaute nach oben und fing geistesgegenwärtig einen ihm entgegenkommenden Pappkarton auf, sein Reisegepäck. Das hatte sich in der Gepäckablage des Eisenbahnwaggons

selbstständig gemacht. Nun hatte er es schneller, als gewollt, in den Händen. Während dessen fuhr der lange Zug, begleitet von den fauchenden und pfeifenden Geräuschen der Dampflok, in den Bahnhof ein.

Mit seinem Karton, dem einzigen Hab und Gut, verließ Paul den ruckelnden Waggon direkt vor der großen Eingangstür der Bahnhofsgaststätte. „Neumüller“ las er darüber. Das Lokal kannte er und musste lachen, als er die Klinke in der Hand hielt. „Horstmar Laer“ hatte der Schaffner gerufen, aus gutem Grund, wusste Paul, denn die Grenze der beiden Orte verlief mitten durch den Gastraum.

Nehme ich jetzt an einem Tisch, der zu Horstmar gehört, Platz oder an einem auf der anderen Seite der Gaststube, fragte sich Paul. Da hatte die Obrigkeit bei ihrem strategischen Geniestreich der Entscheidungsfindung sicher kein wirkliches Genie in ihren Reihen, stellte er für sich fest. Dieser Bahnhof würde auch ohne diesem lang ausgehandelten Ergebnis von beiden Orten genutzt. Na ja, deutsche bürokratische Gründlichkeit, schimpfte er, nein, das muss ich nicht haben. Mein Entschluss steht fest. Ich muss nur noch Opa davon überzeugen.

Paul hatte einen riesigen Hunger und auch Durst nach seiner langen Reise. Seit seiner Abfahrt aus Hamburg hatte er nichts mehr gegessen und getrunken. Er rief von seinem Horstmarer Tisch aus die Kellnerin heran, bestellte ein Bier und einen Korn.

„Möchte der Herr auch etwas essen?“, fragt die geschäftstüchtige Dame. „Wiener Schnitzel mit Kartoffeln und Salat für eine Reichsmark und 70 Pfennige oder Eierpfannkuchen mit Bratkartoffeln und Salat für Eins Zwanzig haben wir im Angebot.“

„Die Eierpfannkuchen bitte“.

Eine halbe Stunde später zahlte Paul. Außer für die Eierpfannkuchen waren es noch zehn Pfennige für das Bier und fünf für den Korn. Dann stand er mit seinen Habseligkeiten auf der Straße, entschied sich für eine Pferdekutschfahrt bis in die Stadt. Er wollte schnell zu Hause sein. Sein Großvater wartete, mit ihm wollte Paul seinen zwanzigsten Geburtstag feiern. Danach sollte es zurück nach Hamburg gehen.

Drei Anlässe gab es, für die Paul diese Fahrt nach Horstmar unternahm: das Wiedersehen mit Großvater, der Geburtstag und der Abschied. Würde er Großvater noch einmal wieder sehen? Zum Feiern war Paul nicht zumute. Es waren, außer dem Großvater auch keine weiteren Gäste zu erwarten. Seine zwei Schwestern, von denen er seit Jahren nichts mehr gehört hatte, konnte er von der Gästeliste streichen. Vater und Mutter waren, als Paul erst vierzehn Jahre alt war, nach Amerika ausgewandert, sind dort dem Goldrausch verfallen. Seitdem war sich Paul selbst überlassen. Ein paar Korn mit Großvater trinken, ein wenig mit ihm plaudern, verabschieden und am nächsten Morgen wieder nach Hamburg zurück, das war der Plan. Von Hamburg wollte Paul mit dem nächsten Schiff nach Übersee reisen. Er wollte aus Deutschland flüchten, auch der Einberufung zur Armee entrinnen.

Jeder männliche Deutsche war grundsätzlich wehrpflichtig und musste, wenn tauglich, ab dem 20. Lebensjahr sieben Jahre lang dienen – zunächst als aktiver Soldat, später als Reservist und in der Landwehr. Das wollte Paul nicht. Er hatte keine Lust, sich kommandieren und im Kriegsfall gar erschießen zu lassen.

In den letzten Wochen jobbte er im Hamburger Hafen als Gelegenheitsarbeiter. Hier verdiente er mehr Geld, als in seinem Beruf als Schweizer. Und Geld würde er dringend für die Ausreise nach Amerika benötigen. Seine Arbeit auf dem Gut hätte er sowieso aufgeben müssen, denn von dort hätte ihn die Armee bald zwangsrekrutiert.

Paul wäre an seinem Geburtstag mutterseelenallein, wenn ihm nicht sein Opa Gesellschaft leisten würde. Mit ihm konnte er sich über Gott und die Welt immer gut unterhalten.

Ein Geschenk, eine Flasche Korn, gab es vom Opa und bei einem Gläschen dieses edlen Tropfens kamen die beiden schnell ins Gespräch. Es gab beiderseits großen Gesprächsbedarf. Paul erzählte von seinem Plan, nach Amerika auswandern zu wollen, wie seine Eltern, um sich der Wehrpflicht zu entziehen und vielleicht die Eltern ausfindig zu machen.

„Das wird nicht funktionieren“, klärte der Opa auf, „denn Wehrpflichtige dürfen nicht ausreisen.“

„Dann mache ich es illegal.“

„Das kannst du zwar versuchen, aber du bekommst nie wieder eine Einreisegenehmigung nach Deutschland. Gut, wenn du dich so entschieden hast, dann möchte ich dich nicht davon abbringen. Paul, überlege dir das gut. Bevor du mir aus den Augen gehst, möchte ich dir unbedingt mein großes Geheimnis preisgeben. Schon lange brennt es mir auf der Seele, was ich dir heute zu deinem Geburtstag erzählen werde.

Du sollst endlich wissen, dass deine Vorfahren mit Fürsten und Grafen, selbst mit Königen und Kaisern verkehrten. So gesehen,

würde deine Geburtstagsfeier zu Zeiten meines Großvaters sicher etwas üppiger ausfallen. Er kam als angenommenes Kind in diese Dynastie, um den Fortbestand des Familiennamens zu sichern. Als Erwachsener hatte er den Namen seines Vaters angenommen und sich dem Adel wieder entsagt. Da hatte er aber schon Kinder und Kindeskinder, die diesen Adelstitel „von“ trugen. Ich habe diesen Titel nie erwähnt, weil es mir nicht zusteht und weil es außerdem überholt und unpassend in der neuen Zeit ist.

Selbst meinen Kindern, also auch deinem Vater, habe ich darüber niemals erzählt, weil es einfach unwiderrufliche Geschichte ist. Es wäre aber schade, wenn keiner meiner Nachkommen jemals darüber informiert würde. Das läge bestimmt nicht im Sinne meines Großvaters. Soll ich noch weiter erzähle, oder langweile ich dich?“

„Nein, du langweilst mich überhaupt nicht, aber ich möchte jetzt noch ein Weilchen schlafen, bevor ich nach Mitternacht in Richtung Hamburg aufbreche. Ich hoffe, dass wir uns irgendwann wiedersehen werden. Dann würde ich gern deine gesamte Geschichte erfahren.“

Zu diesem Gespräch kam es nicht mehr, sagte mir mein Schwiegervater während des Melkens. Aber er erzählte über seine illegale Auswanderung nach Amerika weiter, etwa so:

Blinder Passagier

Es war der 5. Januar 1896, als ich die „Phoenicia“, ein hochmodernes Schiff der Hamburger Reederei HAPAG, betrat. In einer Woche sollte es die Fahrt von Hamburg nach New York antreten. Die HAPAG suchte zuvor Hilfsarbeiter für die Vorbereitungen. Vor der Überfahrt sollten sie das Schiff wieder verlassen. Das wusste ich, nutzte meine Chance und heuerte für diese eine Woche an. Reinigungsarbeiten, Kohle- und Provianttransporte, sowie kleine handwerkliche Dienste gehörten nun zu meinem 14-stündigen Tagesablauf.

Nach dieser Arbeitswoche war ich über diese „Phoenicia“ bestens informiert. Ich kannte mich darin wie in meiner Westentasche aus. Ich wusste auch, dass sie für den Transport von Auswanderern in die Vereinigten Staaten gebaut wurde. Jeder Platz wurde dafür benötigt, die Besatzung wurde auf das Nötigste begrenzt. In Alaska nach Gold graben, und mit etwas Glück wohlhabend wieder nach Deutschland zurück kehren, schwebte mir vor.

In Deutschland sah ich für mich keine Zukunft mehr. Ohne Arbeit und Familienbindung, der Wehrpflicht ausgesetzt, gab es für mich nur noch ein Ziel, Amerika.

Zum Auswandern benötigte ich allerdings eine Bestätigung über abgeleisteten Wehrdienst. Die hatte ich natürlich nicht. Auch das nötige Kleingeld fehlte mir. In meinem Vermögensausweis gab es keine großen Einträge. Der war bei einer Auswanderung vorzuweisen.

Eine Überfahrt konnte mir also nur als blinder Passagier gelingen. Als heimlich Ausgereister ohne gültige Papiere würde ich keine Einreise in die Heimat mehr erhalten. Mit meinen echten Papieren würde es nicht funktionieren, mein Name wäre in der Fahndung ausgeschrieben. Trotzdem wollte ich mein Glück versuchen.

Am 12. Januar 1895, einem Sonnabend, war das Schiff zur Abfahrt bereit. Alle Vorbereitungsarbeiten waren abgeschlossen. Noch vor Mitternacht sollte auch der letzte Mann das Schiff verlassen haben. Ich verdingte mich nach Erhalt des kargen Lohnes im untersten Bereich des Schiffes in einem Kohlebunker. Aus meinem Rucksack nahm ich das letzte Stück Brot, stärkte mich noch einmal richtig und wartete geduldig in meinem Versteck auf die Abfahrt des Dampfers.

Anfangs war es ruhig im Labyrinth des unteren Schiffes, ich konnte es mir so bequem wie nur möglich machen. Um Mitternacht war es mit der Ruhe jedoch vorbei. Die Geräusche im Schiff verstärkten sich von nun an, und bald war in meiner Nähe das laute Öffnen und Schließen von Luken und Türen zu hören. Schritte hörte ich und war mir sicher, sie kamen aus dem Nachbarbunker. Vorsichtshalber versteckte ich mich in einem Kohlehaufen. Im Schein meines Feuerzeuges hatte ich die von mir vorbereitete Lagerstätte bezogen. Den Rucksack nahm ich als Kissen unter den Kopf und mehrere Jute-Säcke dienten mir als Bettwäsche. Sie waren für den Kohletransport noch nicht gebraucht. Diese Lagerstätte schien mir sicher in dem noch unbeleuchteten Keller. Jetzt hieß es für mich, warten, bis der Dampfer auf hoher See ist.

Der Heizer der „Phoenicia“ schleppete fluchend seine Kohlefuhre durch die engen, verwinkelten Gänge des Kohlenbunkers in Richtung Kesselraum. Fahles Licht leuchtete den Bunker jetzt notdürftig aus. Immerhin war es besser, als meine Kerze oder mein Feuerzeug.

Als er wieder in den Bunker zurück kam, unterhielt er sich mit einem anderen Mann. Dieser muss sein Chef gewesen sein, denn er sagte:

„Ich kann dir keinen Kohlentrimmer herzaubern. Der bestellte Mann ist halt nicht gekommen und Personalreserven gibt es nicht. Du musst das alleine schaffen, bekommst auch das Geld für den Trimmer dazu und auch sein Essen.“

Ich wusste, dass die Arbeit des Kohlentrimmers große körperliche Anstrengung und das bei Hitze und ständig von Kohlenstaub durchsetzter Luft verlangte. Für diese Schinderei gab es trotzdem nur einen Hungerlohn, denn in der Hierarchie der an Bord tätigen Arbeiter stand diese Berufsgruppe auf der niedrigsten Stufe. Auf die Zusatzgroschen würde der Heizer gern verzichten, wenn ein Kohlentrimmer diese Arbeit abnehmen würde. Auch das hatte ich in meinem Kohlehaufen mitbekommen. Ich hatte überlegt:

„Machst du dem Heizer dein Angebot, die Arbeit zu übernehmen oder schlägst du dich auf dem Schiff anders durch?“

Die „Phoenicia“ war längst auf hoher See, da steuerte der Heizer mit seinem Gefährt den Kohlebunker erneut an. Sichtlich erstaunt stoppte er, als er mich sah. Er ließ alles stehen und liegen und rannte aus dem Bunker. Ich kroch schleunigst in mein Versteck zurück.

Es dauerte nicht lange, da kam der Heizer mit seinem Chef zurück.

„Siehst du Gespenster?“, fragte der vorwurfsvoll. „Außer Kohlen kann ich hier unten nichts und niemanden sehen.“

„Wenn ich dir aber sage, dass hier soeben ein schmächtiger junger Mann mit noch spärlich wachsendem Kaiser-Wilhelm-Bart vor mir stand, dann kannst du mir das glauben.“

„Okay, wenn er wieder auftaucht, schicke ihn zu mir oder halte ihn irgendwie fest, bis ich komme.“

Ich beabsichtigte, mich nicht mehr zu zeigen, lieber wollte ich nachts auf Raubtour gehen und für mich etwas zum Essen und Trinken aufzutreiben. Wo ich zu suchen hatte, wusste ich.

Aber dann ist mir ein Missgeschick passiert. Als der Heizer wieder kam, Kohle schippte und dabei reichlich Staub aufwirbelte, musste ich niesen. Sofort kroch ich aus meinem Kohlehaufen und stand vor dem Heizer. Ich wollte auf keinen Fall, dass er wieder davon läuft und seinen Chef verständigt.

„Du bist doch nicht etwa mein Kohlentrimmer, oder?“, fragte mich der Heizer.

„Ja, vielleicht!“ war meine knappe Antwort. Viel erzählen wollte ich ihm nicht und auf weiter gestellte Fragen antwortete ich nicht. Ich hatte ja mein Ziel erreicht, denn der Dampfer schipperete bereits in Richtung Amerika. Und dass ein Kohlentrimmer an Bord fehlte, stimmte mich zuversichtlich.

Erwartungsvoll stand ich nun vor dem Schiffsheizer. Was sollte ich ihm erzählen? Gern hätte ich ihm meine Geschichte anver-

traut, aber ich wusste ja nicht, wie dieser Heizer reagieren würde. Vielleicht würde er mich dann zum Kapitän schleppen und meine Worte gegen mich auslegen. Das wäre nicht so vorteilhaft.

„Na gut“, sagte der Heizer. „Wenn du nicht reden willst, werde ich dich dem Kapitän vorstellen.“

Damit hatte er mein Schweigen geknackt. Aber viel ließ ich aus mir trotzdem nicht entlocken, außer: „Ich heiße Paul“.

„Und weiter?“ fragte der Heizer.

Ich nannte ihm meinen Familiennamen.

„Aha, interessant, ich heiße übrigens genau so, August ist mein Vorname. Und wie kommst du auf das Schiff?“

Darauf erhielt dieser August keine Antwort.

„Du hast Glück, ich brauche einen Kohlentrimmer. Den wir angeheuert hatten, der ist nicht erschienen und so müsste ich die Kohlen allein aus den Bunkern holen. Willst du für mich arbeiten?“

„Ja.“

„Geld bekommst du aber dafür keines, das kassiere ich alleine ein. Verhungern wirst du nicht, denn das Proviant für den Trimmer bekomme ich. Du darfst dich bloß von niemandem erwischen lassen. Aber hier unten in den dunklen Gängen trifftst du, wenn nichts Außergewöhnliches passiert, sowieso kein Schwein.“

„Einverstanden“, sagte ich nun doch etwas erleichtert.

„Du kannst August zu mir sagen“, bot der Heizer mir an. Nach kurzer Einweisung machte ich mich sofort an die Arbeit. Dass der August auch zufällig meinen Namen trug, machte mich neugierig. Großvater erzählte doch von der großen Verwandtschaft, dem verarmten Adel. Sollte August vielleicht gar ein Verwandter sein? Tatsächlich hatte er eine ähnliche Geschichte, wie ich.

Nach zwei Wochen Überfahrt kam ich im Hafen von Ellis Island, einer vorgelagerten Insel von New York, an. Nach einer Gesundheitsprüfung konnte ich endlich das Land der unbegrenzten Möglichkeiten betreten. Mein Aufenthalt sollte ja nicht von Dauer sein, denn in Deutschland hatte ich noch Großes vor. Die Worte meines Großvaters gingen mir nicht aus dem Kopf. In Horstmar hatte ich zwar eine gute Anstellung auf einem Gut als Ausbilder für Schweizer (Melker). Mein Leben hätte aber ganz anders verlaufen können, wenn meine Vorfahren es angenommen hätten. Ich träumte davon, in Amerika das zu korrigieren.

Es kam anders. Der große Goldrausch trat nicht ein, die Eltern fand ich in Amerika auch nicht, so zog ich es vor, nach Deutschland zurückzukehren. Im Hafen von Danzig fragte niemand nach einer Einreisegenehmigung, im Gegenteil, in der neu erbauten Werft war ich eine gern gesehene Arbeitskraft. Diesen weit östlichen Hafen hatte ich mir in weiser Voraussicht ausgesucht.

Auf Dauer war die Arbeit in der Werft keine für mich, eine Anstellung als Schweizer schwiebte mir vor und ich fand sie auf einem Gut in Schlesien. Hier lernte ich meine Hedwig kennen. Am 18.08.1903 fuhren wir zwei nach Horstmar und heirateten dort. Ich hatte mir einen neuen Personal-Ausweis und eine Bestätigung meiner Berufsausbildung ausstellen lassen. Damit hatte ich

wieder offizielle deutsche Urkunden und konnte mich in Deutschland als freier Mann bewegen.

Als Schweizerpaar schlügen sich Paul und Hedwig recht gut durchs Leben und landeten letztendlich in Trebendorf.

Schwiegervater, mein Mann und ich haben gut zusammen gearbeitet. Trotz unterschiedlicher Arbeitsleistung fiel nie ein böses Wort. Außer dem Melken fielen noch andere Arbeiten, wie das Ausmisten und Einstreuen an. Auch das Füttern gehörte mit zu unserer Arbeit. Mit Holztragen brachten wir das schwere Futter zu den Krippen, der Mist wurde vor dem Stall auf einem quadratischen Haufen gestapelt und mit den Füßen festgetreten.

Im Gegensatz zu seinen Geschwistern arbeitete Paul lieber im Stall, als irgendwelche Einkäufe zu tätigen. Mir hingegen tat die Stallarbeit nicht so gut. Meine Gesundheit litt immer mehr und eines Tages musste der Arzt gerufen werden. Starke Magenkrämpfe war die ärztliche Diagnose. Diese beruhigten sich irgendwann und ein neues gesundheitliches für mich noch schlimmeres Problem löste das alte ab. Als ich mit völlig schiefem Kopf unter wahnsinnigen Schmerzen die Küche betrat, wollte mir Mutter den Kopf beim Waschen des Halses schnell eindrehen. Dabei rutschte ich vom Stuhl und verlor das Bewusstsein. Als sie mich Häufchen Unglück am Boden sah, rief sie in ihrer schlesischen Mundart laut vor Schreck:

„Jesus Maria! Was wirscht du bloß machen, wenn du wirscht ein Kind kriegen?“

Meine Schwiegermutter war eine gute Frau, aber sie konnte nicht verstehen, wie man so zimperlich sein konnte. In ihrer Familie waren, einschließlich sie selbst, alle robust und kräftig. Der Arzt

kam und drehte den Kopf wieder in die richtige Lage. Ich schrie vor Schmerzen wieder und Schwiegermutter wiederholte fast eben so laut ihre Befürchtungen mit dem Kinderkriegen. Wegen einer Sehnenzerrung im Genick musste ich danach drei Wochen bis zum Kinn im Gipsverband liegen. Meine flüssige Nahrung bekam ich während dieser Zeit mit einem Strohhalm serviert. Schwiegermutter konnte das alles nicht verstehen. Aber auch das ging vorbei. Als im Sommer 1938 bei mir noch keine Schwangerschaft zu entdecken war, fragte Erika, die etwas betagte Köchin der Beamten:

„Hat denn die junge Frau immer noch kein Kind?“

Sie nahm nämlich an, dass ich wegen einer Schwangerschaft heiraten musste. Diese Ungewissheit wurde nun für sie fast unerträglich. Für mich war das sehr amüsant.

Einen Brief meiner Mutter, in dem sie uns bat, recht bald zu ihr nach Burg zu kommen, erreichte uns. Irgendetwas Ernsthaftes schien sie zu bedrücken. Obwohl wir keine Zeit für diese Reise hatten, besuchten wir sie umgehend. Was sie uns nun anbot, hatten wir in unseren kühnsten Träumen nicht erwartet. Sie wollte nämlich unbedingt ihr Haus sofort an uns übergeben. Und dann ließ sie die Katze aus dem Sack:

„Als Hauseigentümerin“, sagte sie, „muss ich die gesamten Prozesskosten meiner Scheidung allein tragen, deshalb würde ich das Haus schon jetzt an euch verschenken. Ihr müsstet nach Burg ziehen.“

„Hast du auch an Reinhard und Alfred gedacht?“ fragte ich.

„Reinhard“, sagte sie, „erhält seinen Teil von seinem Vater und Alfred bekommt später von mir auch seine angemessene Zuwendung.“

Paul war von diesem Angebot zunächst nicht sehr begeistert, hing er doch an seiner Arbeit in Trebendorf. Nach reiflicher Überlegung willigten wir beide ein. Die Arbeit auf dem Gut in Trebendorf würde ich auf Dauer nicht bewältigen können, hatte auch Paul eingesehen. Einen Kinderwunsch hatten wir so nebenbei auch, sodass in Burg nur noch Paul eine Arbeit finden musste. Davon waren wir ohne Bedenken überzeugt. Also schien uns Mutters Angebot eine annehmbare Alternative zu Tebendorf zu sein.

Wieder in Trebendorf zurück, wollten wir unseren Plan nicht lange geheim halten, denn Schwiegervater musste ja auf den Verlust zweier Arbeitskräfte vorbereitet werden. Deshalb suchten wir gleich das Gespräch mit den Schwiegereltern. Sie waren überhaupt nicht erbaut von unserem Plan. Auf mich hätte Schwiegervater ja noch verzichten können, aber mit Paul würde er seine beste Kraft verlieren. Die zwei ältesten Brüder waren schon lange außer Haus und Josef, der Dritte von den älteren fuhr für ein Fernfahrunternehmen in ganz Deutschland umher. Er war bisher sehr zufrieden, dass Paul im Stall blieb, so brauchte er diese Arbeit nicht tun. Wenn er dann doch im Stall gebraucht wurde, übernahm Paul einige Kühe für ihn, dafür kaufte Josef wiederum für Paul in der Stadt ein. Diese eingespielte Arbeitsteilung, auch meine Arbeitsleistung inbegriffen, erwies sich als gut praktikabel.

Jetzt, als bekannt war, dass Paul und ich bald nicht mehr als Arbeitskräfte zur Verfügung stehen würden, war ich im Hause der Schwiegereltern nicht mehr so beliebt. Als treibende Kraft für unser Vorhaben wurde ich ausgemacht, ich entriss ihnen ja den Paul. Ohne mich wäre er geblieben. Der einzige, der noch etwas Verständnis für mich aufbringen konnte, war trotzdem Schwiegervater. Sicher sah er ein, dass ich nicht so eine Arbeitskraft sein konnte, wie seine Hedwig in jungen Jahren, obwohl sie elf Kindern das Licht der Welt schenkte. Von den elf Kindern starben allerdings zwei, als sie noch klein waren. Verstanden hatte ich die Abneigung mir gegenüber schon, aber es gab keine Alternative für uns.

Kapitel 12

Im September 1938 zogen wir beide nach Burg in das Haus meiner Kindheit. Der Umzug machte keine großen Umstände, denn wir hatten nichts. Mit dem Motorrad konnten wir beinahe unser gesamtes Hab und Gut mitnehmen.

In Trebendorf fand man sich inzwischen damit ab, denn die Dinge lagen nun mal so. Bei den zwei älteren Brüdern musste es ja früher auch gehen. Josef musste nun wieder beim Vater im Stall arbeiten. Mit ein wenig Spöttelei zahlte er es mir hier und da schon mal heim, so sang er zum Beispiel:

„Wem Gott will rechte Gunst bescheren, den lässt er Hausbesitzer werden“.

Auch von meiner Schwiegermutter bekam ich zu hören, dass junge Frauen eben nicht mehr so arbeiten wollten. Ich steckte es ein, denn verübeln konnte ich ihr nicht, dass sie verärgert und enttäuscht war. Später besuchte sie uns in Burg oft und gern und meinte sogar:

„Mädchen, zu euch komme ich immer sehr gern.“

Nun sollten wir also in Burg das Haus geschenkt bekommen, doch das Ganze musste beim Notar noch geklärt werden. Letztendlich bekamen wir Auflagen. Bestehende Hypotheken für das Haus mit Grundstück sollten wir in den folgenden fünf Jahren einlösen. Neben einer freien Wohnung stand meiner Mutter volle

Verpflegung, der halbe Garten, der halbe Stall und noch einiges andere zu. Mutter sagte, dass alles nur in den Schornstein geschrieben und nicht so wörtlich zu nehmen sei. Es ginge nur darum, die Sache glaubwürdig zu machen.

Unten im Haus wohnte eine kinderreiche Familie. Die monatliche Miete ging an das Gemeindeamt, es finanzierte dafür einen neuen Ofen, den Mutter nicht bezahlen konnte.

Die Voraussetzungen für unser neues Leben in Burg waren nicht gerade rosig. Ich bearbeitete mit Mutter nun wieder gemeinsam das Pachtacker und eine Wiese. Oft gingen wir zu den Bauern, um die Pacht abzuarbeiten. Das kannte ich alles schon von früher. Eigentlich wollte ich das nicht mehr tun. Wir hielten eine Ziege und fütterten ein Schwein.

Paul suchte sich eine Arbeit bei der Forstwirtschaft, denn in seinem Beruf als Melker fand er hier keinen Job. Der Verdienst war schlecht, zehn Mark die Woche. Die Benzinkosten für sein Motorrad musste er selbst tragen und es waren immer lange Strecken zu fahren. Er bedauerte bald, von Trebendorf weggezogen zu sein. Doch dann hatte er doch noch Glück. In der Molkerei in Burg wurde eine Kraft gesucht. Da die Molkerei, wie auch die Forstwirtschaft damals zur Landwirtschaft gehörte, wurde er von seinem Chef dort hin versetzt. Der Verdienst war hier auch besser. Nun kamen wir mit dem Geld einigermaßen klar.

1939 begann der Krieg. Paul wurde aber noch nicht eingezogen, die Molkerei reklamierte ihn. Er war unentbehrlich, denn die Milchversorgung für die Front musste gesichert sein. Außerdem hatte er noch keine militärische Ausbildung erhalten. Sein Arbeitstag begann nachts um zwei Uhr und endete spät abends.

Wenn er sich beschwerte, weil er seine Familie tagelang nicht zu sehen bekam, antwortete der Chef, dass er ja an die Front gehen könne oder: „Was sollen die Soldaten sagen?“ Paul arbeitete zunächst als Beifahrer auf einem LKW und wurde nebenbei zum Molkereifacharbeiter ausgebildet. Als Beifahrer hatte er den LKW mit Milchkannen mit einem Gewicht von je 20 kg zu beladen. Diese Milch wurde dann nach Vetschau zum Bahnhof und von dort mit der Bahn weiter nach Berlin transportiert.



Wilhelmine mit Mutter und Wernfried vor dem Wohnhaus.

Sein Motorrad hatte Paul verkauft, weil es sonst eingezogen werden würde. Ein Bauer kaufte es, nahm es komplett auseinander und versteckte es im Heu. So wurde es ihm weder von den Nazis, noch später von den Russen weggenommen. Nach dem Krieg hatte der Bauer es noch. Wir besaßen bis zum Kriegsanfang ein Radio, mussten es aber abgeben.

Im Februar 1940 meldete sich unser erster Sohn an. Die Hebamme schätzte die Lage sehr schwierig ein und versuchte dreimal vergeblich einen Arzt anzufordern. Dieser kam dann viel zu spät, da lag der kleine Wernfried schon in der Wanne und schrie aus Leibeskräften. 5,5 kg wog er. „Das ist die Jugend von heute“, sagte der Doktor. Er hatte gut Lachen. Mir war dazu nicht zumute. Mit viel Mühe hatten wir es dann geschafft, den Kleinen, der nach acht Tagen eine Menge seines Geburtsgewichtes verloren hatte, über das erste Jahr zu bringen. Das Kind litt an schweren Ernährungsstörungen.

Es war Krieg und niemand kümmerte sich in dieser schweren Zeit um so eine junge unerfahrene Familie. Ich suchte natürlich Rat, nicht zuletzt bei meiner Mutter. Sie konnte mir aber wenig helfen. Sie stellte lediglich fest, dass man früher so ein Theater mit kleinen Kindern nicht kannte. Da wurden die Kinder gestillt.

Früher sind auch sehr viele Kinder im ersten Jahr gestorben, das hatte sie sicher schon vergessen oder auch nicht. Dass eine Mutter, um ihrem Kind das Stillen zu ermöglichen, auch die Voraussetzungen dafür haben muss, also auch selbst ausreichend Nahrung zu sich nehmen muss, hätte sie auch wissen können. Es gab in diesem Krieg halt wenig zu essen, die Versorgung der Soldaten an der Front hatte Vorrang. Und so war für den kleinen Wernfried eben wenig oder keine Milch vorhanden. Mit einem vom Arzt empfohlenen sehr guten, aber teuren Mittel schafften wir es, beim Kleinen die ständigen Krämpfe und den Durchfall zu stoppen. Nun hatten wir in den Nächten wieder etwas mehr Ruhe und Wernfried erholte sich etwas.

Mit meiner Mutter hingegen, die mit ihren längst überholten „Weisheiten“ uns ständig belehren wollte, hatte ich weiterhin nur Zoff. Paul, der lange mit ihr gut auskam, merkte nun auch, dass an den Streitigkeiten zwischen mir und meiner Mutter nicht immer ich Schuld hatte. Ich sollte, wie schon in früheren Jahren, mein Leben nach ihren Vorstellungen einrichten. Dass sich der Bauer vom Putzen und Kehren nicht ernähren kann, überhörte ich schon mal, wenn es auch schwerfiel. Reisigbündel vor dem Ofen unserer schönen neuen Küche und ähnliche Dinge duldeten ich aber nicht. Von dem ganzen Ärger bekam Paul aber nichts mit, denn er kam ja immer spät von der Arbeit nach Hause.

Als Wernfried nachts wieder mal sehr unruhig wurde, wollte Mutter mit ihren Mitteln eingreifen. Sie meinte, dass der Kleine Mitesser hätte, was kleine Haare in der Haut wären. Dies wollte sie durch Einwickeln des Kindes in Brotteig behandeln. Der Brotteig sollte antrocknen und dann vom Kind abgerissen werden. Als Paul das hörte, sagte er empört:

„Ich höre wohl nicht richtig! Seid ihr denn verrückt?“

Mutter warf uns daraufhin Ungläubigkeit vor, weil wir auf sie nicht hörten.

„Euer Unglaube wird noch Schlimmeres verursachen“, sagte sie erbost. „Seht ihr denn nicht, dass die Augen des Kindes zum Himmel hinauf sehen?“ Das war dann Paul doch zu viel und er forderte sie auf, zu verschwinden, wenn sie nichts Besseres wüsste, als so einen Blödsinn.

Von da an war es mit der Harmonie zwischen uns und der Mutter vorbei. Das gemeinsame Essen ging nur noch kurze Zeit gut,

dann waren die unterschiedlichen Ansprüche und Vorstellungen vom Essen nicht mehr unter einen Hut zu bringen. Lebensmittelkarten bekam ich nur noch für zwei Erwachsene und ein Kind. Zwanzig Mark im Monat mussten wir jetzt für die Miete aufbringen. Die Hälfte der Stallräume und des Gartens durften wir nur noch so nutzen, wie es im Vertrag stand. Es war ja nicht alles nur in den Schornstein geschrieben. Nun gefiel uns das Leben in unserer kleinen Familie viel besser, ohne die ständigen Einmischungen der Mutter.

Im Juni 1940 wurde ich nach Cottbus zum Obervormund geladen. Mir wurde dort meine Mündigkeit erklärt. Der Beamte war in einer schwarzen SS-Uniform gekleidet. Das verschaffte mir einiges Unbehagen. Die Mündigkeitserklärung fiel kurz aus. Viel wichtiger schien dem Beamten die Frage an mich:

„Junge Frau, wo hält sich ihr Vater eigentlich auf?“

Ich wollte auf meinen Stiefvater eingehen, aber er wiegelte ab:
„Nein, nein! Ich meine ihren richtigen Vater, diesen Gustav Achtel oder Jacob Sommer oder wie er auch immer heißen mag.“

„Ich habe keinen Kontakt zu meinem richtigen Vater“, hatte ich ihm gesagt.

Darauf antwortete er mir wörtlich:

„Es würde mir persönlich Spaß machen, den Kerl zu finden.“ Dabei verzog sich sein Gesicht zu einer mir angsteinflößenden Grimasse.

„Wir haben alles in Bewegung gesetzt, aber das Schwein ist tatsächlich spurlos verschwunden“. Im leichten Unterton hörte ich dann noch von ihm: „Na vielleicht ist es auch besser so für sie.“

Ich konnte gehen. Als ich wieder auf dem Heimweg war, fühlte ich mich erleichtert. Dass einige der jüdischen Leute flüchteten, leuchtete mir völlig ein. Wie mir bekannt war, wurden allein in Preußen tausende Menschen in Schutzhaft genommen. Das erzählte mir mal ein Kommunist aus der Nachbarschaft, dem seine Gesinnung ihm später auch zum Verhängnis wurde.

Dass seit 1933 jüdische Geschäfte, Arztpraxen und Anwaltskanzleien schon seit 1933 boykottiert wurden, hatten ja alle, die mit offenen Augen durchs Leben schritten, mitbekommen. Auch in Burg litten Menschen jüdischer Abstammung unter diesen Repressalien, so auch der Kaufmann Lewin, der sein Kolonialwarengeschäft in der Nähe der Fleischerei Graz betrieb. Nur hatten viele der NS-Propaganda vertraut und kein Unrecht in der Verfolgung Andersdenkender und der Menschen, die dem NS-Rassenideal nicht entsprachen, gesehen. Sie erfuhren ja auch kaum von den Konzentrationslagern und den stattfindenden Martyrien. Auch ich hatte damals vieles nicht gewusst, aber dass mein richtiger Vater sich aus dem Staub gemacht hatte, machte mich jetzt richtig glücklich. In diesem Zusammenhang fielen mir die mahnenden Worte meines Lehrers Handta während meiner Schulentlassung wieder ein: „Pass auf dich auf!“

Als ich im Sommer 1940 zum Arzt ging, weil es mir nicht gut ging, stellte er keine Krankheit, sondern eine erneute Schwangerschaft fest. Ich wendete mich vom Arzt weg, um schnell aus dem Behandlungszimmer zu gelangen. Die Tränen rannen mir über die Wangen. Der Arzt rief mir hinterher:

„Es tut mir leid, Ihnen keine andere Diagnose geben zu können.“ Den Rest vernahm ich nicht mehr so richtig, nur so viel: „... dass

so etwas so schnell geht, damit hatten sie sicher nicht gerechnet, ... das nächste Mal ...“

Wie ein begossener Pudel stand ich auf der Straße. Ich versuchte, mich zu fassen, denn es half ja sowieso alles nichts, da musste ich nun irgendwie durch und mit mir auch Paul und meine Mutter. Beim zweiten Kind wollte ich jedenfalls alles besser machen, ich hatte ja bereits meine Erfahrungen gesammelt.

In der Molkerei hatte der Verwalter einmal versäumt, die Reklamation für Paul einzureichen. Vielleicht wollte er sie als überzeugtes NSDAP-Mitglied auch nicht einreichen. Deshalb musste Paul im Frühjahr 1941 zur militärischen Ausbildung nach Cottbus-Sachsenhof. Er war dort kaserniert untergebracht. Bei der Geburt unseres zweiten Kindes konnte er deshalb nicht anwesend sein. Ich musste die ganze Sache also ohne Paul planen. Alfred, mein jüngster Bruder, lernte in Cottbus Fleischer und kam nur jeden Sonntag nach Hause und Reinhard lebte nach wie vor in Cottbus bei seinem Vater. Deswegen sollte sich nach meinem Plan alles am Sonntag abspielen. Alfred könnten wir dann zur Hebamme schicken, die in einem der Nachbardörfer wohnte.

Der dreißigste März rückte heran. Ich hatte mir eine besondere Arbeit vorgenommen. Mit der schweren Leiterkarre (Schubkarre aus Holz) beförderte ich das nasse Laub, welches ich vorher mit der Mistgabel von den Kartoffelgruben entnahm. Eine viel zu schwere Arbeit war das für mich, merkte ich sehr schnell, denn der kleine Siegbert kam im Schweinsgalopp ohne Arzt und ohne Aufregung in unsere Kriegswelt hinein gestolpert. Die Hebamme, die von Alfred schon vorsorglich alarmiert wurde, kam gera-

de noch zur rechten Zeit und begann ihre Tätigkeit mit den Worten:

„Hoppla, wen haben wir denn da?“

„Siegbert“, sagte ich erleichtert.

„Aha“, sagte sie, „den ‚im Siege Glänzenden‘ haben wir also, so ist jedenfalls die Bedeutung des Namens.“

„Das wusste ich noch nicht“, sagte ich, „aber ich wünsche mir, dass er mit heroischen Siegen mal nichts zu tun haben wird.“

„Meine liebe junge Frau!“, sagte die Hebamme entrüstet, „lassen sie das nicht den Führer hören, er braucht siegreiche Soldaten für die Front“. Mit „Heil Hitler“ verließ sie bald unsere Wohnung, denn viel Arbeit gab es für sie nicht. Ich war froh, dass ich mit meiner Familie alleine war. Mit Krieg und kriegerischen Siegen wollte ich nichts zu tun haben und meinem Siegbert sollte es später auch erspart bleiben.

Den Krieg bekamen wir zu Hause, obwohl er in Deutschland noch nicht tobte, schon zu spüren. Es gab im Monat zwei Ein-topfsonntage, an denen für den Frieden gesammelt wurde, aber auch für den Sieg, an den wir alle glaubten. Die Bevölkerung sollte möglichst nur zweimal im Monat Braten auf den Tisch bringen und das dabei eingesparte Geld spenden. Paul hatte seine Ausbildung in Cottbus beendet und arbeitete wieder in der Molkerei. Im Juni 1942 kam unser drittes Kind zur Welt, es war Martin. Nun sollte es aber reichen, denn meine Gesundheit litt sehr unter der ganzen Aufregung, die uns der Krieg brachte. Mit unseren drei Kindern wurde es in der größeren Bodenstube langsam zu eng. Im kleinen Erkerzimmer wohnte unsere Mutter und die

Parterrewohnung war noch vermietet. Diese brauchten wir nun dringend. Noch vor den kalten Wintermonaten musste eine Lösung her, wenn auch Mutter auf die Miete nicht unbedingt verzichten wollte.

Es klappte dann trotzdem schon im September alles ganz schnell. Unsere Mieter, die Familie Budarick, pachteten in Burg-Kauper eine kleine Landwirtschaft, und wir konnten endlich in die etwas größere untere Wohnung einziehen.

Kaum waren wir mit dem Umzug fertig, da bekam Paul seinen Einberufungsbefehl und fuhr genau am 25. September, seinem 31. Geburtstag über die russische Grenze. Er kam direkt an die Front, es war wohl der Ostwall. An der sogenannten „Panther-Stellung“ am Dnepr gehörte er zu den frischen Kräften, welche die ausgedünnten Divisionen auffüllen sollten. In einem seiner wenigen Briefen schrieb er unter anderem:

„Das Wetter ist relativ mild, aber es gibt schon Nachtfröste. Die so genannte „Rasputiza“, eine Schlammperiode, hat hier Einzug gehalten. Sie macht das fremde Land fast unpassierbar.“



Wilhelmine mit den ersten Drei

Über Kriegshandlungen schrieb er nichts. Vielleicht durfte er das auch nicht. Von einem Verwundeten, der in Fronturlaub war, erfuhr ich, dass aufgrund der milden Witterung fast pausenlos gekämpft würde und dass die Truppe sehr erschöpft sei. Seiner Meinung nach wäre die Aufgabe der immer schlechter besetzten Stellungen nur eine Frage der Zeit.

1943 blieb die Post eine lange Zeit ganz aus, bis dann ein Brief mit einem Foto von Paul aus einem Lazarett kam:

Sehr geehrte Frau ...,

... wurde bei einem Beschuss in der hiesigen Gegend Ihr Mann am re. Bein schwer verwundet. Das gesamte Bein wurde stark zertrümmert. Durch unsere Ärzte ist alles Erdenkliche geschehen, um das Leben ihres lieben Mannes zu retten. Es möge Ihnen ein Trost sein, dass Ihr Mann tapfer kämpfend bei der Verteidigung unseres Vaterlandes sein Bein verloren hat.

(Unterschrift)

Stabsarzt

Mit diesem Brief erfuhr ich die ganze Wahrheit. Ich brach in Tränen aus, aber meine Mutter tröstete mich. Sie sagte:

„Sei dankbar, denn es war ein Heimatschuss.“

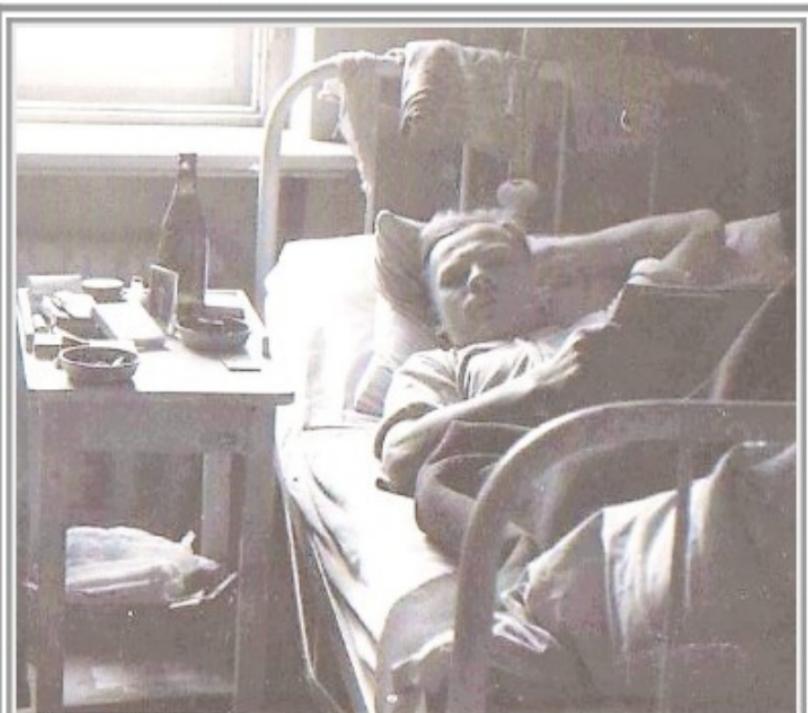
Wir trösteten uns dann doch damit, dass er so wenigstens noch am Leben blieb, wo doch die Meldungen bei anderen sehr häufig Todesnachrichten waren.

Als nächster Brief kam dann der von Paul, welcher eigentlich vor der Nachricht der Wehrmacht abgeschickt war, aber sicher in den Kriegswirren irgendwo in Russland hängen blieb. In diesem Brief versuchte Paul, mir schonend seinen Zustand beizubringen.

Er schrieb, dass er jetzt für längere Zeit an das Bett gebunden sein würde, dass aber der Krieg für ihn bald ein Ende hätte. Die bittere Wahrheit, die in diesem Brief nicht zum Ausdruck kam, kannte ich ja schon.

Im Herbst 1943 kam Paul nach Goslar ins Lazarett. Bald setzte ich mich in den Zug, um ihn dort das erste Mal seit langer Zeit wieder sehen zu können. Mit dem fehlenden kompletten Bein hatten wir uns beide schnell abgefunden, wir hatten ja auch keine andere Möglichkeit. Wir waren nur glücklich, dass wir uns beide wieder hatten.

1944 im April kam Paul aus dem Krieg heim. Weil er auch schon vor dem Krieg sehr sportlich war, gewöhnte er sich an seine Holzprothese viel schneller als viele andere in seiner Lage.



Paul im Lazarett

Er lief, obwohl der gebliebene Stumpf des Beines sehr kurz war, relativ gut mit ihr.

Auch eine Arbeit bekam Paul bei einer Berliner Firma, die in Burg ihre Zweigstelle hatte. Dort verdiente er sehr gut. Sie zahlten ihren Mitarbeitern den Lohn immer im Voraus. Kurz nach einer dieser Lohnzahlungen war diese Firma plötzlich aus Burg verschwunden. Sechshundert Mark hatte Paul insgesamt mit der letzten Vorauszahlung empfangen können. Er trug diese Scheine ständig im Schaft seiner Prothese mit sich herum. Dieses Geld sollte als „Notgroschen“ für die noch zu erwartende ungewisse Kriegszeit dienen.

Wir hatten zwar das Geld, aber Nahrungsmittel wurden immer rarier, es gab fast nichts mehr zu kaufen. Zu allem Unglück kam Ende November noch das vierte Kind, der kleine Julian. Die Folgemonate gestalteten sich immer schwieriger, bis wir eines Tages nichts mehr zu essen hatten. In den Geschäften gab es weder Mehl noch Grieß oder Ähnliches. Für Julian gäbe es keine Kindernahrung mehr, wenn Pauls Cousin uns nicht mit zwanzig Kilogramm weißes Roggenmehl aus seinem Bestand geholfen hätte. Das war eine kleine Hilfe in letzter Not. Wir ernährten uns weiter von dem Wenigen, was uns noch blieb. Seit meinem vierten Kind war ich ständig krank. Der Hunger setzte uns allen gehörig zu. Ich war den Dingen nicht mehr wirklich gewachsen, versuchte mich, so gut es ging, aufrecht zu halten.

Irgendwann rückte der sogenannte Feind näher. Budaricks Vater kam aus Fürstenwalde zu seiner Familie zurück. Er erzählte, dass dort schon die Russen zu sehen wären. Auch wir mussten wegen der Kampfhandlungen unser Haus verlassen. Es hieß, dass es nur

für eine Nacht sein sollte. Vorher vergruben wir eine große Holztruhe mit den für uns wichtigen Dingen drin, wie Kleider, Wäsche, Geschirr und andere Gegenstände des täglichen Gebrauchs unter Johannisbeersträuchern im Garten. Ein Nachbar, der die durchziehenden Russen beobachtete, erzählte uns, als wir zurückkamen, dass sie mit ihren langen Säbeln überall im Garten die Erde durchstachen. Unser Versteck verfehlten sie nur knapp. So konnten wir die kleine, für uns wertvolle Habe unbeschädigt wieder herausholen.

Aber bis es dazu kam, lagen wir zunächst auf den Werbener Wiesen, um dort zu übernachten. In der Nähe wohnte Minna Huchatz, die Schwester unseres nicht weit entfernten Nachbarn Martin Huchatz. Dessen Enkel Hansi Schmedicke hatte übrigens später das Grundstück übernommen. Als wir im Begriff waren uns in der Scheune der Frau Huchatz einzquartieren, kamen deutsche Soldaten und schmissen uns wieder raus. Sie besetzten die Scheune für sich. Uns blieb weiter nichts drüber, als mit unserem Kinderwagen, den vier kleinen Kindern und dem Gepäck wieder zurück nach Hause zu ziehen. Zwei Fließe, die keine Brücken mehr hatten, mussten wir überqueren. Die restlichen Balken der zerstörten Brücken waren an den Ufern fixiert und bewegten sich hin und her im Wasser. Dort mussten wir aber rüber, um erst einmal wieder nach Hause zu gelangen.

Noch schlimmer waren für uns aber die Schießereien ringsumher. Sie machten den Weg außerdem noch gefährlich. Übernachten mussten wir nun zu Hause, uns blieb keine andere Möglichkeit, wenn auch die Gewehr- und Kanonensalven über unser Haus hinweg fegten und unweit einschlugen. Wir waren schein-

bar zwischen die Fronten geraten. Paul konnte mit der Situation etwas besser umgehen. Er wusste, wie man sich dabei zu verhalten hat. Er hörte anhand der Abschüsse und Einschläge, wo die Fronten etwa verliefen und konnte deuten, welches die Abschüsse der Deutschen und welches die Einschläge der Russen waren. Er positionierte uns an die sicherste Stelle in unserem Spreewaldhaus.

Und so lagen wir glücklicherweise alle auf dem Fußboden unter den Fenstern, geschützt von den starken Außenwandbohlen. Währenddessen zerstörte ein Granatsplitter die Kopfseite eines der Ehebetten. Wir hatten Glück. Hätten wir im Bett gelegen, wäre dieser Einschuss wahrscheinlich tödlich. Er schlug nämlich genau in Kopfhöhe ein. Am darauffolgenden Tag verließen wir zum frühestmöglichen Zeitpunkt unser Haus. Wir wollten auf schnellstem Wege zu Frau Günther nach Burg-Kauper gelangen. Es war nicht einfach, denn Flugzeuge kreisten über uns. MG-Salven und Einschläge erfüllten die Luft und nicht selten rief Paul mir zu:

„Willst du dich nicht endlich auf die Erde werfen?“ Ich hatte diese Warnung dann schnell begriffen. Vom 20. April bis Anfang Mai waren die Russen direkt in Burg. Ich möchte mir ersparen, über einzelne furchtbare Erlebnisse zu berichten. Mein Kind im Kinderwagen schrie. Es schien, als wollte es mich schützen. Über diese Dinge zu schreiben, wäre ein Buch für sich gewesen, deshalb - genug davon. Zumindest hatte Paul als Kriegsversehrter von den Russen nichts zu befürchten. Ihn verschonten sie, wahrscheinlich mit der Genugtuung, ihn bereits unschädlich gemacht zu haben.

Kapitel 13

Nach dem Krieg bemühte sich Paul um Arbeit, aber es sah damit für Kriegsversehrte schlecht aus. Als solcher wurde man bei nahe wie ein Kriegsverbrecher behandelt. Man musste sich schon manchmal die Frage gefallen lassen: „Was wolltest du denn im Krieg? Selber schuld!“

Mit dem, was wir an Lebensmittel zur Verfügung hatten, wären wir nicht über den Winter gekommen. Wir hätten unsere Familie nicht ernähren können. Wir beschlossen deshalb, es wie die Budaricks zu tun. Wir wollten eine kleine Bauernwirtschaft mit Wohnung und allem drum und dran pachten. So ein Angebot bekamen wir in Guhrow. Mein Schwager Franz aus Briesen hatte das vermittelt. Paul fuhr hin und was ich damals noch nicht wusste, auch nach Trebendorf.

Er kam zurück und berichtete mir, dass wir einen Bauernhof mit Acker, Wald und Wiese sowie auch mit einem Stall und ein wenig Vieh und dazu noch eine Wohnung geschenkt bekommen könnten. Das Angebot erschien mir und meiner Mutter unglaublich, aber es war wirklich wahr. Josef, Pauls Bruder, hatte bei der Bodenreform in Trebendorf ein Wörtchen mitzureden. Er überzeugte die Herren davon, dass Paul ein Anrecht auf eine Siedlung hätte, weil er jahrelang auf dem Gut als Schweizer arbeitete. Und er kam damit auch durch. Die Gemeinde Burg rückte eine Färse

(Jungrind) heraus. Sie war zufrieden, dass sie eine arme kinderreiche Familie auf diese Art los wurde. Mutter bekam ihr Haus zurück und wir zogen im November 1945 wieder nach Trebendorf. Eine andere Möglichkeit hatten wir damals nicht.

Josef nahm alles in die Hand. Er führte zu der Zeit drei Siedlungen aus dem ehemaligen Besitz des Gutsherren. Uns besorgte er fürs Erste zwei Zimmer in einem alten Gemäuer, das zur Jahrhundertwende noch eine Brennerei war. Kleine Fenster ließen wenig Licht ins Haus. An den mit Ölfarbe gestrichenen Wänden lief das Schwitzwasser herab, das eine feuchte kalte Raumluft zur Folge hatte. Diese Zimmer sollten und konnten nicht von Dauer sein. Zu dieser Unterkunft bekamen wir noch eine große Scheune inklusive Stallungen mit etwas Viehzeug für den Anfang.

Als Julian im Winter 1945 ins zweite Jahr ging, musste er immer noch in seinem kleinen hohen Drahtkinderbettchen untergebracht werden, das am Fenster seinen besten Platz fand. Er wurde unter den gegebenen Umständen krank. Die anderen drei Kleinen konnten sich schon draußen selbst beschäftigen. Ich hatte wenig Zeit für Julian, deshalb hatten wir ein Schulmädchen engagiert, das für ein wenig Essen auf ihn aufpasste. Sie hatte die Zeit, sich etwas mehr mit dem Kleinen zu befassen. Das tat ihm gut.

Als die Sonne im Frühjahr etwas höher stand, war das erste halbe Jahr in Trebendorf überstanden, eine schwere Zeit. Das Getreide auf dem Speicher war restlos aufgebraucht und wir bekamen Leihgetreide. Dieses wurde zu Schrot gemahlen. Aus dem Schrot buken wir Brot. Davon bekam jeder täglich zwei große Stullen mit aufs Feld. Früh morgens kochte ich Roggenschrotsuppe.

Zum ersten Frühstück gab es dann Kartoffelplinze dazu, die ich inzwischen gebacken hatte. Während der Arbeiten zu Hause und auf dem Feld litt ich ständig unter Schmerzen. Josef teilte die Arbeit für alle drei Siedlungen ein. Gemeinsam fuhren wir morgens aufs Feld und abends wieder zurück. Alle mussten fleißig mitarbeiten, einschließlich der Kinder. An Sonntagen trafen wir uns dann in Josefs Wohnung. Die Männer spielten Karten, während die Frauen sich unterhielten und alte Volkslieder sangen, bei denen die Männer oft mit einstimmten. Gelegentlich kam auch Franz aus Briesen zu Besuch. Zu dieser Zeit war unser Vater bereits verstorben.

Die frohen Stunden taten mir gut. Sie lenkten ein wenig von den Sorgen und der Krankheit ab. Erst viel später erfuhr ich, dass es Gallensteine waren die ich schon sehr lange mit mir herumtrug und die mir regelmäßig Probleme bereiteten. Den Höhepunkt der schmerzhaften Anfälle spürte ich im Herbst 1946. Damals kamen die Koliken mehrmals hintereinander. Ob Schmerzen oder nicht, die Arbeit musste immer erledigt werden. Und es kam noch eine Arbeit hinzu. Neben der vorhandenen Stallung wollten wir unser künftiges Wohnhaus unter dem großen Scheunendach unterbringen. Die Außenwände standen bereits.

Das Projekt, in dem alle unsere Wünsche berücksichtigt wurden, war bald erstellt. Wichtig war dabei eine flach ansteigende Treppe, damit Paul auch bequem hochgehen konnte. In dieses für damalige Zeiten modern gestaltete Haus mit Wohnzimmer, Schlafzimmer, Kinderzimmer und Küche, sowie mit Wirtschaftsräumen zogen wir 1948 ein. Das Wohnzimmer war aber in unserem neuen Haus noch nicht für uns selbst vorgesehen, sondern für einen

Burschen. Diesen Erwin Grund hatten wir für die schweren Arbeiten auf dem Feld eingestellt. Vor allem musste er mit dem Ochsengespann arbeiten, denn das konnte Paul mit dem einen Bein nicht so gut erledigen. Jetzt hatten wir ganz andere Voraussetzungen für unsere Arbeit. Der Stall war gleich neben dem Wohnhaus unter einem Dach. Die langen Laufwege zum Stall fielen weg.

In diesem Haus erholte ich mich schnell. In den vergangenen zwei Jahren hatte niemand so recht geglaubt, dass die kranke Frau mit den vier Kindern diese Bauzeit voller Stress durchhalten würde. Und so manche Kriegerwitwe, von denen es sehr viele gab, hatte ihre Wünsche aus dem Kopf verdrängen müssen. Ein junges Mädchen stellten wir ein, die mir etwas Arbeit abnahm. Der Bursche war inzwischen drei Jahre bei uns und suchte sich anderswo eine Arbeit, um mehr Geld zu verdienen. Für ihn kam später sein jüngerer Bruder Martin. Bis zu seiner Einstellung fuhr in der Zwischenzeit das Hausmädchen mit Paul aufs Feld. Ich war mit meinem Los zufrieden.

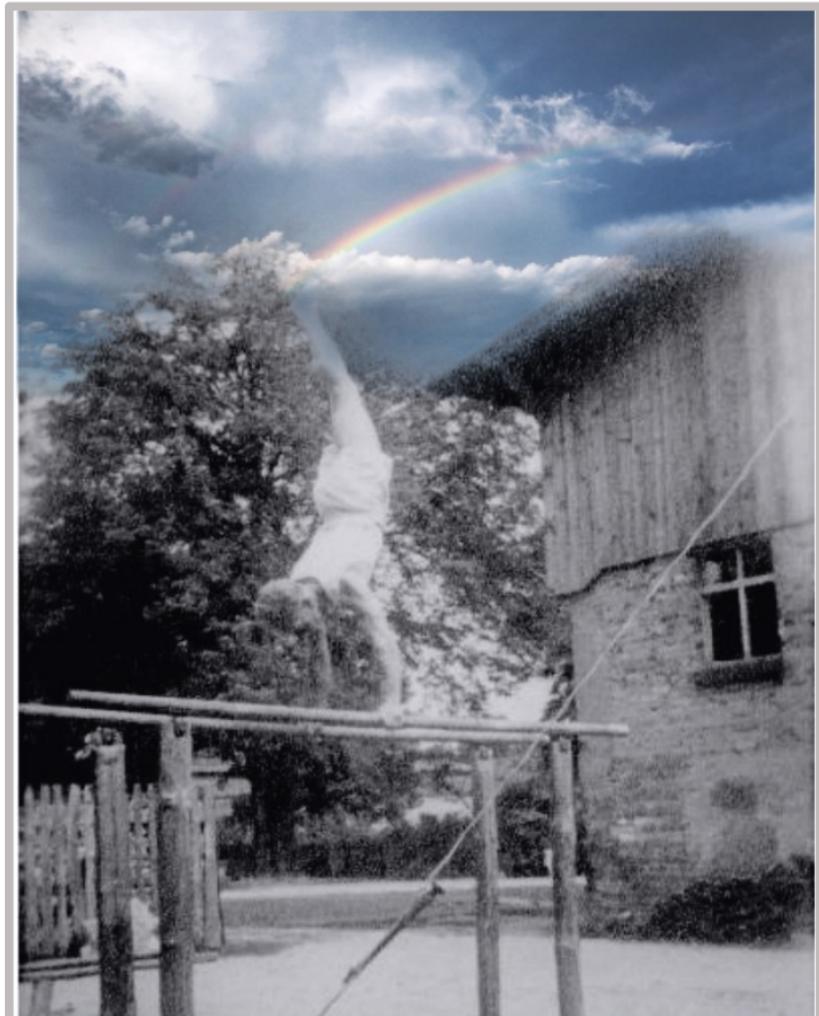
Inzwischen hatte sich auch Julian gut erholt. Die Bedingungen im neuen Haus taten ihm gut. Aber auch den anderen Dreien gefiel es in Trebendorf sehr gut. Sie waren ja schon größer und gingen bereits zur Schule. Kinder zum Spielen gab es in unserer Siedlung zuhauf, unter ihnen auch die Cousins und Cousinen in stattlicher Zahl. Arm waren wir aber immer noch. Es reichte weder vorn noch hinten so richtig. Die Schulsachen mussten angegeschafft werden. Nur ein Mal zum Wechseln besaß jeder. Vor allem die Strümpfe mussten regelmäßig gestopft werden. Auch davon hatte jeder nur zwei Paar. Wenn ich dann manchmal von

Leuten hörte, dass unsere Kinder immer sauber und ordentlich gekleidet wären, tat mir das sehr gut.



Cousins und Cousinen in Trebendorf

Paul hatte sich vor dem Wohnhaus Sportgeräte, wie Barren und Reck errichten lassen. Selbst ein Barren für die Kinder durfte nicht fehlen. Täglich übte er sein geliebtes Geräteturnen aus. Auch im Trebendorfer Sportverein war er aktiv.



Trebendorf, Paul am Barren vor dem zukünftigen Wohnhaus

Meine Mutter hatte sich, als sie wieder alleine war, einen neuen Freund angeschafft. Mit ihm kam sie uns mal besuchen. Sie bestaunte unser Geschaffenes. Dann erzählte sie uns, dass sie diesen Mann heiraten wolle und fragte, ob wir etwas dagegen hätten. Eine Ablehnung oder Befürwortung stand uns natürlich nicht zu. Wir kannten diesen Mann ja gar nicht. Später, als Mutter schon sechs Jahre mit ihm verheiratet war, bekamen wir mit, dass sie wieder mal nicht die beste Wahl getroffen hatte. Aber dieser Mann besaß weit unten in Burg-Kauper ein kleines Haus. Das ließ sich Mutter, geschäftstüchtig, wie sie schon immer war, zur Hochzeit schenken, und zwar mit Schenkungsurkunde. Glücklich war Mutter mit diesem Mann nicht, das erfuhren wir kurz vor ihrem Tod.

*

Zu dieser Zeit meldete sich bei uns noch einmal Nachwuchs an, und ich erhielt auch eine Nachricht von der Burger Gemeindeschwester, dass meine Mutter in Cottbus im Krankenhaus läge und dass ich sie recht bald besuchen sollte. Ich machte mich sofort auf den Weg nach Cottbus. Im Krankenhaus angekommen, erzählte ich ihr von meiner Schwangerschaft. Mutter freute sich sehr über diese freudige Erwartung. Sie erzählte mir von einer Truhe, in der sie eine schöne Tracht aufbewahrt hatte. Ich sollte sie mir ansehen, denn in dieser Tracht wollte sie mit in die Kirche kommen, wenn das Kind getauft werden würde. Leider konnte sich dieser Wunsch meiner Mutter nicht mehr erfüllen, denn bald nach meinem Besuch starb sie.

Es gab ein Testament, von dem mir Mutter vorher erzählte. Nach diesem sollte der gesamte Nachlass geteilt werden. Auch ihr

Mann war nach meiner Kenntnis in dem Testament mit bedacht worden. Alfred war bereits in Spremberg-Heinrichsfeld verheiratet und besaß dort ein Grundstück. Zusammen mit Alfred und dem Opa ging ich zum Standesamt, wo wir das Testament eröffnen ließen. Beim Verlesen des Testaments staunten nicht nur der Alte, sondern auch Alfred und ich. Laut dem neuen handgeschriebenen Schriftstück gehörte der gesamte Nachlass einschließlich der beiden Grundstücke nun mir.

Die Sache wurde mir höchst peinlich. Ich beschloss spontan, ohne Rücksprache mit Paul, mein Erbe gerecht zu teilen. Den Alten beruhigte ich zu seiner Zufriedenheit und versprach ihm, dass er es nicht schlecht bei uns haben werde. Darauf antwortete er:

„Minka, dir würde ich gleich heiraten, wenn du nicht verheiratet wärst.“ Ich drehte mich um, und gab ihm zu verstehen, dass das anders gemeint war. Ob er das verstanden hatte, bezweifelte ich. Ich hasste ihn und wir hofften, dass wir ihn bald loswerden würden. Mit meinem Bruder waren wir uns einig. Er sollte das Haus in Burg-Kauper erhalten und ich das zu Hause. Alle waren nun zufrieden und ich hatte ein reines Gewissen. Als ich Paul alles erzählte, sagte er, dass ich es richtig gemacht hätte, genau in seinem Sinne.

Mit dem Erbe in Burg standen wir vor der Wahl: Bleiben wir in Trebendorf oder ziehen wir nach Burg zurück? In Trebendorf hatten wir uns schon ein schönes Zuhause geschaffen, das hätten wir in Burg nun wieder vor uns. Burg böte uns allerdings ganz andere Möglichkeiten. Es war ein größerer Ort. Dort hätten beispielsweise unsere Kinder ganz andere Lernvoraussetzungen. Im Gegensatz zu Trebendorf, wo vier Klassen sich einen Unter-

richtsraum teilen mussten, hatte in Burg jede Klasse ihr eigenes Klassenzimmer.

Bei der Entscheidungsfindung spielte auch mein Gesundheitszustand eine Rolle. Dr. Graske und Dr. Salisch waren zwei Ärzte in Burg, die mir bei meinen häufigen Krankheiten helfen konnten. Nicht zuletzt war Burg auch mein Heimatort, wogegen Trebendorf nur eine Station von vielen der Schweizerfamilie meines Mannes war. Allein von 1930 bis 1937 waren es drei Güter an drei verschiedenen Standorten, wo sie wohnten. Pauls eigentliche Heimat war die Bunzlauer Gegend in Schlesien. Das gehörte nach dem Krieg zu Polen, und war somit kein Thema mehr für uns. Letztendlich fiel unsere Wahl auf Burg.



Ankunft in Burg

Kapitel 14

Im Oktober 1952 zogen wir von Trebendorf nach Burg zurück. Half uns beim damaligen Umzug 1945 von Burg nach Trebendorf Josef, so war es jetzt Franz aus Briesen.

Er beauftragte seinen 12-jährigen Sohn Siegfried, unser Hab und Gut samt Familie mit dem Pferdegespann nach Burg zu chauffieren. Das hatte Siegfried auch gern mit seinem noch recht jugendlichen Elan getan.

Unser „neues“ Domizil war nun wieder das von meiner Mutter umgebaute Spreewaldhaus. Irgendwie fühlte ich mich erleichtert und gut. Ich war von dieser schweren Arbeit in Trebendorf befreit und war wieder zu Hause angekommen, allerdings mit all den neuen Problemen, die nun kommen würden.

Zunächst stand der Pferdewagen vor der einfachen aus Holz geziimmerten, etwa sieben Meter breiten Veranda des Hauses, zwei Meter von dieser offenen Veranda waren von Bretterwänden umschlossen. Dieser kleine Raum wurde als Werkstatt genutzt. Die beiden schlichten Eingangstüren, welche in das Innere des Hauses führten, hatten ihr Aussehen nicht verändert. Der alte Leimfarbanstrich war auf dem Holz der gesamten Veranda ebenso zu erkennen wie auf den Türen. Allerdings hatte die Zeit ihre Spuren hinterlassen, denn der Anstrich war an manchen Stellen abgeplatzt und verwaschen.

Während der langen Fahrt hatte ich mir im Kopf schon ausgemalt, wo und wie unsere Möbel in diesem Hause platziert werden würden. Die linke Tür war die Eingangstür zur Parterrewohnung und direkt hinter der rechten Tür führte eine steile Treppe in die obere Etage. Rechts von der Treppe war über dem Stall ein Heu- und Strohboden. Dieser war vom Treppenraum durch einen halbhohen Bretterverschlag getrennt. Vom Podest am oberen Treppenende konnte man auf diesen Boden gelangen.

Eine Brettertür mit einfachen Beschlägen ermöglichte den Zugang. Das uns bereits vertraute Haus hatte sich in den vergangenen sieben Jahren nicht sehr verändert. Neu waren für uns die Bewohner, die meine Mutter im Laufe der Zeit in diesem Haus für eine kleine Miete einquartierte. Meine Einrichtungspläne konnte ich ganz schnell wieder vergessen, denn das Haus bot, so wie wir es jetzt vorfanden, unserer sechsköpfigen Familie nur einen Wohnraum, eine Waschküche und einen Flur, mehr nicht. Die obere Etage war mit Flüchtlingen bewohnt. Im Erkerzimmer wohnte inzwischen eine alte Frau, mit Namen Scheffter. Von dieser Frau wurden wir schon sehnstüchtig erwartet. Von ihr erfuhr ich die ganze Wahrheit über meinen neuen Stiefvater. Meine Mutter war seine dritte Frau. Bei der Flüchtlingsfrau hatte Mutter für mich Geld hinterlegt, welches die ehrliche Frau mir überreichte. Sie erzählte von den anderen zwei Mietern im größeren oberen Zimmer. Es war ein älterer Herr mit Namen Nebel und seine Nichte, Fräulein Kollaps. Diese zwei Mieter waren selten zu sehen, denn sie fuhren morgens früh fort zur Arbeit und kamen spät abends wieder nach Hause.

Wir betraten in Begleitung von Frau Scheffter die Parterrewohnung, wo wir uns nun einrichten wollten. Aber auch hier hatte

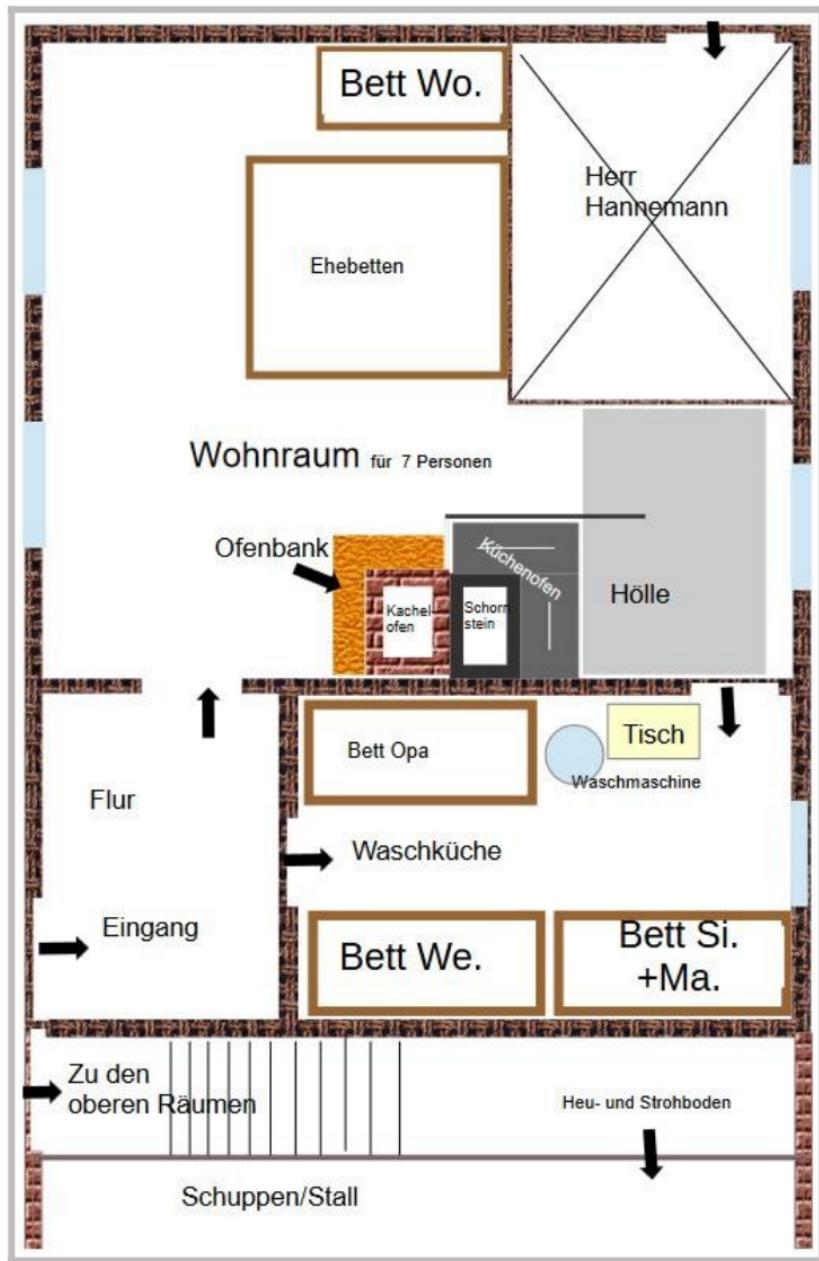
sich etwas verändert. Die für uns einzig verfügbare Wohnfläche wurde reduziert. Mit einer einfachen 2,5 cm starken Bretterwand wurde ein Raum abgeteilt. Ein Durchbruch an der Hinterseite des Hauses ermöglichte den Zugang zu diesem kleinen Zimmer. Hier wohnte der Vater der Nachbarfamilie Hannemann, deren Haus im Krieg abgebrannt war. Dessen Sohn war mit Frau bei den Nachbarn in einer Stube untergekommen.

Den alten Herrn Hannemann hörten wir sofort beim Betreten des Hauses. Er wimmerte und schrie im Wechsel. Frau Scheffter erzählte, dass er verrückt im Kopf sei und wohl auch Schmerzen hätte.

Und da war ja noch der verwitwete alte Mann. Frau Scheffter erzählte:

„Der hat sich gestern in der Waschküche eingerichtet. Jetzt ist er nicht zu Hause. Wahrscheinlich ist er, wie jeden Tag in einer Kneipe. Von dort kommt er dann betrunken nach Hause.“

Alle Mieter, so wusste die alte Frau Scheffter, sollten irgendwann ausziehen. Aber wann? Das konnte sie auch nicht sagen. Nun standen wir mit unseren Habseligkeiten da. Ein Zurück ging nicht mehr, denn unser Haus in Trebendorf wurde am Tag unseres Umzuges schon neu bezogen. Die Familie von Pauls Schwester Lene war dort bereits mit ihrer Familie eingezogen. Wir hatten auch gar keine Zeit zum Überlegen.



Grundriss

Die Möbel und all die anderen Sachen mussten vom Pferdewagen entladen werden, denn unser Chauffeur wollte ja möglichst noch im Hellen nach Hause kommen.

Bald hatten wir alles an Ort und Stelle. In der Waschküche standen nun neben dem Bett vom Opa noch zwei weitere Betten aus dem Pensionsbestand meiner Mutter. Dort wurden Wernfried, Siegbert und Martin einquartiert. Für Siegbert und Martin stand nur ein Bett zur Verfügung. Das Kinderbett für Julian stand nun neben den Ehebetten. Die Küchenmöbel trennten das Zimmer in Schlafraum und Wohnküche. Inmitten der Küche ragte ein überdimensionierter Schornstein zur Decke. Eine aus Klinkern gemauerte Kochstelle, flankiert von zwei Bretterwänden, war auf einer Seite des Schlotes angeschlossen. Diese kohlrabenschwarze Nische war unsere Hölle, im wendischen Sprachgebrauch die „Ella“. Es war also die Kochstelle des Hauses. Eine richtige Küche gab es nicht. Auf der anderen Seite des Schornsteins stand ein Kachelofen mit einer Ofenbank rundherum. Das war der von der Gemeinde vorfinanzierte, gesetzte Ofen. Auf der Eingangsseite des Raumes standen nun unsere mitgebrachten Küchenmöbel, ein Schrank, ein Küchentisch mit ausziehbarem Abwaschschüsselteil, zwei Bänke, zwei Stühle und eine Wasserbank. Im hinteren Teil fanden die Ehebetten mit Nachtschränkchen, die Frisiertoilette und der Schlafstubenschrank Platz. Der Schrank, der Rücken an Rücken mit dem Küchenschrank zusammenstand, bot auch eine Abgrenzung zur Küche.

Die Wände unserer Wohnung bestanden aus groben, mit Lehm verputzten Brettern. Durch das Wandmuster, welches oberflächlich mit einer Malerrolle aufgetragen war, leuchtete ein dunkles

Blau mit Sonne, Mond und Sternen. Dieser Anstrich mit den Himmelskörpern war mir noch aus früheren Jahren bekannt. Nur war jetzt alles sehr schmuddelig und dreckig und das Schlimmste waren die vielen Flöhe in der gesamten Wohnung.

Das Problem hatten wir bald gelöst. Den Hühnerstall hatten wir mit Geserol, einem damals gebräuchlichen Gift, ausgestäubt und jede einzelne Henne mit diesem Pulver behandelt. Danach hatte die Flohplage ein Ende. Außer den Hühnern standen im Stall noch zwei Ziegen, die für die Milchversorgung der Familie von großem Wert waren.

In Burg waren zur Zeit des Umzuges Kartoffelferien. Die Kinder mussten also nicht gleich zur Schule. Das war auch gut so, denn so wie in Trebendorf gekleidet, konnten sie in Burg nicht zur Schule gehen. Von Mutters Geld, das Frau Scheffter mir übergeben hatte, kaufte ich erst einmal für jedes Kind einen neuen Trainingsanzug.

Der Opa schaffte sich zu unserem Glück schnell eine neue Freundin an. Die vielen Kinder und überhaupt die neuen Wohnverhältnisse waren auch für ihn eine Zumutung. So dauerte es nicht mehr lange, bis er bei uns auszog. Los waren wir ihn aber trotzdem noch nicht ganz, denn er kam immer wieder mal zu uns, um mal hier ein Brett und dort eine Stange zu holen, was angeblich noch ihm gehörte. Irgendwann mussten wir ihm sagen, dass er endgültig das mitnehmen sollte, was ihm wirklich gehörte, denn für alle Zeit wollten wir uns nicht belästigen lassen. Das tat er dann auch, danach waren wir ihn endgültig los. Nach einem Jahr war auch der letzte Mieter aus dem Haus.

Die drei Flüchtlinge aus den oberen zwei Zimmern bekamen in Cottbus eine Bleibe und der alte Herr Hannemann starb.

Nun hatten wir das große Haus für uns alleine. Das war ein Segen. Die Kinder wurden in das große Zimmer in der oberen Etage umquartiert. In das kleinere Erkerzimmer zog aber wieder ein neuer Mieter ein. Hermann Witka hieß er. Er war der Cousin unseres Nachbarn Schmidt. Dieses Zimmer benötigten wir nicht unbedingt und so brachte es noch ein wenig Miete ein. Nicht unbedeutend waren für uns aber die handwerklichen Fähigkeiten des Hermann Witka. Mit seiner Hilfe gestalteten wir das gesamte Haus im unteren Bereich um. Aus dem großen Wohnraum entstanden nun ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer und eine Küche. Dazu gab es noch die Waschküche und später kam noch ein Toilettenraum in einer Flurecke hinzu.

Hermann Witka war ein sehr kinderlieber Mann. Er passte also sehr gut in unsere Familie rein. Sein Hobby war das Angeln. Er brachte sehr viele Fische nach Hause, die er allerdings selbst nicht aß. Ich nahm sie gern entgegen und machte daraus so manch schmackhaftes Fischgericht für unsere große Familie. Oft gingen die Kinder mit ihm zum naheliegenden Leineweberfließ zum Angeln mit.

Im Februar 1953 kam unser fünftes Kind zur Welt, Rudi, wieder ein Junge. Mit diesem Jungen hatten wir es einfacher als damals mit den ersten vier. Es war halt eine andere Zeit als früher. Einfach war es immer noch nicht, aber die vier Großen halfen tüchtig mit und hatten mit dem Kleinen auch ihre Freude. Rudi wurde von allen Seiten verwöhnt, nicht zuletzt auch von Hermann Witka.



Turnverein Burg

Paul hatte in Burg schnell Fuß gefasst. Im Turnverein war er trotz seines fehlenden Beines eine feste Größe und begeisterte viele Sportinteressierte mit seinen gekonnten Übungen. Die Riesenfelge am Reck oder der Handstand am Barren, kombiniert mit Überschlägen, das alles beherrschte er trotz seines Handicaps. Durch seine überdurchschnittliche sportliche Begabung, sein ständiges Training und seinen Fleiß war es ihm möglich, fast normal mit den Kindern zu spielen. Im nahe gelegenen Leineweberfließ hatte er viel Spaß beim Baden mit seinen Kindern. Mit einem Kleinen auf dem Rücken schwamm er besser als manch anderer mit zwei Beinen solo. Vom Geländer der Brücke machte er aus dem Handstand heraus seine Kopfsprünge, auch mal mit einem Salto vorwärts. Kurzum, er stand, man könnte sagen, mit beiden Beinen auf dem Boden der Tatsachen.



Turnverein Burg, Paul oben

Und nicht nur das, er war auch ein sehr geselliger Typ, der oft mal ein lustiges Lied auf den Lippen hatte. Nicht zuletzt deswegen war er auch überall ein gern gesehener Gast. Er hatte es in seiner nicht einfachen Situation immer verstanden, alles so hinzunehmen, wie es halt war und das Beste daraus zu machen.

*

Meine Beschwerden im Bauch hatten sich während der gesamten Zeit in Burg nicht gebessert, im Gegenteil es wurde immer schlimmer, bis gar nichts mehr ging. Von einigen Seiten der Verwandtschaft und auch im Bekanntenkreis wurde ich gar als Simulantin abgestempelt. 1956 kam ich dann nach einem heftigen Anfall ins Krankenhaus. Nach langen Untersuchungen bestätigte sich die einst schon vermutete Diagnose: „Gallensteine“. 110

Stück dieser Exemplare wurden entfernt. Es war damals eine größere, schwierige Operation. Viele kleine und große Steine, zum Teil in der Größe eines Taubeneies konnte ich nach vier Wochen Krankenhausaufenthalt mit nach Hause nehmen.

Bis aus mir ein halbwegs gesunder Mensch wurde, dauerte es noch eine geraume Zeit. Mein Selbstwertgefühl musste ich mir langsam wieder zurück erarbeiten. Jetzt, wo ich mich wieder wohler fühlte, entschloss ich mich, nicht mehr zu Hause zu bleiben und auf keinen Fall mehr auf dem Feld herumzukriechen. Aus diesem Pachtacker aus purem Sand kam sowieso nicht viel heraus. Ich wollte mir viel lieber eine Arbeit suchen und etwas Geld verdienen, das für die große Familie dringend gebraucht wurde. Paul wollte mich allerdings zu Hause behalten und stattdessen selbst arbeiten gehen. Das allerdings wäre für uns ungünstig, denn ihm hätte man im Falle einer Arbeitsaufnahme seine Rente weggenommen.

Wir wurden uns einig, es gab auch keine Ausweichlösung. Er blieb zu Hause und ich fand zunächst eine Arbeit in der Molkelei. Dort füllte ich tagein, tagaus Flaschen ab. Das war für mich eine sehr langweilige Arbeit, aber immerhin verdiente ich 270 Mark, etwas mehr, als Paul seine Rente betrug. Es dauerte nicht lange, da bot sich mir eine Arbeitsstelle als Köchin in der Schule an. Das war schon eine bessere Arbeit bei der ich auch die Erfahrungen meiner früheren Arbeitsstellen bei Grazens und die vom Schloss in Briesen einbringen konnte. An der Schulspeisung nahmen auch die Mitarbeiter des Gemeindebüros teil. Durch diesen Kontakt fand ich bald eine Arbeit bei ihnen im Büro. Als Küchenleiterin hatte ich auch mit schriftlichen Dingen zu tun. Das

wusste mein späterer Vorgesetzter und er stellte mich gern ein. In der Abteilung Finanzen arbeitete ich fortan.

Am ersten Tag hatte ich nur mit Hundesteuern zu tun. Ich mochte dieses Wort schon gar nicht mehr sehen und hören. Am zweiten Tag hatte ich nur Mahnungen zu schreiben. Hinter meinem Arbeitsplatz war die Telefonvermittlung mit den verschiedensten Telefonanschlüssen vom Amt. Das war ein Holzkasten mit vielen bunten Knöpfen, bei denen die Farben eine Bedeutung hatten. Mittels dieser Knöpfe waren die unterschiedlichen Telefonverbindungen zu stöpseln. Diese Vermittlungsarbeit riss mich immer wieder aus meiner eigentlichen Arbeit heraus. Hinzu kam, dass es in diesem Holzkasten hinter mir ständig rasselte. An meinem dritten Arbeitstag war Sprechstunde.

Ein Kleinunternehmer beschwerte sich bei mir wegen seiner Steuermahnung, welche mit meiner Unterschrift versehen war. Ich wollte ihm die Mahnung erklären, sie war ja sachlich richtig und ich fühlte mich im Recht. Er aber tobte außer sich vor Wut herum. Meine Vorgesetzte, Fräulein Tischer, lauschte ruhig der Auseinandersetzung, nickte dem Mann zu und sagte, dass alles in Ordnung gehen werde, er bekomme Bescheid.

Der Mann verließ das Büro und das ältere Fräulein legte mir ein Blatt Papier auf meinen Platz, auf dem kurz und bündig das betreffende Steuerrecht zu ersehen war. Dann sagte sie:

„Das zeigt man dem Bürger, wenn er nicht verstehen will.“

Ich hätte am liebsten gesagt, dass sie das Papier, das ich nicht kannte, dem Bürger zeigen könnte, aber ich war mir noch nicht

sicher, ob ich das tun sollte. Ich dachte nur, dass alles vorübergeht.Und so war es auch.

Fräulein Tischer war immer übertrieben freundlich mir gegenüber. Sie war diese Art Mensch, wie damals Fräulein Kulick, die Cousine meiner Mutter – fromm aber manchmal auch etwas hinterhältig. Einmal kam sie mir mit einem höchst primitiven, für die Zeit völlig überholten Bibelspruch. Ich fand auf ihre für mich einfältigen Worte keine richtige Antwort und fragte nur:

„Glauben sie das wirklich?“ Da errötete sie voller Wut und antwortete:

„Ich will ihnen mal etwas sagen: Glauben sie an wen und an was sie wollen, aber was ich glaube, geht sie nichts an!“

Ich entschuldigte mich für meine Frage. Sie war ja ehrlich gemeint, aber ich merkte schnell, dass ich mir in Zukunft jedes Wort vorher überlegen sollte. Da fiel mir gleich wieder die Mam-sell Käthe Scholz vom Rittergut Wackerbarth ein, die von ihrer gelernten Menschenkenntnis und Diplomatie sprach. Sie hatte so etwas bei ihrer Herrschaft lernen müssen. Ich hatte nun mein Lehrgeld in dieser Hinsicht bezahlt. Mit den Jahren lernte auch ich durch Erfahrung, dass Offenheit zwar angenehm, aber nicht in jedem Fall angebracht ist. Man sollte immer sein Gegenüber richtig beurteilen und einschätzen, da hatte Fräulein Scholz damals völlig recht. Ich war früher immer der Meinung, dass andere die Welt ähnlich wie ich sehen würden. Nun wusste ich, dass alle Menschen grundverschieden sind und dass jeder anders denkt, fühlt und handelt. Diese Menschenkenntnis des Fräulein Scholz wollte ich in Zukunft auch beherzigen und anwenden. Dabei wollte ich immer ehrlich bleiben. Mein Mann war Atheist,

aber er war immer ehrlich, Falschheit war ihm fremd. Er konnte mich anhand von vielen Beispielen von seinem Standpunkt überzeugen und mir glaubhaft übermitteln, dass der Glaube an Gott eine längst überholte Theorie sei, woran man früher in Unkenntnis der Dinge glaubte.

Wenn es mir auch nicht immer leicht fiel, so war es mir in meinem späteren Leben doch gelungen, in Auseinandersetzungen immer zu einem zufriedenstellenden Konsens zu kommen.

Im Winter 1960/61 kamen die LPG-Werber aus Cottbus ins Gemeindeamt. Eines Morgens betrat ich mein Büro und hatte keinen Arbeitsplatz mehr. Ich stand vor meinem Schreibtisch, aber der war besetzt. Ein übermäßig dicker Mann saß auf meinem Stuhl und machte keine Anstalten, aufzustehen. Ich gab ihm zu verstehen, dass er auf meinem Stuhl sitze. Das negierte er und dann besaß er die Frechheit, mich in seine Arbeit einzubeziehen. Im Befehlston sagte er zu mir:

„Geben sie mir mal den Rat des Kreises, den Genossen Müller!“ Der Telefonapparat stand auf Fräulein Tischers Schreibtisch. Das sehr christliche Fräulein, welches von den Parteileuten überhaupt nichts hielt, war nun die Freundlichkeit selbst zu ihnen. Mich unterstützte sie in meiner Situation allerdings nicht. Als ich antwortete, dass ich den Genossen Müller und seine Telefonnummer nicht kenne, fragte er überheblich:

„Wie lange sind sie denn schon hier im Büro?“ Dabei lümmelte er widerwärtig auf meinem Stuhl. „Den Genossen Müller sollten sie auf jeden Fall kennen!“, fuhr er fort.

„Drei Wochen arbeite hier im Büro“, sagte ich, „aber mit einem Genossen Müller hatte ich noch nie etwas zu tun“.

Der große, dicke Mann stand empört auf und baute sich drohend vor mir auf. Ehe er noch etwas sagen konnte, rannte ich heulend aus dem Büro, geradewegs nach Hause. Dort erzählte ich alles Paul. Er sagte mir, dass ich zum Fischer gehen sollte. Er wäre der neue Bürgermeister und der würde sicher alles wieder ins Lot bringen. So war es dann nach diesen turbulenten Tagen auch, und ich verrichtete weiter zur vollen Zufriedenheit meine Arbeit im Gemeindeamt.

Einmal kam ein alter Mann in die Sprechstunde. Er fragte mich, ob meine Mutter Luise Graz hieß. Ich bejahte seine Frage, worauf er mit gequälttem Lächeln sagte:

„Deine Mutter wollte ich mal haben, aber sie nahm ja lieber den feinen Berliner, von dem du bist.“

„Das liegt doch schon so lange zurück“, sagte ich.

„Ja“, sagte er. „Nur hat der Berliner sie nicht geheiratet. Dann wollte sie mich, aber ich wollte sie nicht mehr.“

„Und warum nicht?“, fragte ich.

Als Antwort kam nur noch sein wiederholtes gequältes Lächeln. Er hatte trotz seines hohen Alters Mutter noch nicht vergessen. Ich fragte mich, warum er sich in seinen alten Tagen noch immer so über die Sache erboste. Wenn er sie nicht vergessen konnte, hätte er sie doch damals nehmen können.

Nach einem Jahr der Arbeit im Gemeindebüro meldete sich mein Gallenleiden zurück und ich kam wieder ins Krankenhaus. We-

gen der großen vorhandenen Narbe traute man sich keine weitere Operation und es ging zum Glück für mich ohne OP ab. Arbeiten konnte ich allerdings in meinem desolaten Zustand nicht, deshalb übernahm Paul meine Arbeit und ich blieb zu Hause.

Unser Geld reichte wieder mal hinten und vorn nicht, denn die Rente reduzierte sich auf fünfzig Mark. Hinzu kam, dass an unserem Haus größere Reparaturen erforderlich wurden. Die Holzbohlenwände waren morsch und Mutters großer Stolz, die Pension, war auch nicht zeitgemäß. Sie war nutzlos. Größere Instandsetzungen wurden erforderlich. Diese könnte Paul aber wegen seiner Invalidität nicht selbst durchführen. Das Geld für Handwerker war auch nicht vorhanden, so blieb nur noch die Möglichkeit des Verkaufes.

Außer Rudi waren unsere Kinder inzwischen alle aus dem Haus und schon verheiratet. Martin wohnte mit seiner Familie in Guben. Bei einem Besuch erzählte er uns, dass er dort ein Haus kaufen wolle. Daraufhin machten wir ihm den Vorschlag, nach Burg zu ziehen und das Haus zu übernehmen. Martin willigte ein. Beim An- und Umbau des Hauses halfen unsere Söhne alle mit. Sie kamen selbst über viele Kilometer mit dem Fahrrad. Es gab eben einen Zusammenhalt der Brüder, bei der Musik, die sie oft gemeinsam machten, als auch bei dieser Arbeit. Auch Paul half, soweit es ging, bei den Bauarbeiten mit und bald hatten zwei Familien in dem Hause Platz.

Später arbeitete Paul viele Jahre in Cottbus in einem Büro beim VEAB. Auch ich fand dort eine Arbeit. Wir fuhren beide täglich mit dem Fahrrad zum Spreewaldbahnhof und von dort mit der Bahn nach Cottbus. Auf dem Weg zum Bahnhof kollidierte ich

eines Morgens mit einem Motorradfahrer. Ich hatte mich beim Abbiegen offensichtlich nicht richtig verhalten. Während Paul mit seinem Fahrrad vorschriftsmäßig auf der Straßenmitte einen entgegenkommenden Motorradfahrer passieren ließ, bog ich mit meinem Fahrrad ab und nahm ihm die Vorfahrt. Mit einem Bluterguss und einem dick angeschwollenen Bein kam ich noch ganz gut davon. Im Gegensatz zu meinen sonstigen Beschwerden steckte ich diese vorübergehenden Schmerzen ganz gut weg.

Martin hatte bereits zwei kleine Söhne, die versorgt werden mussten. Er wollte aber, genau wie auch seine Frau, einem Arbeitsverhältnis nachgehen. Einer müsste also für die Kinder zu Hause bleiben. Da entschloss sich Paul, zu Hause zu bleiben und für die kleinen Jungen da zu sein. Für ihn war die Fahrerei nach Cottbus sehr beschwerlich. Seine „Kochkünste“ reichten dann



Wilhelmine Bildmitte, 1979 im VEB Kombinat Energieversorgung Cottbus

auch aus, um die Kleinen glücklich zu machen und das, bis sie die Schule verließen.

Nachdem ich drei Jahre bei der VEAB gearbeitet hatte, löste sich der Betrieb auf. Ich bewarb mich bei der Energieversorgung. Im alten Betrieb war ich in der Kostenbuchhaltung tätig und hatte meinen selbstständigen Arbeitsplatz und ein eigenes Arbeitsgebiet. Jetzt im neuen Betrieb hatte ich ein völlig anderes Arbeitsgebiet. Schnell hatte ich mich eingearbeitet. Weitere elf Jahre vergingen dann bis zu meinem Ausscheiden aus dem Betrieb und dem Eintritt in das Rentenleben. Diese elf Jahre vergingen für mich wie im Fluge und sie waren mit Ausnahme der kurzen Zeit im Rittergut Wackerbarth in Briesen meine schönsten Arbeitsjahre. Das Arbeitsklima im Betrieb war sehr gut, ob mit den Kolleginnen oder mit den Kollegen.

Kurz vor meinem sechzigsten Lebensjahr hatte ich noch einmal viel umzulernen. An Krankheit dachte ich dabei nicht. Dazu hatte ich gar keine Zeit. Die EDV nahm ihren Einzug. Mit dieser elektronischen Datenverarbeitung stellten sich viele weitere neue Arbeitsabläufe ein. Ich hatte nach wie vor viel Freude an meiner Arbeit, auch mit den neuen Arbeitsmethoden. Aber wie sagt man so schön? Wenn es am schönsten ist, muss man aufhören. Und so war es auch bei mir. Ich erlebte trotz meiner ständigen Krankheiten das Rentenalter. Die Verabschiedung durch meine Kollegen war überwältigend. Drei von ihnen besuchten mich dann sogar noch überraschend zu meinem runden Geburtstag zu Hause.

Ab jetzt konnte alles nur noch besser werden. Mir ging es zu Hause gut, aber dann erwischte es mich doch noch einmal. Eine fast leere Tube Rheumasalbe wurde mir zum Verhängnis.

Es war Nacht. Unser Sohn Wernfried war mit seiner Familie bei uns zu Besuch. Er wohnte zu der Zeit in Guben. Schmerzen im Knie hinderten mich, in den Schlaf zu finden. Mir fiel der kleine Rest Rheumasalbe ein, mit dem wollte ich das Knie einreiben. Aber jetzt in der Nacht? Paul wollte ich nicht wecken und schon gar nicht sollten unsere Nachtgäste gestört werden.

Ich entschloss mich, meine Behandlung im Dunkeln durchzuführen, nahm die unförmige, fast leere Tube und drückte drauf. Mein folgender Schrei weckte nicht nur Paul, sondern auch Wernfried und Familie. Der Inhalt der Tube spritzte nicht auf mein Knie, sondern direkt ins Auge. Eigentlich wollte ich Paul nicht beim Schlaf stören, hatte deshalb das Licht ausgelassen. Das war natürlich fatal, denn mit meinem lauten Aufschrei störte ich ihn erst recht. Nun mahnte Paul, dass ich nicht so laut sein solle, weil sonst unsere Gäste wach werden könnten. Er hatte zwar recht, aber durch diese Salbe wurde mein Auge völlig verätzt. Die Pupille nahm eine weiße Farbe an und schmerzte unerträglich. Sofortiges Spülen mit Wasser nutzte nichts mehr. Rudi zögerte nicht lange, zitierte mich in seinen Wartburg 311 und fuhr mit mir zum Krankenhaus nach Cottbus.

Ich konnte zwischen ambulanter und stationärer Behandlung entscheiden. Eine ambulante Augen-OP zog ich vor, um Paul nicht allein zu Hause zu lassen. Er brauchte meine Hilfe immer mehr, je älter er wurde, denn das Laufen fiel ihm im Alter schwerer. Er konnte sich zwar im Haus und im Garten mit Hilfe seiner Holzprothese und einem Gehstock bewegen, aber Gartenarbeiten oder Einkäufe im Dorf waren ihm nicht mehr möglich. So wartete Rudi auf mich und brachte mich noch in der Nacht nach Hause.

Schmerzvolle Tage folgten für mich. Aber das sollten die letzten großen gesundheitlichen Probleme gewesen sein. Mein Leben hatte sich seitdem vollkommen normalisiert. Selbst die Galle ließ mich in Ruhe. Die Arbeit in unserem kleinen Garten wurde immer mehr zur Wohltat. Unsere bekömmliche Hausmannskost mit Zutaten aus dem eigenen Garten war gesund und schmeckte vorzüglich. Ich war nun das, was mir fast ein Leben lang verwehrt blieb, ein vollwertiger gesunder Mensch. Als ich damals wegen der Verlobung in Briesen meine Arbeitsstelle aufgab, sagte Lene, das Stubenmädchen zu mir: „Du bist eben liebesbedürftig und brauchst etwas zum Anlehnen!“ Ich hielt diese Einschätzung damals als Spöttelei. Für Lene trafen diese Worte ja nicht zu. Sie war lange Zeit allein und selbständig durchs Leben gegangen. Lene hatte mit ihrer Einschätzung vollkommen recht. Ob ich es hatte oder nicht, weiß ich nicht genau. Klar ist, dass ein Partner bei all den Problemen, die das Leben bereithält, sich in die Rolle des Anderen hineinversetzen können sollte. In den meisten Fällen würde dies dazu führen, dass einige Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt werden können.

Wie ein märchenhafter Roman verliefen meine jungen Jahre nicht, dafür waren meine alten Jahre bisher schöner, als der beste Roman, den ich je gelesen habe. Dazu trug ich natürlich nicht allein bei, denn ohne eine intakte Familie wäre diese Einschätzung nicht möglich. Es gab viele Gemeinsamkeiten in unserer Familie, die das Leben angenehm gestalteten. Dazu gehörten Schach- oder Skatspiele. Vor allem war es jedoch die Musik, die Paul und mich glücklich machte. Dass später auch alle fünf Jungs in unsere Fußstapfen treten und wir gemeinsam musizieren würden, war das Sahnehäubchen auf unsere Familiengeschichte.

Wenn mir jemand in meinen jungen schweren Jahren gesagt hätte, dass ich im Alter so viel Liebe und Anlehnung von meinen Kindern, Enkeln und sogar Urenkeln erfahren würde, hätte ich das nie geglaubt. Am Ende wünsche ich mir und meinem Paul Gesundheit, damit wir noch recht lange bei unseren Lieben bleiben können.

Epilog

Recht lange noch konnte Wilhelmine mit ihrem Paul bei relativ guter Gesundheit den Kreis ihrer immer größer werdenden Familie, ich nenne sie mal Familie „Beliebig“, genießen. 1987 feierten beide ihre Goldene Hochzeit in Burg im Hotel Bleske und zehn Jahre später erlebten sie sogar noch die Diamantene. Diese wurde in der Pension ihres Sohnes Julian gefeiert. Es waren zwei sehr schöne Feiern. Bei der Goldenen Hochzeit waren noch einige Gäste aus der Generation der Wilhelmine vertreten. Zehn Jahre später hingegen dominierten dann die Enkel und Urenkel. Die fünf Söhne sorgten bei beiden Feiern mit ihrer Musik für Stimmung und gute Laune.



Auch Wilhelmine und Paul ließen es sich nicht nehmen, mit Mandoline, Geige und Gesang mitzuwirken. Diese Feiern genossen natürlich auch Wilhelmines Enkelkinder und sicher auch die Urenkel. Das fröhliche Beisammensein prägte auch sie. So wundert es gar nicht, dass einige dieser Sprösslinge sich später auch für ein Musikinstrument entschieden hatten.



Hausmusik im Festzelt

Drachhausen 1996

Im Hause der „Beliebigs“ wurde jedenfalls nach wie vor öfter musiziert. Wenn sich auch jeder der Söhne im Laufe der Zeit irgendwo seine eigene Existenz aufgebaut hatte, so war das Elternhaus doch für alle etwas Besonderes, ein Stück Heimat mit guten Erinnerungen, ein Treffpunkt zum Musizieren. Wilhelmine und Paul genossen das. Aber die Familie „Beliebig“ war halt nur eine beliebige Familie mit Ecken und Kanten, wie sie jeder Mensch hat. Wilhelmine machte ja in ihrem Leben die Erfahrung, dass al-

le Menschen grundverschieden sind und dass jeder anders denkt, fühlt und handelt.

Jeder ihrer Söhne ging seinen eigenen Weg mit seiner jeweils eigenen Familiengeschichte. Das gemeinsame Musizieren mit allen Brüdern, eigentlich das Schönste, was es einst für sie gab, wurde immer seltener. Bei jedem der fünf Brüder kristallisierte sich ein eigener musikalischer Weg heraus. Hatte Wernfried sich bereits als Kind für die klassische Musik entschieden, so bevorzugten die anderen vier mehr die Tanzmusik. Anfang der 60-er Jahre eroberte mit den Beatles, den Rolling Stones und anderen Beatgruppen eine neue Musikrichtung die Musikwelt. Diese neue Musikrichtung bedeutete für die Brüder eine weitere musikalische Trennung. Während Martin seine gewohnte Richtung beibehielt, bevorzugten die anderen drei die Rock- und Beatmusik. In den Tanzmusikformationen musizierten sie anfangs oft gemeinsam. Später spielten aber meist Rudi und Julian gemeinsam in einer Band. Wenn es aber um Volksmusik ging, musizierten alle gern zusammen, auch mit Wernfried, der neben seiner Vorliebe für die klassische Musik die Volksmusik auch sehr mochte.

Die Besetzung der Instrumente variierte dabei, und *so* spielten sie oft miteinander:

Wernfried: Geige, Mandoline, Akkordeon, Gitarre.

Siegbert: Bass, Klarinette, Saxofon, Gitarre, Mandoline.

Martin: Akkordeon, Mandoline, Gitarre, Geige.

Julian: Saxofon, Gitarre, Mandoline, Bass.

Rudi: Keyboard, Gitarre, Mandoline, Bass.

Gesungen haben alle dazu, am besten natürlich Wernfried mit seiner ausgebildeten Stimme. Er erhielt in jungen Jahren eine Gesangsausbildung und sang danach im Stadttheater Bernburg.

Bei allen Gemeinsamkeiten waren aber alle fünf Brüder sehr unterschiedlich, mit sehr unterschiedlichen anderen eigenen Interessen und mit sehr unterschiedlichen Partnerinnen, die nicht immer bei Zusammenkünften nur der Musik lauschen wollten. Sie waren in ganz anderen Verhältnissen groß geworden. Die gemeinsamen musikalischen Zusammenkünfte wurden seltener.

Musikalisch geht es natürlich bei allen weiter, nur haben sich in den letzten Jahren alle Brüder weitestgehend aus dem öffentlichen Musikerleben verabschiedet. Wernfried ist leider bereits verstorben.

Wilhelmine hatte in ihren letzten Lebensjahren, nachdem Paul bereits verstorben war, Freude daran, ihre Kinder, Enkel und Urenkel zu empfangen. Sie war eine angenehme und gute Gesellschafterin, die ihren Gästen gerne Geschichten aus ihrem Leben erzählte. Dabei konnte sie gut unterhalten, manchmal sogar stundenlang ohne Pause. Nachdem sie fertig war, sagte sie oft:

„So, Kinder, jetzt habe ich wieder zu viel erzählt“, und gab ihren Gästen indirekt zu verstehen, dass sie wieder alleine sein wollte. Sie las dann oft ein Buch. Dass sie bereits vor Pauls Tod mit dem Schreiben ihrer Memoiren begonnen hatte, verriet sie niemandem. Das blieb bis kurz vor ihrem Tod ihr Geheimnis. Sie hatte offenbar auch ein Problem mit der Veröffentlichung dieser Lebenserinnerungen. Gerade mal für zwölf Stunden hatte sie die etwa hundert Seiten aus der Hand gegeben, danach wieder zurückgefordert und vermutlich vernichtet.

Von der Politik der Bundesrepublik Deutschland war sie nicht überzeugt. Sie war eine loyalistische Anhängerin des DDR-Regimes. Deshalb blieb der Fernseher nach der politischen Wende bei ihr meistens unbenutzt. Neuere Filme mied sie, denn die Handlungen in diesen Filmen entsprachen meist nicht ihrer Lebensauffassung.

Wilhelmine fand die neue Zeitepoche als bereits überholt. Sie war der Meinung, dass sie den Kapitalismus in seiner Eigen-schaft schon zur Genüge erlebt hatte. Sie wollte ihn nicht wieder haben. Sie befand ihr Leben in der DDR als schön und ausreichend, denn ihr ging es in dieser Zeit so peu à peu besser als in den Jahrzehnten davor. Wer wollte es ihr auch verdenken? Auf ihren Fotos ist zu erkennen, dass sie anfangs immer die Randposi-tionen einnahm. Später stand sie oft im Mittelpunkt. Aus der einst schüchternen Minka wurde eine selbstbewusste, mitten im Leben stehende Frau, zwar ohne Reichtum, aber glücklich.

Gern spielte Wilhelmine Skat oder Schach. Allerdings war das nach dem Tod von Paul nicht immer einfach für sie, einen oder zwei Spielpartner zu finden. Für drei der Söhne war der Weg nach Burg ja auch etwas länger.

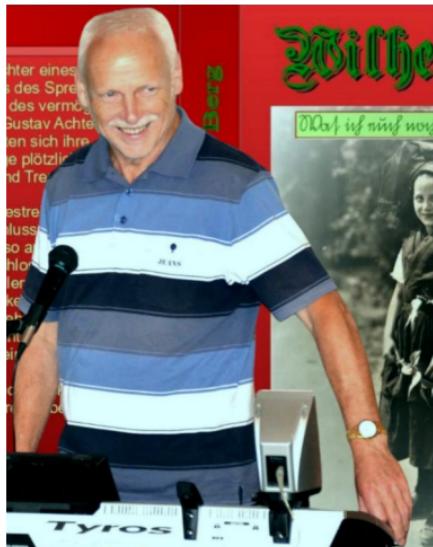
Eines sollte noch erwähnt werden: Wilhelmine war sicher in ihrem Leben nicht die Gesündeste, aber viele Krankheiten schien-en seelischer Natur gewesen zu sein. In ihrem Rentnerleben ohne Druck und Stress inmitten ihrer funktionierenden Familie war sie die Gesundheit in persona, wie sie es selbst einmal formulier-te, und wurde damit auch relativ alt.

Wilhelmine zog sich in ihrem letzten Lebensjahr immer mehr zu-rück. Es schien, als bedrückte sie irgendetwas. Sie kam dann bis

zu ihrem Tode nicht mehr aus sich heraus. Nur einmal, als sie schon völlig mit ihrem Leben abgeschlossen hatte, sagte sie nach einer Woche des Schweigens plötzlich mit klarer Stimme: „Kinder, wenn ihr wüsstet!“ Dann schwieg sie wieder und verweigerte fortan jegliche Nahrungsaufnahme und Kommunikation. Acht Tage später starb sie.

Abschließend ist eines festzuhalten: Wilhelmine war eine Frau, die es im Leben oft sehr schwer hatte. Gemeinsam mit ihrem Mann wollte sie alles für eine glückliche Zukunft ihrer Kinder tun. Sie sollten es einmal besser haben, als ihre Generationen zuvor. Sie sollten von Kriegen, wie sie ihre Vorfahren erleben mussten, verschont bleiben. Dafür engagierte sich Wilhelmine auch politisch. Sie war stolz auf ihre Söhne, insbesondere auf ihre Musikalität, aber auch auf ihre individuellen Leistungen.

Wilhelmine wollte, anders als ihre Mutter, eine moderne ehrliche Frau sein und allem Rückschrittlichen entgegentreten. Sie wandte sich gegen jeden abergläubischen Hokuspokus, wie ihn ihre Mutter noch praktizierte, und sah jede Religion als überholt und nicht zeitgemäß. In diesem Sinne erzog sie gemeinsam mit ihrem Mann ihre Kinder. Wilhelmine blieb, solange sie dazu in der Lage war, ihrem Motto treu, sich im Gespräch immer in die Lage des anderen zu versetzen und respektierte auch andere Meinungen. Zank und Streit waren ihr daher weitestgehend fremd. Sie konnte auch verzeihen und war nie nachtragend – gute Tugenden, worüber es lohnt, nachzudenken. Einmal sagte sie: „Das Leben ist sehr kurz, und es wäre schade, etwas zu versäumen, was man noch gern getan hätte.“



Autor

Wolfgang Berg, geboren 1944 in Burg im Spreewald, hat dort seine Kindheit und Jugend verbracht. Er ist verheiratet und Vater von zwei Kindern sowie Großvater von drei Enkeln. Sein Beruf ist Kaufmann, seine Hobbys sind Musik und das Schreiben.

Tauchen Sie ein in die faszinierenden Welten meiner Bücher und erleben Sie spannende Abenteuer, emotionale Höhen und Tiefen sowie unvergessliche Charaktere.

Meine Bücher:

Die Trilogie „Geboren, um zu leben“

Band 1: „Wilhelmine“,

Band 2: „Geboren, um zu leben“ (Fortsetzungsroman),

Band 3: „Die Eskapaden des Julian Bört“ (Fortsetzungsroman).

Sie wissen sicherlich, dass Romane immer fiktional sind. Auch die darin erwähnten Objekte und Namen sind erfunden. Bei autobiografischen Romanen kann das jedoch anders sein; hier sind wahre Begebenheiten enthalten. Ich hoffe, dass Sie, liebe Leserinnen und Leser, bei der Lektüre dieser drei Romane Freude und Unterhaltung erleben und gleichzeitig die eine oder andere wahre Begebenheit entdecken.

„Geboren um zu leben“ - Autobiografischer Roman

„Wir sind geboren, Taten zu vollbringen“, hat Julian mit zwölf Jahren in der Pionierrepublik „Wilhelm Pieck“ gelernt. Als Soldat bei der Nationalen Volksarmee soll er diese Taten nun vollbringen, doch Drill und Schikane sind nicht sein Ding. So gibt es auch lustige Episoden beim Militär. Seine geliebte Musik verschafft ihm dabei Vorteile. Zu Hause zurück, erlernt Julian auf Drängen von Mutter Wilhelmine einen Beruf, den sie als „vernünftig“ erachtet. Trotzdem dominiert die Musik in seinem weiteren Leben, deren Ausübung ihm die DDR-Diktatur oft schwer macht. Mit dem Mauerfall wird sein Traum wahr. Er eröffnet eine private Schenke und unterhält seine Gäste mit eigener Musik. Er erkennt aber schnell, dass in der neuen Zeit nicht alles Gold ist, was glänzt.

„Die Eskapaden des Julian Bört“ – biografische Fiktion – Liebesdrama

Der junge Musiker Julian Bört glaubt, mit der Serviererin Lina die große Liebe gefunden zu haben, doch der Schwur der ewigen Treue zerbricht mit seiner Einberufung zum Militär schon nach wenigen Jahren. Die Sehnsucht bleibt. Ohne Lina gerät sein Leben aus dem Ruder. Kein Befehl ist imstande, daran etwas zu ändern. Eine Eskapade löst die andere ab, die Liebe und ihr seltsames Spiel erlebt Julian in allen Facetten. Verliebtsein, erste Liebe, Leidenschaft, Affären, Trennung werden ihm zuteil, bis er Jana heiratet. Die Hoffnung, sein Leben mit ihr in geordnete Bahnen lenken zu können, erfüllt sich nicht. Julian erkennt, dass Jana ihn betrügt, steuert selbst den Hafen der verbotenen Liebe an. Erst mit seiner nie erloschenen Jugendliebe kommt er in ruhiges Fahrwasser.

Weitere Bücher

„Der Tote in der Heide“ – Regional-Krimi

Ist „Wildnis“ ein Märchen, das in den Wäldern herumspukt? Um diese Mär zum Leben zu erwecken, wird mit beispiellos krimineller Energie vorgegangen. Die interessante Mischung aus Fakten und Fiktion macht dieses Buch zu einer lesenswerten Lektüre.

„Die Brandstifter in der Heide“ – Doku-Roman zu „Der Tote in der Heide“ – ist ein Dokumentarroman, der umfassende Sachinformationen zu Waldbrandstiftungen und zum Kriminalroman „Der Tote in der Heide“ liefert. Dazu zählen Zitate, Erläuterungen und auch Bildmaterial.

Das Bundesumweltministerium postuliert die Notwendigkeit von Wildnisgebieten in Deutschland. Die Folgen sind bereits deutlich spürbar: Waldbrände, große Mengen Totholz und eine steigende Zahl von Borkenkäfern. Jeder echte Naturfreund, der den aktuellen Zustand des Waldes betrachtet, ist irritiert. Mit der Ausweisung als Wildnisgebiet ist außerdem ein Betretungsverbot verbunden, das auch für die Lieberoser Heide gilt.

Die vorliegende Dokumentation enthüllt die Realität hinter der trügerischen Dschungelvision. Sie zeigt, dass die komplexen Vorgänge in der Natur nicht das Ergebnis menschlicher Willkür sein können.

Seit Generationen setzen sich die Menschen in unserer Region für den Schutz und Erhalt von Kulturlandschaften wie der Lieberoser Heide ein, auch um sich dort zu erholen und die Natur zu erleben. Das wollen sie auch weiterhin in bewährter Weise tun. Politiker, nehmt ihnen nicht diese Freiheit!

„Retter der Welt“ – ein utopischer Roman, der uns eine atemberaubend neue Perspektive auf die Welt in 100 Jahren eröffnet. Im Jahr 2120 steht die Welt vor einer drohenden Apokalypse. Inkompetente Politiker und IT-Konzerne haben die Erde durch falsche Entscheidungen und fehlgeleitete Geschäfte in den Ruin getrieben. Methan produzierende Tiere sind ausgestorben. Stattdessen breiten sich Insekten wie Würmer und Käfer in großflächigen Totalreservaten aus und vernichten die Vegetation. Der kleine Rest der Menschheit steht dem hilflos gegenüber und kämpft, von Krankheiten und Seuchen heimgesucht, ums Überleben. Hansen wird von hochintelligenten Außerirdischen unterstützt, die die Menschheit retten und in eine faszinierende Alternativwelt entführen.

„Reise in die Tierolei“ – tierischer Krimi für Kids:

Mona-Lisa und Carlo sind zwei Pferde, deren Leben auf unterschiedlichen Höfen beginnt. In einem Ausbildungsstall widerfährt ihnen das gleiche Schicksal. Hier werden sie gegen ihren Willen gedrillt, dressiert und manchmal auch gequält. Von dem großen Geld, welches die Menschen mit ihnen verdienen, haben sie nichts. Deshalb nehmen sie ihr Schicksal in die eigenen Hände, nein in die eigenen Hufe! Ihre Fähigkeiten, die menschliche Sprache zu verstehen und sogar auch sprechen zu können, sind dabei sehr hilfreich. Sie befreien sich aus ihrer Gefangenschaft. In einem Pferdeheim treffen sie auf zwei Pferde aus der Tierolei, einem Land, in dem alle Tiere und die Menschen gleichberechtigt miteinander zusammenleben. Dort wollen sie hin. Das schaffen sie aber nicht allein. Andere Tiere, auch Hunde und Katzen, werden zu Gehilfen. Ein nicht ganz ungefährliches Abenteuer nehmen sie für ihre große Freiheit in Kauf.

